

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Jahrgang 1904

urn:nbn:de:bsz:31-62042

07
22

Großer
Volkskalender
des
Jahres hinkenden Boten
für
1904



Jahr.
Druck & Verlag v. J. H. Griger.
(Moritz Schauenburg)

OZ
A 22 1904

Von Autoritäten der Kinderheilkunde und Tausenden von Aerzten empfohlen. — Im Gebrauch der grössten Kinderhospitäler Deutschlands, Oesterreich-Ungarns etc.

Kufeke's

Beste Nahrung für gesunde u. darmkranke Kinder.

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die Muttermilch. Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an Verdauungsstörungen. Kufeke's Kindermehl ist besonders in den Sommermonaten unentbehrlich und kommt bei Brechdurchfall, Darmkatarrh und Diarrhoe etc. als **BESTES** in Anwendung.

Kinder-mehl

Bestes im Gebrauch Billigstes.

Gratis: Die Broschüre „Der Säugling“, Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für Jede Mutter, welche ihr Kind gesunden und pflegen will. Von einem Kinderarzt. Erhältlich in **APOTHEKEN** und **DROGERIEN** DEUTSCHLANDS, OESTERREICH-UNGARNS, der SCHWEIZ etc. und von der Fabrik:

R. KUFKEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien I.

Neu! Neu!



Orgophon.

Neues vervollkommenes Drehinstrument mit austauschbaren Stahlnoten.

Zur Unterhaltung und zum Tanze in Familienkreise besonders geeignet.

Orgophon No. 1

zum Drehen, 26 Harmoniumstimmen M. 35.—

Jede Note 1.50

Kabinett-Orgophon

z. Drehen, 26 Harmonium-

Doppelstimmen M. 50.—

Jede Note 1.50

Neu! Trommel-Orgophon

Salon-Orgophon

z. Drehen, 26 Harmonium-

Doppelstimmen M. 75.—

Jede Note 1.50

Riesen-Orgophon

z. Drehen, 38 Harmonium-

Doppelstimmen M. 100.—

Jede Note 2.—

Jede Note 2 M.

Illustrierte Preisliste und Notenverz. gratis!

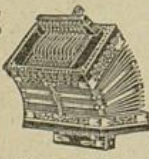
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.



Brennabor bekannt erstklass., Nähmaschinen dabei billigste

in allen Systemen für Haushalt und Konfektion. 14 Tage Probezeit. 5 Jahre Garantie. Auch auf Ratenzahlung. Preislisten gratis. Lieferung überallhin direkt, daher enorm billig, Wm. Leifermann, Hamburg I. durch den alleinigen Engrosvertrieb

Lebor 5000 Dank-schreiben.



Meinel & Herold,

Harmonikafabrik Klingenthal (Sachsen) Nr. 890

vers. direkt per Nachn. ihre vorzügl. Konzertszug-Harmonikas, ca. 34 bis 38 cm hoch, mit prächtigem Orgelton, offener feiner Klaviatur, verbesserte Stahlfederung, für deren Haltbarkeit wir garantieren, Metallschutteden (Edensöhner), garantiert **stärkste** Stimmen, per Stück:

10 Tast., 2 Reg., 50 Stim. M. 4.50	10 Tast., 8 Reg., 172 Stim. M. 30.—
10 " 3 " 70 " 6.—	21 " 2 " 108 " 11.—
10 " 3 " 70 " 7.50	21 " 4 " 108 " 21.—
10 " 4 " 90 " 9.50	21 " 6 " 158 " 27.—
10 " 6 " 130 " 15.—	Schule u. Kiste z. Harm. umsonst.

1., 2. und 3-reih., sowie sogen. Wiener Harmonikas in über 120 Nr. von M. 3.— an. Auserweitigt billiger angebotene sind bedeutend minderwertiger. Ueberzeugen Sie sich, daß unsere Harmonikas die denkbar besten u. dabei die anerkannt billigsten sind. Bandonions, Mundharm., Ocarinas, Violinen, Zithern, Accordzithern, Musikwerke, Drehorgeln. Garantie: Zurücknahme und Geld retour. Vor anderweit. Einkauf bitten unseren Katalog (100 Seiten stark) mit 200 Abb. umsonst zu verl.

Diplome Muster frei. H. Schneider Hofstaßiggraph, Gotha.

Patente, Muster, Marken besorgt prompt u. sachgemäß Paul Rückert, Gera (Reuss).

Stütz'sche Hühneraugenringe

(Hülzringe in Plasterform), unübertroffen in Bezug auf sichere und schmerzlose Wirk. Kein Berutschen, desh. Schönmung d. gef. Haut. Schacht 80 Pf., einzelne Ringe 15 Pf. i. d. Apoth.

Bei Bleichsucht, Blut- u. Appetitmangel, Rekonvaleszenz, Magenleiden, allgem. Körperschwäche empfehle Chinasäure-Wein. Flasche 1 M., 5 fl. Franko-Sendung. Seit Jahren mit Erfolg laut zahlr. Anerkenn., die gerne zur Verfügung stehen, angewandt. **E. Blümlein**, Apothekenbes., Emmerich a. Rh.

Illustr. Führer gratis durch „Fremdenverein“ Wertheim a/Main (Baden) Beliebtes Reiseziel. Burgruine, 2 Flüsse, Berge, Wälder, Gymnasium. Deutsche Nationalschule.

Bildschön!

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und blendend schöner Teint.

Alles dies erzeugt Nadebeuler Steifenpferd.

Lilienmild-Seife von Bergmann & Co., Nadebeul-Dresden Schutzmarke: Steifenpferd. à St. 50 Pf. zu haben in den meisten Apotheken und Drogeriegeschäften.

Phonograph

auf Lyra-Fuss mit 12 Walzen für **12 Mark**,



auf Kasten wie Abbildung **18 Mark** erhalten sie sofort per Nachnahme. Die Walzen sind laut und gut, der Apparat geht tadellos. Teuere Phonographen und Grammophone liefert auch auf Teilzahlung **E. Schmidt, Berlin S. 76.** Kommandantenstraße 57. Kataloge gratis.

1943 Nr. 1246



Im Hotel.
 Fremder (zum Zimmermädchen):
 „Sagen Sie mal, Kleine, der Wirt hat's doch nicht gesehen, wie ich Sie eben geküßt habe?“
 Zimmermädchen:
 „Natürlich hat er's gesehen... 's steht schon auf der Rechnung!“

Wichtig für Raucher!
 Billig lief. d. Cigarren- u. Tabakfabrik v. Gebr. Höfer & Eckes, Ladenburg, Bad., jed. Konfurr. die Spitze bietend, Cigarren, Ia. Qualität, 100 St. 2,60, 2,80, 3, 3,20, 3,40, 3,50 bis 10 Mk. Cigaretten, 100 St. 0,65, 0,70, 0,75, 0,80, 1-3 Mk. sowie ff. Rauchtabake, 10 Pfd. 0,70 l. 1,60, 2,00, 3,00, 4,40, 4,80, 7,60, 8,50 Mk. ab hier per Nachnahme. Umtausch gestattet. Tausende Anerkennungen.

Haarfärbekamm



graue oder rote Haare echt blond, braun oder schwarz färbend. Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Stück 3 Mk. Diskrete Zusendung i. Brief (Kosm.-Lab.)
Rud. Hoffers.
 Berlin, Karlshorst 105.

Wanturnf = Felle sowie sonstige Felle von Füchsen, Mardern, Alts, Ottern, Hasen, Kanin etc. etc. taugt zum höchsten Preise
D. Kölner in Leipzig, Brühl 47.
 Zusendung, wenn persönliche Lieferung nicht möglich, durch Post erbeten, wofür Betrag umgehend franko eingekandt wird.

In mehr als 150 000 Familien im Gebrauche!!
 Streng reelle u. anerkannt billige Bezugsquelle für garantiert neue

Gänsefedern

Gänsefedern, Schwannenedern, Schwannendauern sowie für alle anderen Sorten Bettfedern und Daunen in bester, unübertroffener Reinigung!
 Wir versenden zollfrei geg. Nachnahme jedes beliebige Quantum: gute neue Bettfedern per Pfund für 0,80; 1 Mark; 1,40; feine prima Halbdauern 1,60; 1,80; halbweisse Polarfedern 2 M. (geleglich geschüßt!); weisse Polarfedern 2,50 (geleglich geschüßt!); Silberweisse Gänse- und Schwannenedern 3; 3,50; 4; 4,50; 5 M. Echt chinesische Ganzdaunen nur 2,50 u. 3 M.
 Ferner ganz besonders beachtenswert: Nordische Polar-daunen 3; 3,50; 4; 4,50 u. 5 M. (geleglich geschüßt).
 Nichtgefallendes bereitwilligst auf unsere Kosten zurückgenommen. Daher für den Käufer jedes Risiko ausgeschlossen. An Sonn- und christl. Feiertagen Geschäft geschlossen!
 Vieltausendfältige Anerkennung!!
 Täglich zahlreiche Nachbestellungen!!

Pecher & Co. in Herford Nr. 337 s in Westfalen.

Probieren Sie die Proben gratis! Proben gratis! Proben gratis!
 Proben nebst Preislisten von Bettfedern Bettstoffen und von fertig gefüllten Betten umsonst und portofrei! — Angabe der Preisliste für Federn- und Daunnen-Proben ist erwünscht.

Viel Geld verdienen Sie

wenn Sie bei Bedarf meine
 Cäsar-Räder,
 Cäsar-Pneumatik,
 Cäsar-Fahrradzubehör,
 Cäsar-Phonographen,
 Tip Top-Nähmaschinen,
 Petroleumöfen kaufen, welche entschieden die besten und allerbilligsten sind.
 — Hauptkatalog gratis und franko. —

F. A. Lange, Leipzig 73, Karlstrasse 22.



Gegen Husten und Heiserkeit!
Lakritzia-Bonbons.

Unter Verwendung der vom Herrn Prälaten Kneipp empfohlenen Kräuter. Lakritzia-Bonbons nur in Bonbonnieren mit nebenstehender Schutzmarke.
 Gesetzlich geschützt. D. R. G.-M.-S. 6485.
 Weltausstellung Paris 1900: Goldene Medaille.
 Alleinige Fabrikanten:
Els. Konservenfabrik & Importgesellschaft
 Strassburg i. Els.

Dr. Emmerich's Heilanstalt
für Nervenranke. B.-Baden. Segr. 1890.

Sänzl. beschwerdenfr. Morphium- etc. Entziehung.

Absolut gefahrloser Ersatz jeder Dosis, ohne Rücksicht auf Dauer der Gewöhnung. Dauer der ganz ohne Beschwerden verlaufenden Kur 4 bis 6 Wochen. Ausführl. Prospekt u. Abhandlungen kostenlos. (Geistesranke ausgeschlossen.)

Dirig. Arzt: **Dr. Otto Emmerich.** 2 Aerzte.

OZ
A 22 / 1904





Frühstücksgäste.
Gemälde von F. Schlesinger.

OZ
A 22

Großer

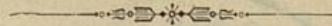
Volks-Kalender

des

Zahrer Hinfenden Boten

für das Jahr

1904.



Jahr.
Druck und Verlag von J. H. Geiger.
(Moritz Schauenburg.)



2

Inhalt.

	Seite.
Deutsche Glocken. Gedicht von Fritz Lienhard	1
Ermittelung des Wochentages für jedes Datum von 1789—1980	28
Wechselstempeltarif	28
Zinstabelle, Münztabelle, Maß und Gewicht	29
Trächtigkeits- und Brütetkalender	30
Portotarif, Gebührentarif für Telegramme	33
Genealogie	34
Aus dem Burenkriege	35
Weltbegebenheiten	37
Herr im Hause. Preiserzählung von Carl Weitbrecht	49
Im letzten Augenblick. Von Balduin Möllhausen	61
Der Gotteslohn	67
Suum cuique. Standrede	71
Das Libdinghüsle	74
Tabak und Schnaps	77
Die versöhnten Geschwister	79
In der Wassermühle	82
Socken oder Lappen. Militärhumoreske von Maximilian Schmidt	92
Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle	94
Katechismus für Arbeiter	95
Das Lahyer Reichswaisenhaus	96
Das Testament des Lumpensammlers. Von Balduin Möllhausen.	97
Alte und Junge. Von Eva Gräfin von Baudissin	114
Das gebrochene Gelübde	124
Ein Bubenstreich. Humoreske von f. f. Masaidel	127
Dorfbekanntschaften aus der Sommerfrische	128
Die heilige Stephanskrone. Historische Erzählung von Irma von Troll-Borostyáni	129
Wie schön ist Gottes Welt	134
Der Weindieb im Pfarrhof. Von f. f. Masaidel	142
Der dankbare Kupferschmied. Humoreske von f. f. Masaidel	143
Der Zellbeern-Wöllem	145
Der Papagei als Ehe- und Friedensstifter	155
Abgetrumpft. Von Maximilian Schmidt	157
Im Vollfeuer	159



Sirolin

Bewährtes Heilmittel bei Lungenkrankheiten, Katarrhen der Atmungsorgane, Skrophulose und Schwächezuständen.

Sirolin wird von den hervorragendsten Professoren und Aerzten Europa's als sehr wirksames Mittel bei Lungenkrankheiten empfohlen.

Sirolin bewirkt, wie tausendfältige Erfahrung lehrt, schon nach kurzem Gebrauch bei Lungenkranken eine Abnahme des Hustens und des Auswurfes, Verschwinden der so lästigen Nachtschweiße, Zunahme des Appetits und des Körpergewichtes.

Sirolin heilt beginnende Lungentuberkulose und bessert vorgeschrittene Fälle.

Sirolin ist ein glänzendes Heilmittel bei chronischen Bronchialkatarrhen.

Sirolin bewirkt bei blutarmen, mageren und schwächlichen Menschen eine Hebung des Appetits und eine Zunahme des Körpergewichtes. Es ist somit ein glänzendes **Mittel gegen Magerkeit**.

Sirolin wird wegen seines angenehmen Geschmackes und Geruches von den verwöhntesten Gaumen und selbst von Kindern gerne genommen. Insbesondere erfolgt bei skrophulösen Kindern eine rasche Besserung des Allgemeinbefindens und Beseitigung der skrophulösen Erscheinungen.

Sirolin ist besonders empfehlenswert als Unterstützung klimatischer Behandlung in den Kurorten.

Sirolin ist in den Apotheken in Originalflacons von ca. 150 Gr. zum Preise von Mk. 3.20 erhältlich.

 *Sirolin ist nur echt, wenn jede Flasche mit unserer Firma versehen ist.*

Alleinige Fabrikanten:

F. Hoffmann-La Roche & Cie.

Fabrik chem.-pharmaceut. Producte

Basel (Schweiz) und **Grenzach** (Baden).

Deutsche Glocken.



Hört ihr die deutschen Glocken,
Die über die Häuser und Hügel gehn?
Die starken Sonntagsglocken,
Die allen Rauch aus den Herzen wehn?

Viel heilige Töne wandeln
Heut um den Erdball herum,
Es bleibt in schwingenden Lüften
Nicht Glocke noch Glöckchen stumm.
Über den schweigenden Hämmern
Ist aller Dunst verweht:
Ins reine Blau der Höhe steigt
Der Erde Glockengebet.

Du Land, mein Land am Rheine,
Mein Land am Oderstrand!
Schön ist vor allen andren
Dein leuchtend Feiergewand.

Im Frühwind schimmern die Hügel
Und alles Feld ist klar;
Über die Dörfer und Herzen gehn
Gesänge wunderbar.

Heut ist auch in die Herzen
Ein Edelglöckchen gehängt,
Das mag nicht harren, nicht schweigen,
Wenn's draußen gen Himmel drängt.
Antwort geben die guten,
Die Herzen voll und fein —
Von Glocken und von Herzen soll
Überall ein Läuten sein!

Zu schwach wär' unser Singen,
Zu zart der Stimme Klang:
Da fanden wir der Glocken
Metallnen Kraftgesang.
Umfassend Leid und Liebe
Und was da Sorge heißt,
Klingt es und schwingt nun himmelan
Zu dir, allewiger Geist!

O Glocken, deutsche Glocken!
Fahr' ich auf fernstem Meer —
An eure Sonntagstimmen
Allimmer denk' ich her.
Ich bete mit stehenden Armen:
„Herr Gott, verlaß uns nie!
Gib unsrem Volk der alten Kraft
Sieghafte Melodie!“

Die Rauchluft dieser Zeiten
Wogt und wuchtet so bang: —
Herauf, du alter, deutscher
Seelen-Glockengesang!
Durchbrich du, finde den Himmel,
Durchbrich die lastende Schicht —
Auf Melodien stutet dann
Herab das goldene Licht!

Glocken, ihr deutschen Glocken,
So sollt ihr den Rauch aus den Herzen
wehn!
Starke Sonntagsglocken,
So sollt ihr über die Erde gehn!

Fritz Wienhard.

1904. I.	Januar oder Schneemonat		C= u. Planetenlauf		Mond		Sonnen		
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Wittemaßl.	Bitterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Freit.	1	Neujahr, IESUS	Adilo			Abendstern in größter Aufwelsung.	2.56	5.32	8. 6 4. 0
Samst.	2	Abel, Seth, Makar.	Meinolf			in falt	3.54	6.36	8. 6 4. 1
1	C. 2. S. u. W. Prot. Die Taufe Jesu. Matth. 3, 13-17. Kath. Weise aus Morgenland. Matth. 2, 1-12.						Tageslänge 7 Stunden 56 Minuten.		
Sonnt.	3	Isaak, Genov., Gn.	Adelfried			^{6.47} Erdn.	5. 2	7.35	8. 6 4. 2
Mont.	4	Elias, Titus, Isab.	Rigobert			Erdn. Pind	6.16	8.23	8. 6 4. 4
Dienst.	5	Simeon, Telesph.	Roger, Rand.			h	7.34	9. 9 8.	6 4. 5
Mittw.	6	Bl. 3 Kön., G. Chr.	Eckefried			trüb	8.53	9.45	8. 6 4. 6
Donn.	7	Isidorus, Lucianus	Alderich			Wind	10. 9	10.16	8. 5 4. 7
Freit.	8	Erhardus, Severin.	Vilmut			Cim retr.	11.23	10.45	8. 5 4. 8
Samst.	9	Julianus, Martial.	Gudula			^{10.10} ♀	verm. 11.13	8. 5 4. 9	
2	C. 1. S. u. Ep. Prot. Gott ist Geist. Joh. 4, 5-24. Kath. Jesus 12 Jahre alt. Luk. 2, 42-52.						Tageslänge 8 Stunden 6 Minuten.		
Sonnt.	10	Samson, Paul, Ag.	Hartmut			un-	0.36	11.42	8. 4 4.10
Mont.	11	Gerson, Hyginus	Hilde, Had.			h	1.47	nachm. 8.	3 4.12
Dienst.	12	Reinhold, Ernestus	Mildrande			freund-	2.55	0.44	8. 2 4.14
Mittw.	13	XX. Tag, Hilarius	Dietmar			lich	3.59	1.22	8. 2 4.15
Donn.	14	Felix, Priester	Walerich			Schnee-	4.58	2. 3 8.	1 4.17
Freit.	15	Maurus, Habakuf	Ittha, Warb.			fall	5.52	2.51	8. 1 4.18
Samst.	16	Marcellus, Heinrich	Gebürtst. d. Jürsten zur Lippe.			Wird Morgenstern	6.40	3.44	8. 0 4.20
3	C. 2. S. u. Ep. Prot. Jesus der Welt Heiland. Joh. 4, 25-42. Kath. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11.						Tageslänge 8 Stunden 22 Minuten.		
Sonnt.	17	Antonius, Ulfried	Ulfried			^{4.47} h	7.21	4.39	7.59 4.21
Mont.	18	Priska, Wilfriede	Mainrad			frisch	7.57	5.38	7.59 4.22
Dienst.	19	Martha, Sara, Kan.	Wilfried			in Schnee	8.20	6.38	7.58 4.24
Mittw.	20	Fabian u. Sebastian	Gebürtst. d. Jürsten zu Walfed.			Erdf., ♂	8.55	7.40	7.57 4.25
Donn.	21	Agnes, Meinrad	Gibich			♂ in	9.20	8.41	7.56 4.27
Freit.	22	Vinzenz, Anastasius	Adram			Cim ♂	9.44	9.43	7.54 4.29
Samst.	23	Emerentia, Rahm.	Bertram			naß	10. 7	10.47	7.53 4.31
4	C. 3. S. u. Ep. Prot. Jesus in der Schule zu Nazareth. Luk. 4, 14-24. Kath. Jesus heilt den Knecht d. Hauptm. Matth. 8, 1-13.						Tageslänge 8 Stunden 40 Minuten.		
Sonnt.	24	Timotheus, Erich	Isberga			be-	10.31	11.51	7.52 4.32
Mont.	25	Pauli Bek., Poppo	Poppo, Ingo			^{9.41} ♀	10.57	verm. 7.51	4.34
Dienst.	26	Polykarp., Pauline	Theodolinde			deckt	11.27	0.57	7.50 4.36
Mittw.	27	Kais. Geb. Joh. Chryf.	Gothhold			frisch	nachm. 2. 3	7.48	4.38
Donn.	28	Karl, Karoline	Karl			♂ direkt	0.44	3.10	7.47 4.40
Freit.	29	Valer., Rürger, Franz	Rüdiger			♀ ♂	1.34	4.16	7.45 4.41
Samst.	30	Adelgunde, Martina	Algunde			♀ in wit-	2.35	5.17	7.44 4.43
5	C. Septuages. Prot. Die Heilung des Blindgeborenen. Joh. 9, 1-7. Kath. Arbeiter im Weinberg. Matth. 20, 1-16.						Tageslänge 9 Stunden 2 Minuten		
Sonnt.	31	Virgil, Petrus Nol.	Faramund			dig	3.46	6.12	7.43 4.45

Wuß- und Betttag: 8. in Württemberg.

Januar

Gereimter Witterungskalender.

Bei Donner im Winter ist viel Kälte dahinter. — Morgens Morgenwind, mittags Mittagswind, auf Tage schön Wetter wir sicher sind. — Gut Wetter kündigt Abendrot, doch Morgenrot bringt Wind und Rot. — Der Abend rot und weiß das Morgenlicht, dann trifft den Wandrer böses Wetter nicht. — Auf gut Wetter vertrau, beginnt der Tag nebelgrau. — Die dunkle Nacht beitreten Tag macht. — Frühregen entweicht, eh' die Uhr auf zwölfe zeigt. — Regen in der frühe gilt als gut Zeichen aller Welt. — Wenn feiner Regen will, macht grohen Wind er still.



31 Tage.

Vollmond den 3. vorm.
6 U. 47 M. Trüber Himmel.
Letztes Viertel den 9. nachm.
10 U. 10 M. Schneefall.
Neumond den 17. nachm.
4 U. 47 M. Schnee und Regen.
Erstes Viertel den 25. nachm.
9 U. 41 M. Meist windig.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1904. II.	Februar oder Hornung		C = u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnen.		
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.		Deutscher.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Untg. u. M.
Mont.	1	Brigitta, Ignatius	Sigebert		5. 3	6.58	7.41	4.47
Dienst.	2	Maria Rein., Lichtm.	Bodo, Strut.		6.24	7.39	7.39	4.49
Mittw.	3	Blasius, Hadelin	Hadelin		7.45	8.14	7.38	4.51
Donn.	4	Veronika, Kleophea	Frodobert		9. 3	8.46	7.37	4.52
Freit.	5	Agatha, Bertolf	Rolant		10.20	9.16	7.35	4.54
Samst.	6	Dorothea, Alderich	Theodolf		11.34	9.46	7.34	4.56
6	C. Serages. Prot. Jesus die Auferstehung. Joh. 11, 20-27. Kath. Gleichnis vom Säemann. Luf. 8, 4-15.				Tageslänge 9 Stunden 25 Minuten.			
Sonnt.	7	Richard, Romuald	Richard		verm.	10.16	7.32	4.57
Mont.	8	Salomon, Joh. v. M.	Romuald		0.44	10.47	7.31	4.59
Dienst.	9	Apollonia, Otto	Bertold		1.51	11.23	7.29	5. 1
Mittw.	10	Scholastika, Wilhelm	Vollbert		2.52	nachm.	7.27	5. 3
Donn.	11	Euphrosina, Desider.	Landolt		3.48	0.49	7.25	5. 5
Freit.	12	Eulalia, Ludovika	Pippin		4.37	1.40	7.23	5. 7
Samst.	13	Jonas, Benignus	Walafried		5.20	2.34	7.22	5. 8
7	C. Est, Hrn. Fastu. Prot. Jesus bei Zachäus. Luf. 19, 1-10. Kath. Vom Blinden am Wege. Luf. 18, 31-43.				Tageslänge 9 Stunden 50 Minuten.			
Sonnt.	14	Valentin, Aldesons	Wilburga		5.53	3.30	7.20	5.10
Mont.	15	Faustinus, Siegfried	Sigfried		6.30	4.30	7.18	5.12
Dienst.	16	Fastnacht, Juliana	Randolt		6.59	5.32	7.16	5.13
Mittw.	17	A scher m., Donatus	Widgern		7.24	6.31	7.15	5.15
Donn.	18	Simeon, Flavian	Balderich		7.49	7.36	7.13	5.16
Freit.	19	Gabinus, Mansuet.	Humbert		8.13	8.38	7.11	5.18
Samst.	20	Eucharis, Cleuther.	Elisinde		8.36	9.41	7. 9	5.20
8	C. Anvor. Prot. Das Sigen zur Rechten u. Linken Jesu. Matth. 20, 17-23. Kath. Jesus wird versucht. Matth. 4, 1-11.				Tageslänge 10 Stunden 15 Minuten.			
Sonnt.	21	Felix, Cleonora	Kunimund		9. 2	10.46	7. 7	5.22
Mont.	22	Petri Stuhlfeier	Gosbert		9.29	11.51	7. 5	5.24
Dienst.	23	Josua, Petrus Dam.	Gottlieb		10. 1	verm.	7. 3	5.26
Mittw.	24	Schalltag, Quat.	Albrecht		10.39	0.55	7. 1	5.27
Donn.	25	Matthias, Leutfried	Geburtsdag des Königs v. Württemb.		11.23	1.59	6.59	5.29
Freit.	26	Viktorin, Walburga	Btila		nachm.	3. 0	6.56	5.31
Samst.	27	Astor, Alexander	Waldemar		1.20	3.56	6.54	5.33
9	C. Kemin. Prot. Das Sterben des Weizenkorns. Joh. 12, 20-27. Kath. Verklärung Christi. Matth. 17, 1-9.				Tageslänge 10 Stunden 43 Minuten.			
Sonnt.	28	Sara, Leander	Angelbert		2.33	4.46	6.52	5.35
Mont.	29	Romanus, Viktor	Alarich		3.50	5.29	6.50	5.36
Fuh. u. Bettage: 21. in Bayern u. Württemberg. 26. in Mecklenburg.								
Der Auf- und Untergang von Sonne und Mond ist auf die geographische Breite von Erfurt berechnet und in Ortszeit angegeben. Will man die entsprechende Uhrzeit (M. E. Z.) haben, so muß man den für den betreffenden Ort geltenden Zeitunterschied hinzufügen (siehe die Tabelle S. 27). Alle übrigen Zeitangaben beziehen sich auf mitteleuropäische Zeit (M. E. Z.)								

Februar

Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen,
 Regenbogen am Abend, den Hirten labend. —
 Wind vom Sinken der Sonn' ist mit Regen
 verbündet, Wind vom Steigen der Sonn' uns
 gut Wetter verkündet. — Der Nebel, wenn
 er steigend sich erhält, bringt Regen, doch klar
 Wetter, wenn er fällt. — Dicke Abendnebel
 begen öfters für die Nacht den Regen. — Wenn
 kurz vor Vollmond der Sonn' Aufgang neblig
 war, wird's Wetter in den nächsten Tagen
 warm und klar. — Winternebel bringt Tau
 bei Ostwinde, bei Westwind treibt er weg
 das Gefinde. — Des Stinknebels Gewalt
 macht's Wetter raub und fast.



29 Tage.

Vollmond den 1. nachm.
 5 U. 33 M. Bringt Sonnenschein.

Festes Viertel den 8. vorm.
 10 U. 56 M. Angenehmes Wetter.

Neumond den 16. nachm.
 0 U. 5 M. Bringt feuchte Bitterung.

Erstes Viertel den 24. nachm.
 0 U. 9 M. Milde Luft.

1.	.....
2.	.....
3.	.....
4.	.....
5.	.....
6.	.....
7.	.....
8.	.....
9.	.....
10.	.....
11.	.....
12.	.....
13.	.....
14.	.....
15.	.....
16.	.....
17.	.....
18.	.....
19.	.....
20.	.....
21.	.....
22.	.....
23.	.....
24.	.....
25.	.....
26.	.....
27.	.....
28.	.....
29.	.....

1904. III.	März oder Lenzmond		C-u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Aufg. u. M.	Untg. u. M.
Dienst.	1 Albinus, Donatus	Benno		(Erdu. hell	5.12	6. 8	6.48	5.38
Mittw.	2 Simplicius, Luise	Geburtstag des Papstes Leo XIII.		3.18	6.32	6.40	6.45	5.40
Donn.	3 Kunigunde, Titian	Kunigund		C im	7.53	7.12	6.43	5.42
Freit.	4 Adrian, Kasimir	Heimo		(C , C)	9.11	7.42	6.41	5.44
Samst.	5 Friedrich, Gusebins	Walbod		windig	10.26	8.14	6.39	5.45
10	V. Oculi	Prot. Die Verkürzung Jesu. Joh. 17, 1-8. Kath. Jesus treibt Teufel aus. Luf. 11, 24-28.			Tageslänge 11 Stunden 10 Minuten.			
Sonnt.	6 Fridolin, Friederike	Aldegar		C ♀, C ♀	11.36	8.46	6.37	5.47
Mont.	7 Perpetua, Felicitas	Kero, Gero		in rauh	verm.	9.21	6.35	5.48
Dienst.	8 Philemon, Joh. v. G.	Manfred		C ♀ ♀ ♀	0.42	10. 2	6.33	5.50
Mittw.	9 Mittfasten, 40 Witt	Hedio		2.1 trüb	1.40	10.47	6.31	5.51
Donn.	10 Alexander, 40 Märt.	Wielant		(C , C)	2.33	11.35	6.29	5.53
Freit.	11 Rosina, Cyrillus	Wittekind		(C , C)	3.18	nachm.	6.27	5.55
Samst.	12 Gregor, Theophanes	Asbrant		Regen	3.58	1.24	6.24	5.56
11	V. Lätare.	Prot. Die Heiligung in der Wahrheit. Joh. 17, 9-19. Kath. Jesus speist 5000 Mann. Joh. 6, 1-15.			Tageslänge 11 Stunden 36 Minuten.			
Sonnt.	13 Euphrasia, Nicophor.	Giselher		naß	4.33	2.23	6.22	5.58
Mont.	14 Zacharias, Mathilde	Mechthild		C Erdf., C ♀	5. 2	3.23	6.20	6. 0
Dienst.	15 Christoph, Longinus	Tothar, Roth.		(C ♀ Wind	5.29	4.25	6.18	6. 2
Mittw.	16 Heribert, Henriette	Heribert		C ♀ (C)	5.53	5.27	6.16	6. 3
Donn.	17 Gertrud, Patrizius	Gertrud		6.39 C im	6.17	6.30	6.13	6. 5
Freit.	18 Gabriel, Anselm	Anshelm		unrichtb. - Finst.	6.41	7.34	6.11	6. 7
Samst.	19 Joseph, Nährvater	Jugunde		♀ in (C)	7. 7	8.38	6. 8	6. 9
12	V. Aud. Konf.-Tag.	Prot. Gemeinschaft mit Gott. Joh. 17, 20-26. Kath. Juden wollen Jesum steinigen. Joh. 8, 46-59.			Tageslänge 12 Stunden 4 Minuten.			
Sonnt.	20 Emanuel, Joachim	Geb. des höchsten Reichs a. v.		(C ♀	7.33	9.43	6. 6	6.10
Mont.	21 Benedikt, Klementia	Relinde		in Tag- und	8. 3	10.48	6. 4	6.12
Dienst.	22 Kasimir, Br. Klaus	Imideo		Nachtgl. Frühf.-N.	8.40	11.51	6. 1	6.14
Mittw.	23 Viktorian, Eberhard	Lüdiger		i. (C ♀	9.21	verm.	5.59	6.15
Donn.	24 Gabriel, Pigeninus	Lieberga		10.37 n. trüb	10.10	0.52	5.57	6.17
Freit.	25 Maria Verkündig.	Romilda		(C (C)	11. 7	1.48	5.5	6.19
Samst.	26 Ludgerus, Olympia	Guntram		wird Abendstern	nachm.	2.38	5.53	6.20
13	V. Palmtag.	Prot. Einzug Jesu in Jerusalem. Joh. 12, 12-19. Kath. Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1-9.			Tageslänge 12 Stunden 31 Minuten.			
Sonnt.	27 Ruprecht, Lydia	Berengar			1.26	3.22	5.51	6.22
Mont.	28 Priskus, Guntram	Wilhelm		C ♀ stür-	2.42	4. 1	5.48	6.23
Dienst.	29 Eustachius, Mechth.	Marbod		C Erdu., C ♀	4. 3	4.35	5.46	6.25
Mittw.	30 Guido, Quirinus	Wido, Udo		C im misch	5.22	5. 8	5.44	6.27
Donn.	31 Gründ., Balbina	Rovena		1.41 n. (C)	6.41	5.38	5.42	6.28
Fuß- u. Bettage: 2. im Kar. Sachsen. 4. in Waldeck und Pyrmont und in Württemberg. 27. in Hessen.								
Wos ich im Wechsel der Tage erstet, War ein erventliches ehrlisches Streben:				Namenlos qualtvoll wird dem das Leben, Der keinem Ziele entgegengeht. Otto Fromber.				

März

Viel und länger Schnee: viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Viel Schnee, den uns der Feig entlernte, läßt zurück und reiche Ernte. — Bleibt der Winter zu fern, nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn' und ein Tag Regen gleicht aus in Niederrung und Höhe den Segen. — Mag der Rauch nicht aus dem Schornstein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baumblüten, die im Herbst kommen, haben künftigen Sommer die Frucht genommen. — Stellen Blätter an den Fischen schon vor Mai sich ein, gedeiht im Lande Korn und Wein. — Verblühen nur die Kirschen gut, auch Regen im Pfäben dann was Rechte tut.



31 Tage.

Vollmond den 2. vorm.
 3 U. 48 M. Raubes Wetter.
 Letztes Viertel den 9. vorm.
 2 U. 1 M. Regen u. Wind.
 Neumond den 17. vorm.
 6 U. 39 M. Veränderlich. —
 Unsichtbare Sonnenfinsternis.
 Erstes Viertel den 24. nachm.
 10 U. 37 M. Stürmisch.
 Vollmond den 31. nachm.
 1 U. 44 M. Raube Tage.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1904. IV.	April oder Ostermond		C = u. Planetenlauf Mutmaßl. Witterung	Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.		Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.
Freit. - Samst.	1 Karfreit., Hugo 2 Theodosia, Frz. v. P.	Hugo, Sibich <small>Gebürtst. b. Herzog von Sachsen-Wein.</small>	un- freundlich	7.58 9.13	6.10 6.42	5.39 5.37	6.29 6.31
14	3. Osterfest. Prot. Er ist auferstanden. Matth. 28, 1-10. Kath. Auferstehung Christi. Mark. 16, 1-7.			Tageslänge 12 Stunden 58 Minuten.			
Sonnt.	3 Richard, Reinhard	Chrimhild	Regen	10.24	7.16	5.35	6.33
Mont.	4 2. Oster., Ambros.	Walheide	* h, retr	11.27	7.55	5.33	6.35
Dienst.	5 Emilie, Vinzenz Jer.	Ortlieb	♀ in	vorm.	8.39	5.31	6.36
Mittw.	6 Cölestin, Sixtus	Waltrut	C♂♂♂ kühl	0.25	9.27	5.29	6.38
Donn.	7 Hermann, Egessip.	Amelgart	5.53 n ♀ in	1.13	10.20	5.27	6.39
Freit.	8 Amandus, Anaklet.	Gotelinde	C♂♂♂, C♂♂♂	1.56	11.15	5.25	6.41
Samst.	9 Sybilla, Mar. Kleoph	<small>Gebürtst. des Großh. v. Meckl. = Schwerin.</small>	h * ♀♂♂	2.33	nachm.	5.22	6.42
15	4. Quas. Prot. Es ist der Herr! Joh. 21, 1-14. Kath. Jesus erscheint den Jüngern. Joh. 20, 19-31.			Tageslänge 13 Stunden 24 Minuten.			
Sonnt.	10 Ezechiel, Daniel	Allmann	C Erdf., C♂ h	3. 5	1.14	5.20	6.44
Mont.	11 Leo, Papst	Godebert	auf-	3.32	2.16	5.17	6.46
Dienst.	12 Julius, Beno	Wigold	♀ in	3.57	3.17	5.15	6.48
Mittw.	13 Justinus, Hermeng.	Aduna	C im ♀, C♂♀	4.22	4.19	5.13	6.49
Donn.	14 Tiburtius, Tiberius	Erudobert	C♂♂♂ ternd	4.45	5.24	5.11	6.50
Freit.	15 Anastasia, Kreszenz.	Albio	10.53 n	5.10	6.28	5. 9	6.52
Samst.	16 Aaron, Paternus	Brigith	C♂♂♂ schön	5.36	7.34	5. 7	6.54
16	5. Misser. Prot. Simon Johanna, hast du mich lieb? Joh. 21, 15-19. Kath. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11-17.			Tageslänge 13 Stunden 51 Minuten.			
Sonnt.	17 Rudolf, Anicetus	Rudolf	C♂♂♂ son-	6. 6	8.40	5. 5	6.56
Mont.	18 Almann, Eduard	Edwart	C♂ h nig	6.40	9.45	5. 3	6.57
Dienst.	19 Werner, Leo	Werner	21. ♀ Abendstern in größter Ausweichung	7.20	10.48	5. 1	6.59
Mittw.	20 Hermogen, Sulpit.	Hermann	♀ in bestän-	8. 6	11.45	4.59	7. 0
Donn.	21 Anselm, Adolar	Welf	C♂♀ C♂♂♂	9. 1	verm.	4.56	7. 2
Freit.	22 Kajus, Sotherus	Erchenwalt	♀♂♂ dig	10. 4	0.37	4.54	7. 4
Samst.	23 Georg, Adalbert	Klodio	5.55 n C♂♂♂	11.12	1.22	4.52	7. 6
17	6. Jubilate. Prot. Meine Schafe hören meine Stimme. Joh. 10, 22-30 Kath. Nach Trübsal Freude. Joh. 16, 16-22.			Tageslänge 14 Stunden 17 Minuten.			
Sonnt.	24 Albrecht, Fidelis	Albrecht	C♂♀, C♂♂ h	nachm.	2. 1	4.50	7. 7
Mont.	25 Markus, Erwin	Sigmar	bedeckt	1.42	2.35	4.48	7. 9
Dienst.	26 Kletus, Marcellin.	Gambrian	C Erdnähe	2.58	3. 6	4.47	7.10
Mittw.	27 Anastasius, Zitta	<small>Gebürtst. d. Königs von Bayern.</small>	C im ♀, C♂♂♂	4.16	3.37	4.45	7.12
Donn.	28 Vitalis, Pruden z	Helise, Else	C♂♀ ♀ h	5.32	4. 6	4.43	7.13
Freit.	29 Petrus, Wärt., Rob.	<small>Gebürtst. d. Herzogs von Ansb. t.</small>	11.36 n	6.48	4.37	4.41	7.14
Samst.	30 Anirinus, Kathar.	Rudibert	C♂♂♂ wölft	8. 2	5.10	4.39	7.16
Wuh- u. Betttage: 1. in Mecklenburg, Neuh. a. L., Sachsen-Altenb. u. Württemberg. 29. in Württemberg.							
Selbst im trübsten Augenblick Sollst du nicht verzagen, Wer das Schicksal fürchten will. Der ist schon geschlagen.				Wo Misstrauen herrscht, kann nichts gedeihen, Treu' find'st du nur, wo Vertrauen ist; Willst du ein Menschenherz erfreuen, So gib ihm, was du selber bist. Otto Fromber.			

April

Halten Virl' und Weid' ihr Bipsellaub
 lange, ist zeit'ger Winter und gut Frühljah
 im Gange. — Viel Buchhüße und Gideln,
 dann wird euch der Winter nicht schmeckeln. —
 An schönen Herbst und gelinden Winter
 glaubt, werden die Bäume schon im September
 entlaubt; doch bleibt das Laub bis zum No-
 vember hinein, wird strenger Winter kein
 kurzer sein. — Wenn am Schlehdorn vor
 Mai schon Blüte hängt, schon Reife der
 Roggen vor Jacobi empfängt. — Um Heu
 und Korn wird schlimmer es stehn, je später
 wir Blüthen am Schlehdorn sehn. — Viel
 Hopfen, viel Korn, viel Speis' und Trant
 und Gott dem Herrn verdoppelten Dank!



30 Tage.

Letztes Viertel den 7. nachm.
 6 U. 53 M. Sonnenschein.
 Neumond den 15. nachm.
 10 U. 53 M. Beständige
 Witterung.
 Erstes Viertel den 23. vorm.
 5 U. 55 M. Trüber Himmel.
 Vollmond den 29. nachm.
 11 U. 36 M. Bedeckt.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

Maï

Lassen die Frösche sich hören mit Aarzen,
 wirst du nicht lange auf Regen harren. —
 Wenn der Froschlaich im Fenz tief im Wasser
 war, auf trockenem Sommer deutet das; liegt
 er doch nur eber am Ufer gar, dann wird der
 Sommer besonders naß. — Wenn Jehannis-
 würmden schön leuchten und glänzen, kommt
 Wetter zur Luft und im Freien zu Längen;
 verküßt sich das Viehden bis Jehanni und
 weiter, wird's Wetter einstuellen nicht warm
 und nicht heiter. — Wenn Syinnen fleißig
 welen im Freien, läßt sich dauernd schön Wetter
 prophezeien; wehen sie nicht, wird's Wetter
 sich wenden, geschieht's bei Regen, wird bald
 er euten.



31 Tage.

Letstes Viertel den 7. nachm.
 0 U. 51 M. Angenehme Tage.
 Neumond den 15. vorm.
 11 U. 58 M. Veränderl. Wetter.
 Erstes Viertel den 22. vorm.
 11 U. 19 M. Heitert auf.
 Vollmond den 29. vorm.
 9 U. 55 M. Bringt Gewitter.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.

1904. VL	Juni oder Brachmond		C-n. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher	Wutmaßl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Monat.								
Mittw.	1 Fortunatus, Nikod.	Kuno, Wolo		C □ ♃, C ○ ♄	10.29	6.50	3.54	8. 2
Donn.	2 Front., Eugen	Sindolf		Gewit- ter	10.59	7.47	3.53	8. 3
Freit.	3 Pliva, Klothilde	Klothilde			11.37	8.47	3.52	8. 4
Samst.	4 Quirin, Karpasius	Uta, Walg.		C ○ ♃, C □ ♄	verm.	9.48	3.52	8 5
23	V. 1. S. n. Dr. Prot. Seligpreisungen. Matth. 5, 1-12. Kath. Vom großen Abendmahl. Luf. 14, 16-24.				Tageslänge 16 Stunden 15 Minuten.			
Sonnt.	5 Bonifacius, Winfr.	Winfried		C Erdf., C □ ♀	0. 4	10.51	3.51	8. 6
Mont.	6 Norbert, Benigna	Norbert		6.53 C im ♀	0.28	11.53	3.50	8. 7
Dienst.	7 Robert, Sebastian	Chorismund		♂ △ ♃ trüb	0.53	nachm.	3.50	8. 8
Mittw.	8 Medardus	Wittich		♂ Morgenstern in größter Ausweidung	1.16	1.59	3.49	8. 8
Donn.	9 Kolombus, Primus	Fritgard		C ○ ♃ ♀ □ ♃	1.40	3. 3	3.49	8. 9
Freit.	10 Margareta, Königin	Geb. d. Großherz. v. Sachf.-Weim.-Eisen.		regnerisch	2. 6	4.10	3.48	8.10
Samst.	11 Barnabas, Iduna	Iduna		C □ ♃ ♃ △ ☉	2.36	5.17	3.48	8.11
24	V. 2. S. n. Dr. Prot. Vom Senforn und Sauerteig. Matth. 13, 31-33. Kath. Vom verlorren Schafe. Luf. 15, 1-10.				Tageslänge 16 Stunden 25 Minuten.			
Sonnt.	12 Basilides, Duuphr.	Harduin		C ○ ♄ [C ○ ♀	3.12	6.23	3.47	8.12
Mont.	13 Anton von Padua	Nordhild		10.11 n. C ○ ♀	3.54	7.28	3.47	8.12
Dienst.	14 Basilus, Elisäus	Hanna		♂ in ♃ un-	4.44	8.27	3.47	8.13
Mittw.	15 Vitus, Modestus	Boso		♃ * ☉ bestän-	5.43	9.20	3.47	8.13
Donn.	16 Justina, Ludgard	Volker		C □ ♃ ♀ △ ♃	6.50	10. 4	3.47	8.14
Freit.	17 Hortensia, Rainer	Cheobald		C Erdnähe dig	8. 2	10.43	3.47	8.14
Samst.	18 Marcellus, Arnulf	Arnulf		C ○ ♃ ♃ ☉	9.17	11.16	3.47	8.15
25	V. 3. S. n. Dr. Prot. Gleichnis vom verborgenen Schatz. Matth. 13, 44-46. Kath. Berufung Petri. Luf. 5, 1-11.				Tageslänge 16 Stunden 28 Minuten.			
Sonnt.	19 Gerhard, Gervasius	Gerhart		♂ ♀ ♀ ♀ Wind	10.34	11.46	3.47	8.15
Mont.	20 Sylvorius, Regina	Asalinde		4.11 n. C im ♀	11.50	verm.	3.46	8.16
Dienst.	21 Albanus, Mloysius	Chlosinde		♂ in ♃, längst. T.	nachm.	0.14	3.46	8.17
Mittw.	22 Paulin, 10000 Ritt.	Similde		(Sommer-Anfang	2.18	0.42	3.46	8.17
Donn.	23 Edeltrud, Agrippina	Edeltrud		(C ○ ♃ ♀ * ♃	3.31	1.11	3.46	8.17
Freit.	24 Johannes d.C. Geb.	Reintraut		C □ ♃ be-	4.41	1.43	3.47	8.17
Samst.	25 Eulogius, Prosper	Eberhart		♀ in ♃ wölft	5.45	2.19	3.47	8.17
26	V. 4. S. n. Dr. Prot. Im Kindesinn das Himmelreich. Matth. 18, 1-5. Kath. Der Pharisäer Gerechtigkeit. Matth. 5, 20-24.				Tageslänge 16 Stunden 30 Minuten.			
Sonnt.	26 Joh., Paul, Jeremias	Kotruda		C ○ ♄ [C ○ ♃	6.46	3. 0	3.47	8.17
Mont.	27 7 Schläfer, Ladisl.	Gunilde		9.23 n. C im ♀	7.39	3.46	3.48	8.17
Dienst.	28 Benjamin, Leo II.	Iduberga		C ○ ♃ ♀	8.25	4.38	3.48	8.17
Mittw.	29 Petrus, Paulus	Edburga		C □ ♃ ♀ * ♃	9. 5	5.35	3.49	8.17
Donn.	30 Lucina, Pauli Ged.	Edowin		♂ in ♃ warm	9.38	6.34	3.50	8.16
Buh- und Bettag: 24. in Württemberg.								
Die Pflicht gibt erst ein Recht zum Leben, Drum lebe würdig deiner Pflicht, Jedoch veräume auch daneben Die Andacht deines Herzens nicht!				Laf Herz und Geist zusammen gehen In gleichem Schritt, als gleichen Wert, Erst dann wirst du so recht verstehen Das Glück, das du dir selbst beistehst! Otto Fromber.				

Junii

Eine Eifer allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch fliegt das Eifernpaar, wird schlechtes Wetter weichen. — Singt die Grasmüch, es treiben die Reben, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Steigt die Lerche hoch, singt lange hoch oben, habt bald ihr das liebste Wetter zu loben. — Der Mittag des Freitags trägt oft uns ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Horn noch nicht verdorren an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als nah, bringt gut Raß dem Winterjah. — Hat Medardus am Regen Behagen, will er ihn auch in die Grute jagen.



30 Tage.

Letztes Viertel den 6. vorm.
6 U. 53 M. Bewirkt Regen.

Neumond den 13. nachm.
10 U. 11 M. Unbeständig.

Erstes Viertel den 20. nachm.
4 U. 11 M. Windige Luft.

Vollmond den 27. nachm.
9 U. 23 M. Gewitterhaft.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.

1904. VII.	Juli oder Heumond		C = n. Planetenlauf	Mond.		Sonnen.			
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.	
Freit.	1	Cheobald, Simeon	Cheobald	C O h	Donner	10. 5	7.35	3.51	8.16
Samst.	2	Maria Heimf., Otto	Otto, Otthild	C O O O O O	in	10.33	8.37	3.52	8.16
27	B. 5. S. n. Dr.	Prot. Der verlorne Sohn. Luf. 15, 11-32. Kath. Jesus speist 4000 Mann. Mark. 8, 1-9.				Tageslänge 16 Stunden 23 Minuten.			
Sonnt.	3	Kornelius, Enlogius	Hagen	C O O O O O	Erdf.	10.57	9.40	3.52	8.15
Mont.	4	Ulrich, Bisch., Hatto	Ulrich	C O O O O O	in	11.20	10.43	3.53	8.15
Dienst.	5	Wendelin, Zoe	Wendelin	C O O O O O		11.43	11.44	3.53	8.14
Mittw.	6	Efajas, Dominika	Herrich	C O O O O O	Erdf.	vorm. nachm.			3.54 8.14
Donn.	7	Wilibald, Joachim	Karlmann	C O O O O O	heiter	0. 8	1.52	3.55	8.13
Freit.	8	Kilian, Elisabeth	Hans	C O O O O O	wird Abendstern	0.35	2.58	3.56	8.13
Samst.	9	Cyrellus, Zeno, Luise	Wolfram	C O O O O O	wird Abendstern	1. 7	4. 3	3.57	8.12
28	B. 6. S. n. Dr.	Prot. Der reiche Jüngling. Mark. 10, 17-22. Kath. Vom falschen Propheten. Matth. 7, 15-21.				Tageslänge 16 Stunden 13 Minuten.			
Sonnt.	10	7 Brüder, Rufina	Gunzo	C O O O O O	Sonnen-	1.45	5. 9	3.58	8.11
Mont.	11	Rahel, Pius I.	Hanno	C O O O O O	schein	2.31	6.11	3.59	8.10
Dienst.	12	Nabor, Joh. Gualb.	Wesso, Hatto	C O O O O O		3.26	7. 8	4. 0	8.10
Mittw.	13	Heinrich, Anaklet	Heinrich	C O O O O O		4.30	7.58	4. 1	8. 9
Donn.	14	Alfred, Bonavent.	Deutobert	C O O O O O		5.43	8.41	4. 2	8. 8
Freit.	15	Ap. Paul., K. Heinrich	Hildebrand	C O O O O O	Erdu.	6.58	9.18	4. 3	8. 7
Samst.	16	Ruth, Faustus	Heilwig	C O O O O O	Hundstage Anfang	8.17	9.49	4. 4	8. 6
29	B. 7. S. n. Dr.	Prot. Das Aergernis der Welt. Matth. 18, 6-11. Kath. Vom ungerechten Haushalter. Luf. 16, 1-9.				Tageslänge 16 Stunden 0 Minuten.			
Sonnt.	17	Alerius, Arthur	Fromund	C O O O O O	in	9.36	10.19	4. 6	8. 6
Mont.	18	Maternus, Rufina	Egenolf	C O O O O O	schön	10.53	10.47	4. 7	8. 5
Dienst.	19	Rosina, Vinzenz v. B.	Geburtst. d. Herzogs v. S. Kob. Getha.	C O O O O O		nachm.			11.17 4. 8 8. 3
Mittw.	20	Margareta, Arnold	Arnold	C O O O O O	in	1.20	11.47	4.10	8. 2
Donn.	21	Arbogast, Dietrich	Arbo, Erbo	C O O O O O		2.31	vorm. 4.11 8. 1		
Freit.	22	Maria Magdalena	Alberich	C O O O O O	Gewit-	3.37	0.21	4.12	7.59
Samst.	23	Apollinaris, Libor.	Herwig	C O O O O O	ter	4.38	1. 0	4.13	7.58
30	B. 8. S. n. Dr.	Prot. Wisset ihr nicht, was Geistes etc. Luf. 9, 51-62. Kath. Jesus weint über Jerusalem. Luf. 19, 41-47.				Tageslänge 15 Stunden 42 Minuten.			
Sonnt.	24	Christina, Bernhard	Emich	C O O O O O	bedeckt	5.34	1.43	4.15	7.57
Mont.	25	Jakob, Christoph	Hildebert	C O O O O O		6.21	2.33	4.16	7.56
Dienst.	26	Anna, Polybius	Sigeline	C O O O O O		7. 3	3.28	4.17	7.55
Mittw.	27	Pantaleon, Martha	Ruthart	C O O O O O		7.40	4.25	4.18	7.53
Donn.	28	Nazarus, Gelsus	Mangold	C O O O O O	reg-	8.10	5.25	4.20	7.52
Freit.	29	Beatrix, Martha	Egbert	C O O O O O	ne-	8.37	6.26	4.21	7.51
Samst.	30	Jakobea, Abdon	Gerold	C O O O O O	riich	9. 1	7.29	4.23	7.49
31	B. 9. S. n. Dr.	Prot. Neue Lappen auf dem alten Kleide. Luf. 5, 27-38 Kath. Pharisäer und Zöllner. Luf. 18, 9-14.				Tageslänge 15 Stunden 23 Minuten.			
Sonnt.	31	German, Ignaz v. L.	Friedegar	C O O O O O	naß	9.25	8.30	4.24	7.47
Vuf. und Betttage: 3. in Mecklenburg-Schwerin. 17. in Mecklenburg-Strelitz. 22. in Württemberg.									

//

Juli

31 Tage.

Dampft das Strohbach nach Gewitterregen,
 kehrt 's Gewitter wieder auf andern Regen. —
 Dem Sommer sind Donnerwetter nicht schauke,
 sie nützen der Luft und dem Lande. — Merkt,
 daß heran Gewitter zieh', schnappt auf der
 Weid' nach Luft das Vieh; auch wenn's die
 Nasen aufwärts streckt und in die Höh' die
 Schwänze reckt. — Gibt Ring oder Hof sich
 Sonn' oder Mond, bald Regen und Wind
 uns nicht verschont. — Sommers Höhenrauch
 in Menge ist Vorbote von großer Winter-
 strengte. — Sind abends über Wies' und Fluß
 Nebel zu schauen, wird die Luft schön anhol-
 tend Wetter brauen. — Staubreger wird guter
 Bote sein, schön trocken Wetter tritt dann ein.



Letztes Viertel den 5. nachm.
 11 U. 54 M. Sonnenschein.
 Neumond den 13. vorm.
 6 U. 27 M. Beständiges Wetter.
 Erstes Viertel den 19. nachm.
 9 U. 49 M. Bringt Gewitter.
 Vollmond den 27. vorm.
 10 U. 42 M. Regnerisch.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1904. VIII. Monat.	August oder Erntemond		C-n. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.		
	Evang. u. Kath.	Deutscher.	Wutmaßl.	Witterung	Aufg. u. M.	Untg. u. M.	Afg. u. M.	Utg. u. M.	
Mont.	1 Petri Kettenfeier	Kathod		in	be-	9.49	9.32	4.26	7.46
Dienst.	2 Gustav, Portiunkula	Gustav			deckt	10.13	10.35	4.27	7.44
Mittw.	3 Steph. Erf., August	Walram				10.38	11.37	4.28	7.43
Donn.	4 Dominikus, Josias	Friedbrant				11. 6	nachm.	4.90	7.41
Freit.	5 Oswald, M. Schnee	Oswalt			win-	11.41	1.46	4.31	7.40
Samst.	6 Sirtus, Verfl. Chr.	Krafto			dig	verm.	2.50	4.32	7.38
32	3. 10. S. n. Dr. Prot. Die größte Sündenin. Luf. 7, 36-50. Kath. Vom Taubstummen. Mark. 7, 31-37.				Tageslänge 15 Stunden 3 Minuten.				
Sonnt.	7 Afra, Albert, Rajet	Geb. d. Fürsten von Schwarzb.-Sonderbh. Geb. des Königs von Sachsen.			in	0.22	3.53	4.34	7.37
Mont.	8 Reinhard, Cyriak				naß	1.10	4.52	4.36	7.35
Dienst.	9 Erich, Romanus	Dibold			Etern-	2. 9	5.46	4.38	7.33
Mittw.	10 Laurentius, Blanka	Sigolf			schnuppen	3.18	6.31	4.39	7.31
Donn.	11 Hermann, Susanna	Bernolt				4.33	7.13	4.40	7.29
Freit.	12 Klara, Adele	Wolfrade			Erdu., C	5.51	7.48	4.42	7.27
Samst.	13 Hippolyt, Cassian	Friedhilde			in	7.13	8.19	4.43	7.25
33	3. 11. S. n. Dr. Prot. Die Ernte ist groß. Matth. 9, 35-38. Kath. Barmherziger Samariter. Luf. 10, 23-37.				Tageslänge 14 Stunden 38 Minuten.				
Sonnt.	14 Eusebius, Warnfr.	Brunhild			in	8.33	8.49	4.45	7.23
Mont.	15 Mariä Himmelfahrt	Fridegund			in	9.52	9.20	4.47	7.21
Dienst.	16 Jodokus, Rochus	Rosamunde				11. 7	9.50	4.48	7.19
Mittw.	17 Verena, Liberatus	Welleda			misch	nachm.	10.23	4.50	7.17
Donn.	18 Klara v. M., Helena	Geburth. d. Kaisers von Böhmen.				1.29	11. 1	4.51	7.15
Freit.	19 Sebald, Ludovikus	Sebald, Ruth.			retr.	2.32	11.44	4.53	7.13
Samst.	20 Bernhard, Philibert	Bernhart			Widweidung	3.30	verm.	4.55	7.11
34	3. 12. S. n. Dr. Prot. Die christliche Vollkommenheit. Matth. 5, 43-48. Kath. Von den zehn Aussätzigen. Luf. 17, 1-19.				Tageslänge 14 Stunden 13 Minuten.				
Sonnt.	21 Privatus, Franziska	Geb. des Fürsten zu Schwarzb.-Mudelsbad.			auf-	4.20	0.30	4.56	7. 9
Mont.	22 Symphorian, Timot.	Gerbert			heiternd	5. 3	1.23	4.58	7. 7
Dienst.	23 Philippus, Zachäus	Roswitha				5.41	2.19	4.59	7. 5
Mittw.	24 Bartholomäus, Ap.	Diether			in	6.13	3.17	5. 1	7. 3
Donn.	25 Ludwig, König	Ludwig				6.40	4.19	5. 2	7. 1
Freit.	26 Samuel, Zephyrin	Edith, Egith			Erdf.	7. 6	5.20	5. 3	6.59
Samst.	27 Gebhard, Jos. v. Gal.	Gebhard			Hundstage Ende	7.30	6.22	5. 5	6.57
35	3. 13. S. n. Dr. Prot. Eines ist not. Luf. 10, 38-42. Kath. Vom ungerechten Mammon. Matth. 6, 24-33.				Tageslänge 13 Stunden 48 Minuten.				
Sonnt.	28 Augustinus, Adel.	Frodulf			in	7.53	7.24	5. 7	6.55
Mont.	29 Johannes Enthaupt.	Dietger			Sonnen-	8.17	8.26	5. 9	6.53
Dienst.	30 Felix, Adolf, Rosa	Adolf			schein	8.42	9.28	5.10	6.50
Mittw.	31 Raimund, Pauline	Raimund			zur.	9. 9	10.31	5.12	6.48

Fej. und Wettag: 19. in Württemberg.

Wär' dein Beruf auch noch so klein,
Strebe nur immer, ein Meister zu sein!

Viele, die sich bewundern liehen
Haben sich nachher als Pfscher erwiesen. Otto Fromber.

August

Der Sichel vergißt nicht Barnabas, er sorgt
 gern fürs längste Grad. — Ist's in der ersten
 Augustwoche heiß, bleibt der Winter lange weiß.
 — Im August Wind aus Nord jagt Unbe-
 ständigkeit fort. — Meltau im August ist
 sehr ungesund, ungereinigt Obst bring nicht
 in den Mund. — Wenn der Kaduch lange
 nach Johanni schreit, so ruhet er die teure
 Zeit. — Sind Laurentius und Barthelomäus
 schön, ist guter Herbst vorauszusehn. — Schön
 Wetter zu Mariä Himmelfahrt verkündet
 Wein von bester Art. — Wenn großlumig
 wir viele Disteln erblicken, will Gott gar guten
 Herbst uns schicken. — Bringt Rosamunde
 Sturmeswind, so ist Sybille uns geind.



31 Tage.

Letztes Viertel den 4. nachm.
 3 U. 3 M. Regen u. Wind.
 Neumond den 11. nachm.
 1 U. 58 M. Aufheiternd.
 Erstes Viertel den 18. vorm.
 5 U. 27 M. Sonnenschein.
 Vollmond den 26. vorm.
 2 U. 2 M. Schön u. beständig.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1904. IX. Monat.	September oder Herbstmond		C = u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Evangelischer u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Donn.	1 Verena, Egidius	Merlinda		C □ ♂, C □ ♀	9.40	11.35	5.13	6.46
Freit.	2 Veronika, Stephan	Wannig		☿ retr. be-	10.17	nachm.	5.14	6.44
Samst.	3 Theodosius, Euphem.	Sido		☿ 3.59 v.	11. 0	1.39	5.16	6.41
36	V. 14. S. u. Dr. Prot. Die Witwe am Gotteskasten. Mark. 12, 38-44. Kath. Vom Jüngling zu Naim. Luk. 7, 11-16.				Tageslänge 13 Stunden 21 Minuten.			
Sonnt.	4 Esther, Rosalia	Wangio		☿ C □ ♀, C □ ♀	11.53	2.38	5.18	6.39
Mont.	5 Bertinus, Laurent.	Herbold		☿ ♂ ♀, ☿ dir.	vorm.	3.32	5.20	6.37
Dienst.	6 Zacharias, Magnus	Hachjo		C in ☿, C □ ♀	0.56	4.20	5.21	6.35
Mittw.	7 Regina, Alkmund	Alkmund		☿ ♂ ♀ ♀ in ☿	2. 6	5. 8	5.22	6.33
Donn.	8 Mariä Geburt	Chnodomar		☿ ♂ ♀, ☿ in ☿ zur.	3.21	5.41	5.24	6.30
Freit.	9 Geburtstag des Großh. v. Baden			☿ 9.13 n. C Erdnähe	4.41	6.14	5.26	6.28
Samst.	10 Dithgerus, Nikol. v. L.	Dtger		(unrichtig bare) ☿ = Finst.	6. 3	6.46	5.28	6.26
37	V. 15. S. u. Dr. Prot. Die Demut. Luk. 17, 7-10. Kath. Vom Wasserfüchtigen. Luk. 14, 1-11.				Tageslänge 12 Stunden 54 Minuten.			
Sonnt.	11 Felix, Regula, Hyac.	Ingomar		☿ ♂ ♀ (☿ ♀	7.26	7.17	5.29	6.23
Mont.	12 Syrus, Guido, Ottil.	Angila		☿ ♂ ♀ Regen-	8.44	7.49	5.31	6.21
Dienst.	13 Hektor, Amat., Mat.	Chusinde		☿ ♂ ♀ wetter	10. 2	8.22	5.32	6.19
Mittw.	14 Erhöhung, Cyp.	Malorich		C □ ♂, C □ ♀	11.15	8.59	5.33	6.17
Donn.	15 Nikodemus, Roger	Tummelich		☿ w. Morgenst.	nachm.	9.41	5.35	6.15
Freit.	16 Kornelius, Roland	Gebürtel. d. Herz. v. Sachsen-Altenburg.		☿ 4.13 n. C □ ♀	1.23	10.27	5.36	6.13
Samst.	17 Lambert, Frau	Lidwina		☿ (☿ ♂ ♀	2.17	11.18	5.38	6.11
38	V. 16. S. u. Dr. Prot. Die Treue. Matth. 25, 14-30. Kath. Vom größten Gebot. Matth. 22, 35-46.				Tageslänge 12 Stunden 28 Minuten.			
Sonnt.	18 Richard, Titus	Theoderich		C □ ♀ hell	3. 2	vorm.	5.40	6. 8
Mont.	19 Januarius, Konst.	Markolf		C □ ♀ ☿ ☿ ☿	3.42	0.14	5.42	6. 6
Dienst.	20 Tobias, Eustachius	Uring		☿ ♂ ♀ [☿ ♂ ♂	4.15	1.11	5.43	6. 3
Mittw.	21 Quat., Matthäus, G.	Fandolin		☿ 23. ☿ in ☿, Tag = u.	4.45	2.11	5.44	6. 1
Donn.	22 Moritz, Emerita	Frida		☿ (Nachtgl., Herbstanf.	5.11	3.13	5.46	5.59
Freit.	23 Thekla, Vinus	Kuprecht		☿ C in ☿	5.35	4.14	5.47	5.57
Samst.	24 Gerhard, Mar. v. M.	Adelhart		☿ 6.50 n. (☿ Erdf.	5.58	5.15	5.49	5.55
39	V. 17. S. u. Dr. Prot. Ueberschlagen der Kosten. Luk. 14, 25-33. Kath. Vom Sichtbrüchtigen. Matth. 9, 1-8.				Tageslänge 12 Stunden 3 Minuten.			
Sonnt.	25 Kleophas, Jof. v. G.	Friedebert		☿ dir. sonnig	6.21	6.18	5.50	5.53
Mont.	26 Cyprian, Justina	Amalaberga		☿ ♂ ♀, ☿ ♂ ♀	6.46	7.20	5.52	5.51
Dienst.	27 Kosmas u. Damian	Audomar		☿ bestän-	7.13	8.24	5.53	5.48
Mittw.	28 Wenzeslaus, Adalr.	Irnsfried		C □ ♀ dig	7.42	9.27	5.55	5.46
Donn.	29 Michael, Marich	Armgart		☿ ♂ ♀ ♀ ♂ ♀	8.17	10.30	5.57	5.44
Freit.	30 Ursus, Hier., Soph.	Audung		☿ ♀ in ☿	8.58	11.31	5.58	5.41
Fuß- und Betttag: 16. in Württemberg. 18. Gdg. Betttag. Erntefest: 25. in Nassau.								
G in gutes Herz, von List und Selbstsucht rein. Reißt erst heran im harten Kampf der Sorgen; Die Perle wächst im trübem Schlamm verborgen Und im Geröll birgt sich der Edelstein.					Set die selber wahr und rein. Ohne Falschheit, List und Bier, Mag die Welt dann irren sein, Trägt du deinen Gott in dir.			

September

September-Gewitter sind Vorläufer von starkem Wind. — St. Michaels-Wein wird Herren-Wein sein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Sind Zugvögel nach Michaelis noch hier, haben bis Weihnachten sind Wetter wir. — Zu vielern Herbstesnebel seh' ein Zeichen von viel Winter Schnee. — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Hechtaleber der Galle zu breit, vorn spitz, nimmt harter Winter lange Zeit in Besitz. — Fließt Jakobus weiße Wolkchen in die Höh', sind's Winterblüten zu vielern Schnee. — Jakobus in sonnenfeller Gestalt macht uns die Weihnacht kalt.



30 Tage.

Letztes Viertel den 3. vorm.
3 U. 59 M. Trüber Himmel.

Neumond den 9. nachm.
9 U. 43 M. Regnerisch. —
Unsichtbare Sonnenfinsternis.

Erstes Viertel den 16. nachm.
4 U. 13 M. Heitert auf.

Vollmond den 24. nachm.
6 U. 50 M. Beständig.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

Oktober

Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Februar. — Frost und Schnee im Oktober sind Boten, der Januar sei gelind. — Oktober = Gewitter sagen beständig, der künftige Winter sei wetterwendig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln, wollen sie mit dem Winter handeln. — Oktober-Donner ist fürwahr noch besser als im Februar, der klingt nur wohl der Wucher-Schar. — Fällt der erste Schnee in den Schmutz, vor strengem Winter kündigt er Schutz. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er die Gotteslächer bedacht.



31 Tage.

Letztes Viertel den 2. nachm.
 2 U. 25 M. Bedeckt.
 Neumond den 9. vorm.
 6 U. 25 M. Unfreundlich.
 Erstes Viertel den 16. vorm.
 6 U. 54 M. Bringt Sonnenschein.
 Vollmond den 24. vorm.
 11 U. 56 M. Rasse Witterung.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

1904. XI. Monat.	November oder Windmond		C=U. Planetenlauf		Mond.		Sonnens.	
	Evang. u. Katholischer.	Deutscher.	Mutmaßl.	Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Dienst.	1 Aller Heiligen	Hildegund		0.13 v. C♂ h	11.54	1.35	6.53	4.34
Mittw.	2 Aller Seelen	Ansgar		Regen	verm.	2. 9	6.54	4.33
Donn.	3 Theophil, Pirmin	Winhilde		C im ♀, C ♀	1.10	2.40	6.55	4.31
Freit.	4 Sigmund, Karl Bor.	Sigmund		Wind	2.27	3.10	6.57	4.29
Samst.	5 Malachias, Zachar.	Komwer		C Erdnähe	3.36	3.39	6.59	4.28
45	B. 23. S. n. Dr.	Prot. Schwert und Kelle. Neh. 4, 15-20. Kath. Vom guten Samen. Matth. 13, 24-30.			Tageslänge 9 Stunden 25 Minuten.			
Sonnt.	6 Leonhard, Alwine	Alwine		C♂ ♀ trüb	5. 5	4.11	7. 1	4.26
Mont.	7 Florentin, Engelb.	Angelbert		4.37 n. C♂ ♀	6.25	4.45	7. 3	4.24
Dienst.	8 4 Gekrönte, Gottfr.	Hermingild		C ♀ h h ♀	7.40	5.22	7. 5	4.22
Mittw.	9 Theodor, Erbo	Gunila		♀ * h, ♀ ♀ h	8.51	6. 7	7. 6	4.21
Donn.	10 Justus, Tryphon	Bardolf		C♂ ♀, C ♀	9.55	6.56	7. 8	4.19
Freit.	11 Martin, Bischof	Willimar		(C♂ ♀)	10.51	7.50	7.10	4.18
Samst.	12 Martin, Papst, Jon.	Deuthilde		C ♀ ♀ Stern-	11.37	8.49	7.11	4.17
46	B. 24. S. n. Dr.	Prot. Die Dankbarkeit. 5. Moj. 8, 10-18. Kath. Das Himmelreich ein Senftorn. Matth. 13, 31-35.			Tageslänge 9 Stunden 2 Minuten.			
Sonnt.	13 Weibert, Stanisł.	Wibert		♀ * ♀ schnuppen	nachm.	9.49	7.13	4.15
Mont.	14 Deline, Veneranda	Friedrich		C♂ h ♀ in ♀	0.50	10.52	7.14	4.14
Dienst.	15 Leopold, Luitpold	Holburga		1.36 v. C ♀	1.19	11.54	7.16	4.13
Mittw.	16 Pthmar, Edmund	Gebürtst. des Großh. von Oldenburg.		♀ ♀ ♀ schön	1.44	verm.	7.18	4.11
Donn.	17 Florian, Gregor	Sigrade		C im ♀, C Erdf.	2. 8	0.56	7.20	4.10
Freit.	18 P. P. Kirchw., Otto	Alboin		C♂ ♀ ♀ in ♀	2.30	1.57	7.22	4. 8
Samst.	19 Elisabeth, Kön. v. U.	Wibrant		C♂ ♀ ♀ ♀	2.54	2.59	7.23	4. 7
47	B. 25. S. n. Dr.	Prot. Legt von der Oberkirchenbehörde zu bestimmen. Kath. Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-35.			Tageslänge 8 Stunden 41 Minuten.			
Sonnt.	20 Amos, Eduard, Fel.	Ulmann		♂ in ♀ Sonnenschein	3.19	4. 2	7.25	4. 6
Mont.	21 Mariä Dpferung	Angelinde			3.45	5. 7	7.26	4. 5
Dienst.	22 Cäcilia, Alfons	Wendelgart		C ♀ h ♀ in ♀	4.17	6.12	7.28	4. 4
Mittw.	23 Klemens, Felicitas	Edmund		4.12 v. C♂ ♀	4.54	7.16	7.29	4. 3
Donn.	24 Chrysogon., Joh. v. †	Bathilde		♀ * ♀	5.37	8.20	7.31	4. 2
Freit.	25 Katharina, Zintan	Gebürtst. d. Großherz. von Hessen.		♂ ♀ ♀ hell	6.28	9.18	7.32	4. 1
Samst.	26 Konradus, Egbert	Konrat		C♂ ♀ ♀ ♀	7.27	10.11	7.34	4. 0
48	B. 1. Adv. H. H.	Prot. Der Ratsschluß der Erlösung. Eph. 1, 3-10. Kath. Zeichen des Gerichts. Luf. 21, 25-33.			Tageslänge 8 Stunden 23 Minuten.			
Sonnt.	27 Jeremias, Valerian	Willigis		♀ * h frisch	8.33	10.47	7.36	3.59
Mont.	28 Günter, Sophenes	Günter		C♂ h ♀ ♀ ♀	9.43	11 38	7.37	3.58
Dienst.	29 Saturnin, Noah	Helferich		♀ ♀ ♀ kalt	10.57	nachm.	7.39	3.58
Mittw.	30 Andreas, Apostel	Gerwin		8.38 v. C im ♀	verm.	0.44	7.40	3.57
Buß- und Bettage: 11. in Württemberg. 16. in Norddeutschland. 20. in Baden. 25. in Mecklenburg. Erntefeste: 18. in Baden u. Württemberg. Totenfest: 20. in Preußen und im Königreich Sachsen. Allg. Reformationsfest: 6.								
Die Menge nimmt, was oben schwimmt; des Weisen Kunde sind Perlen vom Grunde.								

November

Aller-Heiligen bringt Sommer für alte Fei-
 ter, der ist des Sommers letzter Vertreiber. —
 Aller-Heiligen trägt eigen den Winter zu allen
 Zweigen. — Sankt Martin setzt sich schon mit
 Dank am warmen Ofen auf die Bank. — Sankt
 Martin weiß nichts mehr von heiß. — Schafft
 Katharina vor Frost sich Schutz, so waltet man
 lange draußen im Schmutz. — Kalter Dezem-
 ber und fruchtreich Jahr sind vereinigt immer-
 dar. — Kalter Dezember mit Schnee gibt reich-
 lich Korn auf der Höhe. — Frau Lucia findet
 zu kurz den Tag, drum wird er verlängert
 acht Tage darnach. — Der heilige Christ will
 'ne Eisbrüde haben, fehlt sie, wird selbst er
 damit sich begaben.



30 Tage.

Letztes Viertel den 1. vorm.
 0 U. 13 W. Bringt Regen.
 Neumond den 7. nachm.
 4 U. 37 W. Unfreundlich.
 Erstes Viertel den 15. vorm.
 1 U. 36 W. Sonnenschein.
 Vollmond den 23. vorm.
 U. 12 W. Heiß und kühl.
 Letztes Viertel den 30. vorm.
 8 U. 38 W. Regewetter.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.

1904. XII.	Dezember oder Wintermond		C-u. Planetenlauf		Mond.		Sonnen.	
	Monat.	Evangelischer u. Katholischer	Deutscher.	Mutmaßl. Witterung	Aufg. U. M.	Untg. U. M.	Afg. U. M.	Utg. U. M.
Donn.	1	Eligius, Longinus	Hertha	kühl	0.13	1.14	7.41	3.56
Freit.	2	Kandidus, Bibiana	Hidulf		1.28	1.42	7.43	3.56
Samst.	3	Lucian, Franz Xaver	Gotthelf	C Grdn.,	2.45	2.11	7.44	3.55
49	W. 2. Advent. Prot. Sie sind allzumal Sünder. Röm. 3, 21-26. Kath. Johannes im Gefängnis. Matth. 11, 2-10.				Tageslänge 8 Stunden 10 Minuten.			
Sonnt.	4	Barbara, Sigrum	Sigrum	♀ in ♀ □ ♃	4. 2	2.42	7.45	3.55
Mont.	5	Lucius, Sabbas	Ingeburg	C □ h Regen	5.18	3.16	7.46	3.54
Dienst.	6	Nikolaus, Sazo	Sazo	8. C ♂ ♀	6.30	3.56	7.48	3.54
Mittw.	7	Werner, Ambrosius	Reginald	4.47 v. h *	7.37	4.42	7.50	3.53
Donn.	8	Maria Empfängnis	Wiro	♀ C ♂ ♀	8.38	5.35	7.51	3.53
Freit.	9	Wilibald, Leotadia	Wilibald	C □ ♂, C □ ♃	9.30	6.33	7.52	3.53
Samst.	10	Walter, Eulalia	Godo, Adolf	C ♂ ♀ ♃ * h	10.13	7.33	7.53	3.52
50	W. 3. Advent. Prot. Offenbarung Gottes im Gewissen. Röm. 2, 10-16 Kath. Zeugnis Johannis. Joh. 1, 19-28.				Tageslänge 7 Stunden 58 Minuten.			
Sonnt.	11	Damasus, Waldemar	Walabrecht	14. ♀ <i>Abendstern in größt. Ausweichung</i>	10.51	8.35	7.54	3.52
Mont.	12	Bertold, Synesius	Gangolf	C ♂ h ♃ Δ	11.21	9.38	7.55	3.52
Dienst.	13	Lucia, Ottilia	Aldobrant	♀ □ ♂, ♀ in	11.48	10.41	7.56	3.52
Mittw.	14	Quat., Nikasius	Bertilo	11.7 n. C im ♀	naehm.	11.43	7.57	3.52
Donn.	15	Abraham, Eusebius	Merwig	C Grdf. ♃ dir.	0.35	vorm.	7.58	3.52
Freit.	16	Adelheid, Jonathan	Adelheid	C □ ♀, C ♂ ♂	0.58	0.46	7.59	3.52
Samst.	17	Tazarus, Albina	Alkwin	C ♂ ♃ Schnee-	1.22	1.48	8. 0	3.52
51	W. 4. Advent. Prot. Der Weg zum Leben. Apostelg. 3, 19-26. Kath. Rufende Stimme. Luf. 3, 1-6.				Tageslänge 7 Stunden 51 Minuten.			
Sonnt.	18	Wunibald, Mar. G.	Wunibald	C □ ♀ fall	1.47	2.51	8. 1	3.52
Mont.	19	Nemesius, Thea	Wiblung	C □ h frisch	2.15	3.56	8. 2	3.53
Dienst.	20	Christian, Achilles	Tanzo	22. in kürzest.	2 50	5. 0	8. 2	3.53
Mittw.	21	Thomas, Apostel	Tioba	(Tag, Winter-Anf.	3.31	6. 5	8. 3	3.53
Donn.	22	Berta, Beata, Zeno	Berta	7.1 n. ♀ retr.	4.19	7. 7	8. 3	3.54
Freit.	23	Dagobert, Viktoria	Dagobert	♀ ♂	5.16	8. 4	8. 4	3.54
Samst.	24	Adam, Eva, Herm.	Hermine	C □ ♃ (C □ ♂	6.21	8.55	8. 4	3.55
52	Prot. Christus Gottes Sohn. Hebr. 1, 1-3. Kath. Geburt Christi. Luf. 2, 1-14.				Tageslänge 7 Stunden 51 Minuten.			
Sonnt.	25	Christfest	Etticho	C ♂ ♀ bedeckt	7.32	9.38	8. 5	3.56
Mont.	26	2. Christf., Stephanus	Stilicho	C ♂ h ♂ ♂ ♃	8.46	10.17	8. 5	3.56
Dienst.	27	Johannes, Evang.	Dankwart	C im ♂, C Grdn.	10. 2	10.50	8. 5	3.57
Mittw.	28	Kindleintag	Herwart	♀ ♂ h trüb	11.17	11.19	8. 6	3.58
Donn.	29	Thomas, Bischof	Ewalt	4.46 n. ♂ Δ h	vorm.	11.48	8. 6	3.59
Freit.	30	David, König	Sämund	♀ wird Morgenstern	0.34	naehm.	8. 6	3.59
Samst.	31	Schlussgd., Silvester	Geiserich	C ♂ ♂, C □ ♀	1.48	0.44	8. 6	4. 0
Vuh- und Wettag: 9. in Württemberg.								
Was helfen jegliche Beschwerden, Daß deine Stellung viel zu klein?				Nicht jeder kann ein Krösus werden, Doch jeder kann verdienstlich sein!				Otto Promber.

Dezember

Je dunkler es über Dezember-Schnee war,
je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.

Düngerreime.

Wer spärlich seinen Acker düngt, der weiß
schon, was die Ernte bringt. — Hand düngte
seine Felder schlecht, war Ackermann, jetzt ist
er Knecht. — Wer gute Ernte machen will,
der dünge, pflüg' und grave viel. — Jobs
läßt die Sauche in den Bach, ein Dummkopf
nur tut es ihm nach. — Dünger ist die Seele
vom Ackerbau, sie gehören zusammen wie Mann
und Frau. — Gutes Vieh, gute Streu, reich-
lich Futter gibt fetten Mist, reiche Ernten,
viel Milch, Käse und Butter.



31 Tage.

Neumond den 7. vorm.
4 U. 47 M. Windig und raub.

Erstes Viertel den 14. nachm.
11 U. 7 M. Schneefall.

Vollmond den 22. nachm.
7 U. 1 M. Trübe Witterung.

Letztes Viertel den 29. nachm.
4 U. 46 M. Bringt Schnee.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.

Chronologische Elemente und bewegliche Feste.

(Nach dem Gregorianischen Kalender.)
 Die Goldene Zahl ist 5.
 Die Epakte XIII.
 Der Sonnenzirkel 9.
 Zinszahl der Römer 2.
 Der Sonntagsbuchstabe C, B.
 Septuagesimä 31. Januar.
 Aschermittwoch 17. Februar.
 Oster Sonntag 3. April.
 Himmelfahrt Christi 12. Mai.
 Pfingstsonntag 22. Mai.
 Trinitatis Sonntag 29. Mai.
 Fronleichnamfest 2. Juni.
 Erster Adventsonntag 27. November.
 Das Jahr 1904 ist ein **Schaltjahr** von 366 Tagen.
 Von Weihnachten 1903 bis Herrenschaftnacht 1904 sind es 7 Wochen 2 Tage.
 Die vier Quatember: 24. Februar, 25. Mai, 21. Sept., 14. Dez.
 Zahl d. Sonntage nach Trinit. 25.

Wenn es nach M. E. Z. 12 Uhr mittag ist, so ist es nach O. Z. in

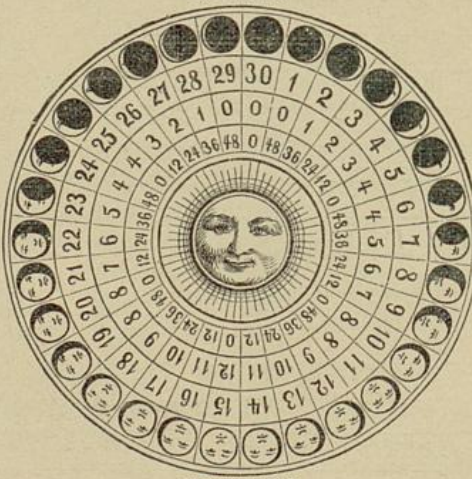
1. Amsterdam	11 Uhr 20 Min. vm.
2. Athen	12 " 35 " nm.
3. Kopenhagen	11 " 50 " vm.
4. Lissabon	10 " 24 " vm.
5. London	11 " 0 " vm.
6. Madrid	10 " 45 " vm.
7. Neapel	11 " 57 " vm.
8. New-York	6 " 4 " vm.
9. Paris	11 " 9 " vm.
10. Rom	11 " 50 " vm.
11. St. Petersburg	1 " 1 " nm.
12. Stockholm	12 " 12 " nm.
13. Venedig	11 " 49 " vm.
14. Warschau	12 " 25 " nm.
15. Wien	12 " 6 " nm.
16. Zürich	11 " 34 " vm.

Historische Zeitrechnung auf 1904. Jahr.

Nach Erbauung der Stadt Rom	2657
Nach Erfindung des Schießpulvers	550
Nach Erfindung der Buchdruckerkunst	464
Nach Entdeckung Amerikas	412
Nach der Reformation Dr. Martin Luthers	387
Nach dem Westfälischen Frieden	256
Nach Antritt der Regentschaft des Großherzogs Friedrich von Baden	52
Nach Ausrufung des deutschen Kaiserreiches	33
Jahresregent ist Mars ♄.	

Die Mondscheibe

gibt an, wie viele Stunden der Mond vor und nach Mitternacht, von 6 Uhr nachm. bis 6 Uhr vorm. gerechnet, scheint. Der äußere Kreis zeigt die Ab- und Zunahme des Mondes; der zweite gibt die Tage, der dritte die Stunden und der vierte die Minuten nach dem Neumond an, bis auf den Tag, den man wissen will. Ist z. B. der Mond 8 Tage alt, so scheint er 6 St. 24 M. vor Mitternacht; ist er 22 Tage alt, so scheint er wieder 6 St. 24 M., aber erst nach Mitternacht.



Die Aspekten.

- Zusammenkunft ☉
- Gegensein ☉☉
- Dritterschein ☉△
- Bierterschein ☉□
- Sechsterschein ☉✳
- Aufsteig. ☾
- Absteig. ☽
- Himmelskörper.**
- Sonne ☉
- Mond ☾
- Merkur ☿
- Venus ♀
- Mars ♂
- Jupiter ♃
- Saturnus ♄
- Uranus ♅

- Der Neumond ☾
- Das erste Viertel ☽
- Der Vollmond ☀
- Das letzte Viertel ☾
- Stunde vorm. v.
- Stunde nachm. n.
- Simmelszeichen.**
- Widder ♈
- Stier ♉
- Zwillinge ♊
- Krebs ♋
- Löwe ♌
- Jungfrau ♍
- Waage ♎
- Skorpion ♏
- Schütze ♐
- Steinbock ♑
- Wassermann ♒
- Fische ♓

Kalender der Juden.

Das 5664. Jahr der Welt und der Anfang des 5665. Jahres.		Das 5665. Jahr.	
1904. Neumonde und Feste.	1904. Neumonde und Feste.	1904. Neumonde und Feste.	1905.
18. Jan. 1. Schebat des Jahres 5664.	21. Mai. 7. Sivan. Zweites Fest.*	24. Sept. 15. Tischni. Laubhüttenfest.*	7. Jan. 1. Schebat.
17. Febr. 1. Adar.	14. Juni. 1. Thamus.	25. " 16. " Zweites Fest.*	
29. " 13. " Fasten-Esther.	30. " 17. " Fasten. Tempel-Eroberung.	30. " 21. " Palmfest.	
1. März 14. " Purim o. Hamansf.	13. Juli. 1. Ab.	1. Okt. 22. " Versammlung o. Laubhütten-Ende.*	
2. " 15. " Schuschan-Purim.	21. " 9. " Fasten. Tempel-Verbrennung.	2. " 23. " Gesezesfreude.*	
17. " 1. Nisan. [Anfang.*]	12. Aug. 1. Elul.	10. " 1. Marcheschwan.	
31. " 15. " Passah o. Osterfest.	10. Sept. 1. Tischni. Neujahrsfest.*	9. Nov. 1. Kislev.	
1. April 16. " Zweites Fest.*	11. " 2. " Zweites Fest.*	3. Dez. 25. " Tempelweihe.	
6. " 21. " Siebtes Fest.*	12. " 3. " Fasten-Gedaltah.	9. " 1. Tebet.	
7. " 22. " Passah-Ende.*	19. " 10. " Versöhnungsf. o. lange Nacht.*	18. " 10. " Fast. Belagerung Jerusalems.	
16. " 1. Ijar. [Schülerfest.]			
3. Mai 18. " Lag B'omer oder			
15. " 1. Sivan.			
20. " 6. " Woch. o. Pfingstf.*			

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.

Die vier Jahreszeiten.

Vom Winter.

Der Winter dieses Jahres hat am 23. Dezember des vorigen Jahres morgens 1 Uhr 20 Min. seinen Anfang genommen, nämlich am kürzesten Tag, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbocks trat.

Vom Frühling.

Der Frühling dieses Jahres beginnt am 21. März morgens 1 Uhr 59 Min. mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders.

Vom Sommer.

Der Sommer fängt mit dem längsten Tag an, wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, nämlich am 21. Juni abends 9 Uhr 51 Min.

Vom Herbst.

Dieser nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne bei der andern Tag- und Nachtgleiche in das Zeichen der Waage tritt, am 23. September nachmittags 0 Uhr 40 Min.

Von den Finsternissen des Jahres 1904.

Im Jahre 1904 werden nur zwei Sonnenfinsternisse stattfinden, von denen keine bei uns sichtbar sein wird.

Die erste ist eine ringsförmige Sonnenfinsternis, am 17. März, auf der Erde überhaupt morgens von 3 Uhr 37 Min. bis 9 Uhr 45 Min. Sie ist in der östlichen Hälfte Afrikas, in der südöstlichen Hälfte Asiens, im Indischen Ozean und in der westlichen Hälfte des Großen Ozeans sichtbar.

Die zweite Sonnenfinsternis ist eine totale, vom 9. auf den 10. September, auf der Erde überhaupt von abends 7 Uhr 8 Min. bis morgens 0 Uhr 21 Min. Sie wird im Großen Ozean und in der westlichen Hälfte Südamerikas beobachtet.

Mittleuropäische Zeit. (M. E. Z.)

Die Zeiten für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond sind in diesem Kalender in Ortszeit angegeben und auf die geographische Breite von Erfurt berechnet. Wenn man also z. B. bestimmen will, um wieviel Uhr die Sonne an irgend einem Ort nach der M. E. Z. aufgeht, so muß die Differenz zwischen M. E. Z. und O. Z. mittelst der nachfolgenden Tabelle berücksichtigt werden. Da, wo nichts bei der Minutenzahl steht, geht die M. E. Z. der Ortszeit vor, wo aber ein — davorsteht, geht sie um die angegebene Zahl Minuten nach.

Rachen	36 Min.	Dessau	11 Min.	Gotha	17 Min.	Lucern	27 Min.	Kemich	31 Min.
Astona	20 "	Dortmund	30 "	Gras	— 2 "	Magdeburg	13 "	Rostock	11 "
Angsbürg	16 "	Dresden	5 "	Halle a. S.	12 "	Mainz	27 "	St. Gallen	23 "
Barmen	31 "	Duisburg	33 "	Hamburg	20 "	Mannheim	26 "	Schwerin	14 "
Basel	30 "	Düsseldorf	33 "	Hannover	21 "	Remel	24 "	Standau	7 "
Berlin	6 "	Elberfeld	31 "	Heidelberg	25 "	Reg	35 "	Stettin	2 "
Bern	30 "	Elbing	— 18 "	Innsbruck	14 "	Rühlhausen i. G.	30 "	Strasburg i. L.	29 "
Bochum	31 "	Erfurt	16 "	Kaiserslautern	29 "	München	14 "	Stuttgart	23 "
Bonn	32 "	Essen	32 "	Karlsruhe	26 "	W. Gladbach	34 "	Trier	33 "
Braunschweig	18 "	Hensburg	22 "	Kassel	22 "	Münster	29 "	Triest	5 "
Bremen	25 "	Frankfurt a. M.	25 "	Kiel	19 "	Mürnberg	16 "	Ulm	20 "
Breslau	— 8 "	Frankfurt a. O.	2 "	Kln.	32 "	Odenburg	27 "	Weimar	15 "
Bromberg	— 12 "	Freiburg i. B.	29 "	Königsberg	— 22 "	Onabrück	28 "	Wien	— 5 "
Brünn	— 6 "	Jülich	16 "	Krefeld	34 "	Pauen	11 "	Wiesbaden	27 "
Charlottenburg	7 "	Leuz	35 "	Lahr	28 "	Posen	— 8 "	Winterthur	25 "
Chemnitz	8 "	Oera	12 "	Leipzig	10 "	Potsdam	8 "	Würzburg	20 "
Danzig	— 15 "	Siegen	25 "	Liegnitz	— 5 "	Prag	2 "	Zürich	26 "
Darmstadt	25 "	Wetzlar	0 "	Lübeck	17 "	Regensburg	12 "	Zwidau	10 "

Ermittlung des Wochentages für jedes Datum von 1789—1980.

A. Jahreszahlen					B. Monate												C. Wochentage										
					Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember											
1789	1801	1829	1857	1885		1925	1953	4	0	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2	1	8	15	22	29	36	Sonntag	
1790	1802	1830	1858	1886		1926	1954	5	1	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3	2	9	16	23	30	37	Montag	
1791	1803	1831	1859	1887		1927	1955	6	2	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4	3	10	17	24	31		Dienstag	
1792	1804	1832	1860	1888		1928	1956	0	3	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6	4	11	18	25	32		Mittwoch	
1793	1805	1833	1861	1889	1901	1929	1957	2	5	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0	5	12	19	26	33		Donnerstag	
1794	1806	1834	1862	1890	1902	1930	1958	3	6	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1	6	13	20	27	34		Freitag	
1795	1807	1835	1863	1891	1903	1931	1959	4	0	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2	7	14	21	28	35		Samstag	
1796	1808	1836	1864	1892	1904	1932	1960	5	1	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4								
1797	1809	1837	1865	1893	1905	1933	1961	0	3	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5								
1798	1810	1838	1866	1894	1906	1934	1962	1	4	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6								
1799	1811	1839	1867	1895	1907	1935	1963	2	5	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0								
	1812	1840	1868	1896	1908	1936	1964	3	6	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2								
	1813	1841	1869	1897	1909	1937	1965	5	1	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3								
	1814	1842	1870	1898	1910	1938	1966	6	2	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4								
	1815	1843	1871	1899	1911	1939	1967	0	3	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5								
	1816	1844	1872		1912	1940	1968	1	4	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0								
1800	1817	1845	1873		1913	1941	1969	3	6	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1								
	1818	1846	1874		1914	1942	1970	4	0	0	3	5	1	3	6	2	4	0	2								
	1819	1847	1875		1915	1943	1971	5	1	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3								
	1820	1848	1876		1916	1944	1972	6	2	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5								
	1821	1849	1877	1900	1917	1945	1973	1	4	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6								
	1822	1850	1878		1918	1946	1974	2	5	5	1	3	6	1	4	0	2	5	0								
	1823	1851	1879		1919	1947	1975	3	6	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1								
	1824	1852	1880		1920	1948	1976	4	0	1	4	6	2	4	0	3	5	1	3								
	1825	1853	1881		1921	1949	1977	6	2	2	5	0	3	5	1	4	6	2	4								
	1826	1854	1882		1922	1950	1978	0	3	3	6	1	4	6	2	5	0	3	5								
	1827	1855	1883		1923	1951	1979	1	4	4	0	2	5	0	3	6	1	4	6								
	1828	1856	1884		1924	1952	1980	2	5	6	2	4	0	2	5	1	3	6	1								

Erklärung.

Frage: Auf welchen Wochentag fällt der 1. Mai 1898?
 Antwort: Auf einen Sonntag.
 Lösung: Ich gehe von der in Tafel A aufgeführten Zahl 1898 nach rechts bis zu der in Tafel B unter Mai stehenden Ziffer. Zähle ich zu dieser (0) die Zahl des Monatstages (1), so habe ich 1. In Tafel C steht neben 1: Sonntag.
 Ebenso: 18. Oktober 1813:
 5+18=23: Montag.
 31. Juli 1920:
 4+31=35: Samstag.

Wechselstempeltarif.

Die Stempelabgabe beträgt: von einer Summe von 200 M und weniger 10 S, 200 bis 400 M 20 S, 400 bis 600 M 30 S, 600 bis 800 M 40 S, 800 bis 1000 M 50 S und von jedem fernern 1000 M der Summe 50 S mehr dergestalt, daß jedes angefangene Tausend für voll gerechnet wird.
 Die Stempelmarken lauten über M 0.10, 0.20, 0.30, 0.40, 0.50, 1.—, 1.50, 2.—, 2.50, 3.—, 3.50, 4.—, 4.50, 5.—, 10.—, 15.—, 20.—, 25.—, 30.— und 50.—. Die gestempelten Blanketts sind in Beträgen von M 0.10, 0.30, 0.40, 0.50, 1.—, 1.50, 2.—, 2.50 und 3.— zu haben. Dieser Steuer unterliegen alle Wechsel und die solchen gleichstehenden kaufmännischen Papiere mit Ausnahme: 1) der vom Auslande auf das Ausland gezogenen, nur im Auslande zahlbaren Wechsel; 2) der vom Inlande auf das Ausland gezogenen, nur im Auslande, und zwar auf Sicht oder spätestens innerhalb 10 Tagen nach dem Tage der Ausstellung zahlbaren Wechsel, sofern sie vom Aussteller direkt in das Ausland remittiert werden.
 Die Verwendung der Reichstempelmarken hat in der Weise zu geschehen, daß die den erforderlichen Steuerbetrag darstellenden Marken auf der Rückseite der Urkunde, und zwar, wenn die Rückseite noch unbeschrieben ist, am oberen Rande derselben, andernfalls unmittelbar unter dem letzten Vermerke (Indossament u. f. w.), der sich auf der Rückseite befindet, auf einer leeren Stelle derart aufzulegen sind, daß oberhalb der Marke kein zur Niederschreibung eines Vermerks (Indossaments u. f. w.) hinreichender Raum übrig bleibt, und daß ferner seitens des inländischen Inhabers, welcher die Marke aufklebt, das Indossament oder der sonstige Vermerk unterhalb derselben niederschreiben ist. In jeder einzelnen der aufgeklebten Marken muß das Datum der Verwendung mittelst deutlicher Schriftzeichen ohne jede Nasur, Durchstreichung oder Überschrift niedergeschrieben sein. Jede Durchkreuzung der Marke, auch wenn sie die Schriftzeichen nicht berührt, ist unstatthaft; ebenso die Bezeichnung der Monate September, Oktober, November und Dezember durch 7ber, 8ber, 9ber und 10ber. Zur Vermeidung der hohen Kontraventionsstrafen ist es wichtig, diese Bestimmungen zu beachten. Behufs der Umrechnung der in einer andern als der Reichswährung ausgedrückten Summen sind die folgenden Umrechnungssätze bei der Berechnung des Wechselstempels zu Grunde zu legen: 1 Dollar = 4 M 20 S, 1 Frank, Lira, Peseta, rum. Leu = 80 S, 1 Gulden österr. Währ. = 1 M 70 S, 1 Krone österr. Währ. = 85 S, 1 Gulden holländ. Währ. = 1 M 70 S, 1 Rubel = 2 M 16 S, 1 Pfund Sterling = 20 M 40 S, 1 Krone schwed. Währ. = 1 M 12 1/2 S, 100 spanische Reales = 21 M, 1 Milreis = 4 M 50 S, 1 türkischer Piafter = 18 S, 1 Peso = 4 M, im übrigen nach dem Berliner Börsebrauch.

Zinstabelle.

Kapital.	Auf ein Jahr zu 360 Tagen.						Auf einen Monat zu 30 Tagen.						Auf einen Tag.									
	6%		5%		4%		3%		2%		1 1/2%		6%		5%		4%		3%		2 1/2%	
	M	ℒ	M	ℒ	M	ℒ	M	ℒ	M	ℒ	M	ℒ	M	ℒ	M	ℒ	M	ℒ	M	ℒ	M	ℒ
1	6	5	4	3	0.5	0.5	0.42	0.33	0.25	0.04	0.017	0.014	0.011	0.008	0.0014							
2	12	10	8	6	1	1	0.83	0.67	0.5	0.08	0.033	0.028	0.022	0.017	0.0028							
3	18	15	12	9	1.5	1.5	1.25	1	0.75	0.12	0.05	0.042	0.033	0.025	0.0042							
4	24	20	16	12	2	2	1.67	1.33	1	0.17	0.067	0.055	0.044	0.033	0.0055							
5	30	25	20	15	2.5	2.5	2.08	1.67	1.25	0.21	0.083	0.069	0.055	0.042	0.0069							
6	36	30	24	18	3	3	2.50	2	1.5	0.25	0.100	0.083	0.067	0.050	0.0083							
7	42	35	28	21	3.5	3.5	2.92	2.33	1.75	0.29	0.117	0.097	0.078	0.058	0.0097							
8	48	40	32	24	4	4	3.33	2.67	2	0.33	0.133	0.111	0.089	0.067	0.011							
9	54	45	36	27	4.5	4.5	3.75	3	2.25	0.37	0.15	0.125	0.10	0.075	0.012							
10	60	50	40	30	5	5	4.17	3.33	2.5	0.41	0.17	0.139	0.11	0.083	0.013							
20	120	100	80	60	10	10	8.33	6.67	5	0.83	0.33	0.278	0.22	0.17	0.027							
30	180	150	120	90	15	15	12.50	10	7.5	1.25	0.50	0.416	0.33	0.25	0.041							
40	240	200	160	120	20	20	16.67	13.33	10	1.67	0.67	0.555	0.44	0.33	0.055							
50	300	250	200	150	25	25	20.83	16.67	12.5	2.08	0.83	0.694	0.55	0.42	0.069							
60	360	300	240	180	30	30	25	20	15	2.50	1	0.833	0.67	0.50	0.083							
70	420	350	280	210	35	35	29.17	23.33	17.5	2.91	1.17	0.972	0.78	0.58	0.097							
80	480	400	320	240	40	40	33.33	26.67	20	3.33	1.33	1.11	0.89	0.67	0.111							
90	540	450	360	270	45	45	37.5	30	22.5	3.75	1.50	1.25	1	0.75	0.125							
100	600	500	400	300	50	50	41.67	33.33	25	4.17	1.67	1.39	1.11	0.83	0.139							
200	1200	1000	800	600	100	100	83.33	66.67	50	8.33	3.33	2.78	2.22	1.67	0.278							
300	1800	1500	1200	900	150	150	125	100	75	12.50	5	4.17	3.33	2.50	0.417							
400	2400	2000	1600	1200	200	200	166.67	133.33	100	16.67	6.67	5.55	4.44	3.33	0.555							
500	3000	2500	2000	1500	250	250	208.33	166.67	125	20.83	8.33	6.94	5.55	4.17	0.694							
600	3600	3000	2400	1800	300	300	250	200	150	25	10	8.33	6.67	5	0.833							
700	4200	3500	2800	2100	350	350	291.67	233.33	175	29.17	11.67	9.72	7.78	5.83	0.972							
800	4800	4000	3200	2400	400	400	333.33	266.67	200	33.33	13.33	11.11	8.89	6.67	1.111							
900	5400	4500	3600	2700	450	450	375	300	225	37.50	15	12.50	10	7.50	1.250							
1000	6000	5000	4000	3000	500	500	416.67	333.33	250	41.67	16.67	13.89	11.11	8.33	1.389							

Wert der bekanntesten ausländischen Gold- und Silbermünzen gegenwärtiger Währung.

Belgien:	1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold	16.20	Österreich:	1 Krone à 100 Heller	0.85
	1 Frank in Silber à 100 Centimes	0.80	Ungarn:	1 Behn-Kronen-Stück in Gold à 4 Gulden	8.50
Dänemark:	1 Behn-Kronen-Stück in Gold	11.25		20 Kreuzer	1.70
	1 Krone in Silber à 100 Ore	1.08	Portugal:	1 Krone in Gold	45.35
England:	1 Sovereign (Pfund Sterling) in Gold	20.43		1 Milreis à 1000 Reis	4.51
	1 Shilling in Silber à 12 Pence	1.00	Rumänien:	1 Zwanzig-Lei-Stück in Gold	16.20
Frankreich:	1 Zwanzig-Franken-Stück in Gold	16.20		1 Lei à 100 Bani in Silber	0.80
	1 Frank in Silber à 100 Centimes	0.80	Rußland:	1 Imperial = 10 Gold-Rubel	32.40
Griechenland:	1 Zwanzig-Drachmen-Stück in Gold	16.20		1 Rubel in Silber à 100 Kopfen	3.20
	1 Drachme in Silber à 100 Lepta	0.80	Schweden:	1 Behn-Kronen-Stück in Gold (Kroger)	11.25
Italien:	1 Zwanzig-Pire-Stück in Gold	16.20		1 Krone (Krona) in Silber à 100 Dre	1.08
	1 Pira in Silber à 100 Centesimi	0.80	Schweiz:	1 Frank in Silber à 100 Rappen	0.80
Niederlande:	1 Beugulden-Stück in Gold	16.87		1 Dinar in Silber à 100 Para	0.80
	1 Gulden in Silber à 100 Cents	1.70	Spanien:	1 Zwanzig-Pefetas-Stück in Gold	16.20
Nordamerika:	1 Eagle (10 Dollars) in Gold	42.00		1 Pefeta à 100 Centesimos	0.80
	1 Dollar in Gold oder Silber à 100 Cents	4.20	Türkei:	1 türk. Pfund à 100 Piafter in Gold	18.44
Norwegen:	1 Behn-Kronen-Stück	11.25			
	1 Krone in Silber à 100 Dre	1.08			

Maß und Gewicht.

Hekto heißt hundert. Kilo heißt tausend. Centi heißt hundertstel. Milli heißt tausendstel. Gewogen wird mit dem Kilo (kg). Gemessen wird mit dem Liter (l). Ein Liter reines, 4 Grad C warmes Wasser wiegt 1 Kilo oder 2 Pfund.

1. Längenmaß.
Die Einheit bildet das Meter (m) oder der Stab. Der hundertste Teil des Meters heißt Centimeter (cm).
Der tausendste Teil des Meters heißt das Millimeter (mm) oder der Strich.
Tausend Meter heißen das Kilometer (km).

Übersicht.
1 Meter (m) (Stab) = 100 Centimeter (cm) = 1000 Millimeter (mm) (Strich).
1 Centimeter (cm) = 10 Millimeter (mm).
1 Kilometer (km) = 1000 Meter (m).

2. Flächenmaß.
Die Einheit bildet das Quadratmeter (qm) oder der Quadratstab.

Hundert Quadratmeter bilden 1 Ar (a).
Hundert Ar bilden 1 Hektar (ha).
Hundert Hektar bilden 1 Quadratkilometer (qkm).

Übersicht.
1 Ar (a) = 100 Meter (qm).
1 Quadratmeter (qm) = 10000 Centimeter (qcm).
1 Centimeter (qcm) = 100 Millimeter (qmm).
1 Hektar (ha) = 100 Ar (a) = 10000 Quadratmeter (qm).
1 Kilometer (qkm) = 100 Hektar (ha) = 10000 Ar (a) = 1000000 Quadratmeter (qm).

3. Körper- oder Hohmaß.
Die Einheit ist das Liter (l) oder die Kanne. Das halbe Liter heißt der Schoppen.
Fünfundzwanzig Liter sind 1 Scheffel.
Hundert Liter bilden das Hektoliter (hl) oder das Faß.
Tausend Liter sind 1 Kubikmeter (cbm).

Übersicht.
1 Liter (l) (Kanne) = 1000 Kubikcentimeter (cbcm).
1 Hektoliter (hl) (Faß) = 100 Liter (l).

4. Gewicht.
Die Einheit ist das Gramm (g).
Tausend Gramm bilden 1 Kilogramm (kg) (= 2 Pfd.).
Ein halbes Kilogramm heißt das Pfund.
Fünfundzwanzig Kilogramm oder 100 Pfund bilden 1 Zentner (Ztr.).
Tausend Kilogramm oder 2000 Pfund bilden 1 Tonne (t).

Übersicht.
1 Kilogramm (kg) = 1000 Gramm (g).
1 Gramm (g) = 1000 Milligramm (mg).
1 Tonne (t) = 1000 Kilogramm (kg).

Fruchtigkeits- und Britthalender.

Die mittlere Fruchtigkeitsperiode beträgt bei Pferden: 48 1/2 Wochen oder 340 Tage (Extreme sind 330 und 419 Tage); Geielfrutten: gewöhnlich etwas mehr als bei Pferdefrutten; Kühen: 40 1/2 Wochen oder 285 Tage (Extreme sind 240 und 321 Tage); Schafen und Ziegen: fast 22 Wochen oder 154 Tage (Extreme 146 und 158 Tage); Säunen: über 17 Wochen oder 120 Tage (Extreme sind 109 und 133 Tage); Kühen in der (Frutten): 26—29 Tage; Kühe: 28—32 Tage; Enten: 28—32 Tage; Tauben: 17—19 Tage.

Anfang		Ende der Fruchtigkeit bei						Anfang		Ende der Fruchtigkeit bei					
		Pferden 340 Tage.	Kühen 285 Tage.	Schafen und Ziegen 154 Tage.	Schweinen 120 Tage.	Südbinnen 63 Tage.	Lagen 56 Tage.			Pferden 340 Tage.	Kühen 285 Tage.	Schafen und Ziegen 154 Tage.	Schweinen 120 Tage.	Südbinnen 63 Tage.	Lagen 56 Tage.
1. Jan.	6. Dez.	12. Okt.	3. Juni	30. April	4. März	25. Febr.	5. Juli	9. Juni	15. April	5. Dez.	1. Nov.	5. Sept.	29. Aug.		
6. "	11. "	17. "	8. "	6. Mai	9. "	2. März	10. "	14. "	20. "	6. "	6. "	10. "	8. "		
11. "	16. "	22. "	13. "	10. "	14. "	7. "	15. "	19. "	25. "	11. "	11. "	15. "	13. "		
16. "	21. "	27. "	18. "	15. "	19. "	12. "	20. "	24. "	30. "	16. "	16. "	20. "	18. "		
21. "	26. "	1. Febr.	23. "	20. "	24. "	17. "	25. "	1. Febr.	7. "	21. "	21. "	25. "	23. "		
26. "	31. "	6. Jan.	28. "	25. "	29. "	18. "	26. "	2. Febr.	8. "	22. "	22. "	26. "	24. "		
31. "	5. Febr.	11. "	3. Febr.	30. Jan.	3. Febr.	19. "	27. "	7. Febr.	13. "	27. "	27. "	31. "	29. "		
10. "	15. "	16. "	13. "	10. "	14. "	20. "	28. "	14. "	20. "	28. "	28. "	31. "	29. "		
15. "	20. "	26. "	18. "	15. "	19. "	21. "	29. "	15. "	21. "	29. "	29. "	31. "	29. "		
20. "	25. "	3. März	23. "	20. "	24. "	22. "	30. "	16. "	22. "	30. "	30. "	31. "	29. "		
25. "	30. "	8. März	28. "	25. "	29. "	23. "	31. "	17. "	23. "	31. "	31. "	31. "	29. "		
30. "	4. April	13. März	3. März	30. Febr.	3. März	24. "	1. April	18. "	24. "	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. April	9. April	18. März	8. März	5. März	8. März	1. April	2. April	19. "	25. "	31. "	31. "	31. "	29. "		
9. April	14. April	23. März	13. März	10. März	13. März	6. April	7. April	24. "	30. "	31. "	31. "	31. "	29. "		
14. April	19. April	28. März	18. März	15. März	18. März	11. April	12. April	29. "	3. April	31. "	31. "	31. "	29. "		
19. April	24. April	1. Febr.	23. März	20. März	23. März	16. April	17. April	3. April	9. April	31. "	31. "	31. "	29. "		
24. April	29. April	6. Febr.	28. März	25. März	28. März	21. April	22. April	8. April	14. April	31. "	31. "	31. "	29. "		
29. April	4. Mai	11. Febr.	3. März	30. März	3. März	26. April	27. April	13. April	19. April	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. Mai	9. Mai	16. Febr.	8. März	5. März	8. März	1. Mai	2. Mai	18. April	24. April	31. "	31. "	31. "	29. "		
9. Mai	14. Mai	21. Febr.	13. März	10. März	13. März	6. Mai	7. Mai	23. April	29. April	31. "	31. "	31. "	29. "		
14. Mai	19. Mai	26. Febr.	18. März	15. März	18. März	11. Mai	12. Mai	28. April	3. Mai	31. "	31. "	31. "	29. "		
19. Mai	24. Mai	3. März	23. März	20. März	23. März	16. Mai	17. Mai	3. Mai	9. Mai	31. "	31. "	31. "	29. "		
24. Mai	29. Mai	8. März	28. März	25. März	28. März	21. Mai	22. Mai	8. Mai	14. Mai	31. "	31. "	31. "	29. "		
29. Mai	4. Juni	13. März	3. März	30. März	3. März	26. Mai	27. Mai	13. Mai	19. Mai	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. Juni	9. Juni	18. März	8. März	5. März	8. März	31. Mai	1. Juni	18. Mai	24. Mai	31. "	31. "	31. "	29. "		
9. Juni	14. Juni	23. März	13. März	10. März	13. März	1. Juni	2. Juni	23. Mai	29. Mai	31. "	31. "	31. "	29. "		
14. Juni	19. Juni	28. März	18. März	15. März	18. März	6. Juni	7. Juni	28. Mai	3. Juni	31. "	31. "	31. "	29. "		
19. Juni	24. Juni	1. Febr.	23. März	20. März	23. März	11. Juni	12. Juni	3. Juni	9. Juni	31. "	31. "	31. "	29. "		
24. Juni	29. Juni	6. Febr.	28. März	25. März	28. März	16. Juni	17. Juni	8. Juni	14. Juni	31. "	31. "	31. "	29. "		
29. Juni	4. Juli	11. Febr.	3. März	30. März	3. März	21. Juni	22. Juni	13. Juni	19. Juni	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. Juli	9. Juli	16. Febr.	8. März	5. März	8. März	26. Juni	27. Juni	18. Juni	24. Juni	31. "	31. "	31. "	29. "		
9. Juli	14. Juli	21. Febr.	13. März	10. März	13. März	1. Juli	2. Juli	23. Juni	29. Juni	31. "	31. "	31. "	29. "		
14. Juli	19. Juli	26. Febr.	18. März	15. März	18. März	6. Juli	7. Juli	28. Juni	3. Juli	31. "	31. "	31. "	29. "		
19. Juli	24. Juli	3. März	23. März	20. März	23. März	11. Juli	12. Juli	3. Juli	9. Juli	31. "	31. "	31. "	29. "		
24. Juli	29. Juli	8. März	28. März	25. März	28. März	16. Juli	17. Juli	8. Juli	14. Juli	31. "	31. "	31. "	29. "		
29. Juli	4. Aug.	13. März	3. März	30. März	3. März	21. Juli	22. Juli	13. Juli	19. Juli	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. Aug.	9. Aug.	18. März	8. März	5. März	8. März	26. Juli	27. Juli	18. Juli	24. Juli	31. "	31. "	31. "	29. "		
9. Aug.	14. Aug.	23. März	13. März	10. März	13. März	31. Juli	1. Aug.	23. Juli	29. Juli	31. "	31. "	31. "	29. "		
14. Aug.	19. Aug.	28. März	18. März	15. März	18. März	1. Aug.	2. Aug.	28. Juli	3. Aug.	31. "	31. "	31. "	29. "		
19. Aug.	24. Aug.	1. Febr.	23. März	20. März	23. März	6. Aug.	7. Aug.	3. Aug.	9. Aug.	31. "	31. "	31. "	29. "		
24. Aug.	29. Aug.	6. Febr.	28. März	25. März	28. März	11. Aug.	12. Aug.	8. Aug.	14. Aug.	31. "	31. "	31. "	29. "		
29. Aug.	4. Sept.	11. Febr.	3. März	30. März	3. März	16. Aug.	17. Aug.	13. Aug.	19. Aug.	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. Sept.	9. Sept.	16. Febr.	8. März	5. März	8. März	21. Aug.	22. Aug.	18. Aug.	24. Aug.	31. "	31. "	31. "	29. "		
9. Sept.	14. Sept.	21. Febr.	13. März	10. März	13. März	26. Aug.	27. Aug.	23. Aug.	29. Aug.	31. "	31. "	31. "	29. "		
14. Sept.	19. Sept.	26. Febr.	18. März	15. März	18. März	31. Aug.	1. Sept.	28. Aug.	3. Sept.	31. "	31. "	31. "	29. "		
19. Sept.	24. Sept.	3. März	23. März	20. März	23. März	1. Sept.	2. Sept.	3. Sept.	9. Sept.	31. "	31. "	31. "	29. "		
24. Sept.	29. Sept.	8. März	28. März	25. März	28. März	6. Sept.	7. Sept.	8. Sept.	14. Sept.	31. "	31. "	31. "	29. "		
29. Sept.	4. Okt.	13. März	3. März	30. März	3. März	11. Sept.	12. Sept.	13. Sept.	19. Sept.	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. Okt.	9. Okt.	18. März	8. März	5. März	8. März	16. Sept.	17. Sept.	18. Sept.	24. Sept.	31. "	31. "	31. "	29. "		
9. Okt.	14. Okt.	23. März	13. März	10. März	13. März	21. Sept.	22. Sept.	23. Sept.	29. Sept.	31. "	31. "	31. "	29. "		
14. Okt.	19. Okt.	28. März	18. März	15. März	18. März	26. Sept.	27. Sept.	28. Sept.	3. Okt.	31. "	31. "	31. "	29. "		
19. Okt.	24. Okt.	1. Febr.	23. März	20. März	23. März	1. Okt.	2. Okt.	3. Okt.	9. Okt.	31. "	31. "	31. "	29. "		
24. Okt.	29. Okt.	6. Febr.	28. März	25. März	28. März	6. Okt.	7. Okt.	7. Okt.	13. Okt.	31. "	31. "	31. "	29. "		
29. Okt.	4. Nov.	11. Febr.	3. März	30. März	3. März	11. Okt.	12. Okt.	13. Okt.	19. Okt.	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. Nov.	9. Nov.	16. Febr.	8. März	5. März	8. März	16. Okt.	17. Okt.	18. Okt.	24. Okt.	31. "	31. "	31. "	29. "		
9. Nov.	14. Nov.	21. Febr.	13. März	10. März	13. März	21. Okt.	22. Okt.	23. Okt.	29. Okt.	31. "	31. "	31. "	29. "		
14. Nov.	19. Nov.	26. Febr.	18. März	15. März	18. März	26. Okt.	27. Okt.	28. Okt.	3. Nov.	31. "	31. "	31. "	29. "		
19. Nov.	24. Nov.	3. März	23. März	20. März	23. März	31. Okt.	1. Nov.	3. Nov.	9. Nov.	31. "	31. "	31. "	29. "		
24. Nov.	29. Nov.	8. März	28. März	25. März	28. März	1. Nov.	2. Nov.	3. Nov.	9. Nov.	31. "	31. "	31. "	29. "		
29. Nov.	4. Dez.	13. März	3. März	30. März	3. März	6. Nov.	7. Nov.	7. Nov.	13. Nov.	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. Dez.	9. Dez.	18. März	8. März	5. März	8. März	11. Nov.	12. Nov.	13. Nov.	19. Nov.	31. "	31. "	31. "	29. "		
9. Dez.	14. Dez.	23. März	13. März	10. März	13. März	16. Nov.	17. Nov.	18. Nov.	24. Nov.	31. "	31. "	31. "	29. "		
14. Dez.	19. Dez.	28. März	18. März	15. März	18. März	21. Nov.	22. Nov.	23. Nov.	29. Nov.	31. "	31. "	31. "	29. "		
19. Dez.	24. Dez.	1. Febr.	23. März	20. März	23. März	26. Nov.	27. Nov.	28. Nov.	3. Dez.	31. "	31. "	31. "	29. "		
24. Dez.	29. Dez.	6. Febr.	28. März	25. März	28. März	1. Dez.	2. Dez.	3. Dez.	9. Dez.	31. "	31. "	31. "	29. "		
29. Dez.	4. Jan.	11. Febr.	3. März	30. März	3. März	6. Dez.	7. Dez.	7. Dez.	13. Dez.	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. Jan.	9. Jan.	16. Febr.	8. März	5. März	8. März	11. Dez.	12. Dez.	13. Dez.	19. Dez.	31. "	31. "	31. "	29. "		
9. Jan.	14. Jan.	21. Febr.	13. März	10. März	13. März	16. Dez.	17. Dez.	18. Dez.	24. Dez.	31. "	31. "	31. "	29. "		
14. Jan.	19. Jan.	26. Febr.	18. März	15. März	18. März	21. Dez.	22. Dez.	23. Dez.	29. Dez.	31. "	31. "	31. "	29. "		
19. Jan.	24. Jan.	3. März	23. März	20. März	23. März	26. Dez.	27. Dez.	28. Dez.	3. Jan.	31. "	31. "	31. "	29. "		
24. Jan.	29. Jan.	8. März	28. März	25. März	28. März	31. Dez.	1. Jan.	3. Jan.	9. Jan.	31. "	31. "	31. "	29. "		
29. Jan.	4. Febr.	13. März	3. März	30. März	3. März	1. Jan.	2. Jan.	3. Jan.	9. Jan.	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. Febr.	9. Febr.	18. März	8. März	5. März	8. März	6. Jan.	7. Jan.	7. Jan.	13. Jan.	31. "	31. "	31. "	29. "		
9. Febr.	14. Febr.	23. März	13. März	10. März	13. März	11. Jan.	12. Jan.	13. Jan.	19. Jan.	31. "	31. "	31. "	29. "		
14. Febr.	19. Febr.	28. März	18. März	15. März	18. März	16. Jan.	17. Jan.	18. Jan.	24. Jan.	31. "	31. "	31. "	29. "		
19. Febr.	24. Febr.	1. Febr.	23. März	20. März	23. März	21. Jan.	22. Jan.	23. Jan.	29. Jan.	31. "	31. "	31. "	29. "		
24. Febr.	29. Febr.	6. Febr.	28. März	25. März	28. März	26. Jan.	27. Jan.	28. Jan.	3. Febr.	31. "	31. "	31. "	29. "		
29. Febr.	4. März	11. Febr.	3. März	30. März	3. März	31. Jan.	1. Febr.	3. Febr.	9. Febr.	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. März	9. März	16. Febr.	8. März	5. März	8. März	1. Febr.	2. Febr.	3. Febr.	9. Febr.	31. "	31. "	31. "	29. "		
9. März	14. März	21. Febr.	13. März	10. März	13. März	6. Febr.	7. Febr.	7. Febr.	13. Febr.	31. "	31. "	31. "	29. "		
14. März	19. März	26. Febr.	18. März	15. März	18. März	11. Febr.	12. Febr.	13. Febr.	19. Febr.	31. "	31. "	31. "	29. "		
19. März	24. März	3. März	23. März	20. März	23. März	16. Febr.	17. Febr.	18. Febr.	24. Febr.	31. "	31. "	31. "	29. "		
24. März	29. März	8. März	28. März	25. März	28. März	21. Febr.	22. Febr.	23. Febr.	3. März	31. "	31. "	31. "	29. "		
29. März	4. April	13. März	3. März	30. März	3. März	26. Febr.	27. Febr.	28. Febr.	9. März	31. "	31. "	31. "	29. "		
4. April	9. April	18. März	8. März												

☞ kostet jede Nummer ☞

Nur 2 Pfg. der Volksbibliothek

des
Tahrer Hinkenden Boten.

Könnten wir schon im vorigen Jahre unsern Lesern Anerkennung dafür zollen, daß von diesem überaus billigen Angebot fleißig Gebrauch gemacht wurde, so sind wir jetzt in der Lage, unsern verehrten Lesern zu verkünden, daß sie unter den Vorräten der „Volksbibliothek“ gewaltig aufgeräumt haben. Am erfreulichsten sind namentlich die zahlreichen Nachbestellungen; ein Zeichen, daß die kleinen Bändchen gefallen haben. Deshalb wollen wir aber auch nicht veräumen, diejenigen unserer Freunde, die nach und nach in Besitz der ganzen Bibliothek zu gelangen wünschen, darauf aufmerksam zu machen, daß eine größere Anzahl Nummern zu Ende geht. Das Verzeichnis im nächsten Jahre wird erhebliche Lücken aufweisen, so daß ein schleunigster Bezug solcher Nummern, die frühere Besteller zur Ergänzung noch zu erhalten wünschen, dringend geboten ist.

Nachstehend folgen die Nummern und Titel der Erzählungen; die in () beigefetzten Ziffern geben an, wie viele Nummern das betreffende Bändchen enthält. So viel mal 2 Pfg. kostet also dasselbe. Portoberechnung siehe weiter unten.

Inhaltsverzeichnis.

Bei Aufgabe von Bestellungen ist zu beachten, daß jeweils die vor dem fettgedruckten Titel stehende Nummer diejenige ist, die angegeben werden muß, um das gewünschte Bändchen zu erhalten. Es kam im letzten Jahre vielfach vor, daß in der Bestellung die dem Titel nachfolgenden Nummern, die also zum nächsten Titel gehören, angegeben wurden, alsdann selbstverständlich nicht das Richtige gesandt werden konnte.

Nr. 1-5 (5). Die Brüder. Preiszerzähl. von A. Büchlin. Nr. 6 (1). Der Verschollene. Eine Geschichte von L. Angenruber. Nr. 7-9 (3). Fürt und Teiermann. Von G. Man. Nr. 10-13 (4). Das Schwedenfrühchen. Erzähl. von W. Barad. Nr. 14 (1). Die Geschichte von der abgehauenen Hand. Von W. Hauff. Nr. 15-19 (5). Doktor und Apotheke. Erzähl. von A. Büchlin. Nr. 20-22 (3). Treff-Alt. Eine Geschichte von L. Angenruber. Pfahlbaute mit Nutzanwendung. Von demselben. Nr. 23 (1). Der zerbrochene Krug. Humoristische Novelle von S. Bichoffe. Nr. 24-28 (5). Diomperdidi. Eine wahre Geschichte von A. Büchlin. Nr. 29 (1). Das Wünschelmännchen. Märchen von Mises. Nr. 30-33 (4). Die Pöcken. Erzähl. von A. Büchlin. Nr. 34-37 (4). Zu fromm. Eine Geschichte von L. Angenruber. Nr. 38-42 (5). Der Meierfrik und der Müllerhans. Erzähl. von Dr. Robert Sate. Nr. 43 (1). Wie mit dem Herrgott umgegangen wird. Eine Geschichte von L. Angenruber. Nr. 44-48 (5). Das Konzert in Müdenthal. Von A. Büchlin. Nr. 49-53 (5). Der Bahnwärter Martin. Von A. Büchlin. Nr. 54-56 (3). Der Kaffel-Koifel. Von L. Angenruber. Nr. 58-59 (2). Die Errettung Kaimes. Von W. Hauff. Nr. 60 (1). Der flebzigte Geburtstg. Von S. B. Vof. Nr. 61-64 (4). Das stärkste Herz oder Ein Tag aus dem Leben eines Lokomotivführers. Von A. Büchlin. Nr. 65 (1). Blutrache. Nordische Sage. Das Wahl zu Heidelberg. Das Gewitter. Von G. Schwab. Nr. 66-70 (5). Blätter aus

dem Tagebuche des armen Pfarrvikars von Wiltshire. Novelle von S. Bichoffe. Nr. 71 (1). Der Kampf mit dem Drachen. Die Bürgschaft. Von Fr. Schiller. Nr. 72-75 (4). Die drei Prinzen. Ein Märchen. Das Wünschen. Der Weib-Frome etc. Von L. Angenruber. Nr. 76-77 (2). Die Geschichte von dem kleinen Muß. Von W. Hauff. Nr. 78 (1). Der Kaiser und der Abt. Lenore. Zwei Gedichte von G. A. Bürger. Nr. 79-82 (4). Wie der liebe Gott heutzutage Wunder macht. Eine einfache Geschichte von A. Büchlin. 83-85 (3). Der Haselbernd. Von S. Weibrecht. Nr. 86 (1). Graf Eberhard der Haufsebart. Des Sängers Fluch. Von L. Noland. Nr. 87-92 (6). Das Abenteuer in der Neujahrsmacht. Humorist. Novelle von S. Bichoffe. Nr. 93 (1). Der Gang nach dem Eisenhammer. Der Zauber. Von Fr. Schiller. Nr. 94-98 (5). Die Märchen des Steinhöckerhanns. Von L. Angenruber. Nr. 99-100. (2). Auf und nieder. Wäldergeschichte von C. Gerß. Nr. 101 (1). Der wilde Jäger. Das Lied vom braven Mann. Von G. A. Bürger. Nr. 102-106 (5). Othello. Von W. Hauff. Nr. 107-112 (6). Der Kanziervat. Von A. Büchlin. Nr. 113-114 (2). Numero Dreizehn. Erzähl. von A. Büchlin. Nr. 115-121 (7). Jonathan Frod. Humoristische Novelle von S. Bichoffe. Nr. 122-125 (4). Der Fäuserhof. Von E. Diethoff. Nr. 126-128 (3). Ein braver Mann. Von A. Büchlin. Nr. 129-135 (7). Das Bild des Kaisers. Von W. Hauff. Nr. 136-139 (4). Der Löwe des Dorfes.

Erzähl. von E. Diethoff. Nr. 140-143 (4). Verurteilt. Von A. Büchlin. Nr. 144-146 (3). Das blaue Wunder. Von S. Bichoffe. Nr. 147-150 (4). Rot-Schwarz-Gold. Von E. Diethoff. Nr. 151-154 (4). Die Walburgisnacht. Von S. Bichoffe. Nr. 155-156 (2). Das Märchen vom falschen Prinzen. Von W. Hauff. Nr. 157-162 (6). Hermann und Dorothea. Von J. W. Goethe. Nr. 163 (1). Kalif Storch. Von W. Hauff. Nr. 164 (1). Das Geipenstierschiff. Von W. Hauff. Nr. 165-166 (2). Weshalb Friß Hedrich nicht umkehrte. Von S. Blüthgen. Nr. 167-70 (4). Des Hinkenden Boten Standrede über die Erde. Von A. Büchlin. Nr. 171-172 (2). Der Vater. Schulprüfung. Lehre und Beispiel. Tapfer und treu bis ans Ende. Von A. Büchlin. Nr. 173-182 (10). Aus wilder Zeit. Von C. Gerß. Nr. 183-189 (7). Der zerbrochene Krug. Von S. v. Kleff. Nr. 190-194 (5). Der Winkel- und der Wunderdoktor. Auf der Alm gibt's fa Sünd. Der letzte Schuß. Von R. A. Mofegger. Nr. 195-199 (5). Hedwig, die Banditenbraut. Von Th. Körner. Nr. 200 (1). Ein amerikanisches Duell. Von A. Büchlin. Nr. 201-202 (2). Ein Karnevals-scherz. Von S. Wehrend. Nr. 203-204 (2). Der Kanonier in der Sonne. Von S. Wehrend. Nr. 205-207 (3). Weinlegen. Von S. Blüthgen. Nr. 208-212 (5). Julius-Cäsar. Von Shakespeare. Übersetzt von Dr. A. v. d. Velde. Nr. 213-216 (4). Drei brave Männer aus dem Walde. Von A. Büchlin. Nr. 217-219 (3). Der Rundreisende. Kannst du schweigen, Margarete? Von A. Büchlin.

lin. Nr. 220-223 (4). Eine Strichbewilligung. Eine neue Entdeckung auf dem Gebiete der Photographie. Ein belobter Kravattenschnitzer. Der Maulsdoktor. Von C. Geres. Nr. 224-226 (3). Scharfe Ladung. Es isst halt einmal ein. Von C. Geres. Nr. 227 (1). Deutscher Mut und weisse Tüde. Von D. Böder. Nr. 228-233 (6). Der Walfischfahrer. Von A. Zaenich. Nr. 234-239 (6). Meister Martin der Küfner u. seine Gefellen. Erzähl. von C. E. Hoffmann. Nr. 240-245 (6). Prinz Friedrich von Homburg. Von G. v. Kleist. Nr. 246-251 (6). Pächter Feldkümmel. Von A. v. Kotzebue. Nr. 252-256 (5). Toni. Ein Drama von Th. Körner. Nr. 257-261 (5). Die Stricknadeln. Von A. v. Kotzebue. Nr. 262-269 (8). Der goldne Topf. Von C. E. Hoffmann. Nr. 270-276 (7). Nula, der unglückliche Zuluheuptling. Von F. Rog. Nr. 277-286 (10). Das Liebhabertheater. Von C. F. v. d. Velde. Nr. 287-288 (2). Ein Sterben im Walde. Von F. K. Koflegger. Nr. 289-293 (5). Die Osterfeier. Von Chr. v. Schmid. Nr. 294-298 (5). Der gebornne Siegfried. Von G. Schwab. Nr. 299-300 (2). Der lauge Silarius. Von G. Willinger. Nr. 301-305 (5). Achren und Blüten. Eine Samml. von Sprüchen der bedeutendsten Dichter und Denter in Poesie und Prosa. I. Bdsch. Nr. 306-310 (5). Das. II. Bdsch. Nr. 311-315 (5). Das. III. Bdsch. Nr. 316-320 (5). Das. IV. Bdsch. Nr. 321-324 (4). Der erste Schritt zur Praxis. Von A. Bürlin. Nr. 325-332 (8). Robinson der Jüngere. Von J. C. Campe. Nr. 333-336 (4). Eine Nacht im Walde. Von F. A. Mayer. Nr. 337-339 (3). Wie der Nidlinger Friedensrichter Recht sprach. Eine Spukgeschichte (in der Geisterstunde zu lesen). Die Waumerier Wolfsjagd. Eine Geschichte, die nicht erfunden ist. Von W. Meyer-Marxau. Nr. 340-344 (5). Die Wücher der Cronita der drei Schwestern. Ein Volksmärchen von A. Musäus. Nr. 345-348 (4). Nihilde. Volksmärchen von A. Musäus. Nr. 349-358 (10). Rosa von Tannenburg. Von Chr. v. Schmid. Nr. 359-364 (6). Der Weichnachtsabend. Von Chr. v. Schmid. Nr. 365-369 (5). Heinrich von Gichenfels. Von Chr. v. Schmid. Nr. 370 (1). Fallende Wäster. Nov. von Schulte vom Brühl. Schwab. Die schönsten Sagen des klaffischen Altertums. Nr. 371-377 (7). Die Erschaffung des Menschen. Nr. 378-379 (2). Melceger und die Eberjagd. Mobe. Dryphen und Curvodie. Nr. 380-385 (6). Die Argonauten. Nr. 386-390 (5). Hercules. Nr. 391-395 (5). Theseus und Dedipus. Nr. 396-400 (5). Die Nachkommen des Dedipus und Hercules. Nr. 401-402 (2). Wie Baron Heberst gestoben ist. Von D. Blumensthal. Nr. 403-406 (3). Etwas über Extrinken, Ervrieten und Hängen. Von A. Bürlin. Nr. 406-407 (2). Der Revolutionär oder noch ein Geheimmittel. Eine Standsrede von A. Bürlin. Nr. 408-413 (6). Peter Salmehls wunderbare Geschichte. Von A. v. Chamisso. Nr. 414-416 (3). Der Umselbaum. Nur klassisch. Von C. Geres. Nr. 417-421 (5). Die Geschwister. Die Laune des Verliebten. Von J. W. Goethe. Nr. 422-426 (5). Leier und Schwert. Von Th. Körner. Nr. 427-428 (2). Der alte Postillon. Von S. Marz. Nr. 429-432 (4). Waslands Knappen. Von A. Musäus. Nr. 433-434 (2). Das verlorene Kind. Von

Chr. v. Schmid. Nr. 435-438 (4). Das Täubchen. Von Chr. v. Schmid. Nr. 439-443 (5). Das Lämmchen. Von Chr. v. Schmid. Nr. 444-450 (7). Hans Wollgemut, der Spielmann. Ein Märchen von Schulte vom Brühl. Nr. 451-455 (5). Die schone Magelone. Von G. Schwab. Nr. 456-460 (5). Der arme Heinrich. Von G. Schwab. Schwab. Die schönsten Sagen des klaffischen Altertums. Nr. 461-465 (5). Die Entführung der Helena. Der Zug nach Troja. Der Born des Achilles. Nr. 466-473 (8). Vor Troja. Die Großtaten des Ajax und Hector. Der Kampf bei den Schiffen. Nr. 474-480 (7). Großtaten und Heldentod des Hector und Achilles. Nr. 481-486 (6). Trojas Untergang. Nr. 487-489 (3). Der verfolgte Dieb. Eine Kriminalgeschichte von F. D. H. Temme. Nr. 490-491 (2). Schwerfällig. Von K. Weibrecht. Nr. 492-500 (9). Der tote Gast. Humorist. Novelle von S. Sichelte. Nr. 501 (1). Der Kandidat. Von C. Aldenhoven. Zur Nachtigung. Von A. Bürlin. Nr. 502-503 (2). Befesse dein Hans. Nr. 504-505 (2). Die Familie Weher. Nr. 506-507 (2). Des armen Steffe Martes Schillerfeier. Von A. Bürlin. Nr. 508 (1). Baron von Nidel. Von A. Bürlin. Nr. 509-510 (2). Peter Bott, der Schmied. Von A. Bürlin. Nr. 511-518 (8). Legenden vom Nibegeh. Von A. Musäus. Nr. 519-523 (5). Libussa. Volksmärchen von A. Musäus. Nr. 524-528 (5). Prinzesschen Tausend schön. Ein buntes Märchen vom Schulte vom Brühl. Nr. 529-540 (12). Die Priesterin der Golde. Ein episches Gedichte in 12 Gesängen von Schulte vom Brühl. Nr. 541-548 (8). Die Nixe vom Waldensee. Ein Märchen von Schulte vom Brühl. Schwab. Die schönsten Sagen des klaffischen Altertums. Nr. 549-553 (5). Agamemnon's Tod. Die Rache des Orest. Nr. 554-559 (6). Telemach. Die Heimkehr des Odhysseus. Nr. 560-564 (5). Odhysseus und der Freier. Nr. 565-567 (3). Die Rache an den Freiern. Odhysseus und Penelope. Durchkampf zum Sieg. Nr. 568-571 (4). Die Verfahrt des Menes nach Latium. Nr. 572-577 (6). Der Kampf um Latium. Nr. 578-581 (4). Heiraten. Eine Gerichtslehre aus Kalifornien. Die entsetzten Verheirathung. Der arme Kommiss. Eine Schiffsmuterei. Spiele nicht mit Dynamit. Sechs Erzähl. für das Volk. Nr. 582-585 (4). Eine augenblickliche Aufwallung. Das abgebrochene Haus. Eine modern erzogene Handwerkerstochter. Eine Gespenstergeschichte. Das wohlbezahlte Gespenst. Kain Erzähl. für das Volk. Nr. 586-589 (4). Hochzeitgebränge fremder Völker. Schilderungen, gesammelt von W. Werther. Aus Amerika. Drei Erzähl. aus dem amerik. Leben. (Ein romant. Räuberabenteuer. Mit vier „A“ das Spiel verloren. Der Pedlar.) Nr. 590-593 (4). Aus dem Leben gekrönter Häupter. Anekdoten, gesammelt von W. Werther, I. und II. Nr. 594-597 (4). Eine geheimnisvolle Einrichtung. Eine wahre, nie aufgeklärte Begebenheit. Rettung im letzten Augenblick. In der Gewalt der Nihilisten. Aus dem Leben eines russischen Gerichtsbeamten. Die Stiefkinder. Vier Erzähl. Nr. 598-600 (3). An Bord eines Sklavenschiffes. Mein Probestück. Eine Geschichte aus Australien. Liff gegen Liff. Eine Erektion in Afrika. Nach den Erlebnissen eines Fremdenlegionärs. Vier Erzähl.

Nr. 601-605 (5). Sirlanda. Von G. Schwab. Nr. 606-609 (4). Die Nymphe des Brunnen. Ein Volksmärchen von A. Musäus. Nr. 610-614 (5). Der Lumpensammler. Im Bahnhofsständchen. Der Karrenschieber. Karst und Polluz. Vagabunden. Von G. Willinger. Nr. 615-619 (5). Genobeva. Von G. Schwab. Nr. 620-626 (7). Stumme Liebe. Ein Volksmärchen von A. Musäus. Nr. 627-631 (5). Das heilige Trindl. Ungleiche Kameraden. Ein heisser Abend. Der Eskimo. Von G. Willinger. Nr. 632-637 (6). Das Schloß in der Höhle Ka Ka. Von G. Schwab. Nr. 638-640 (3). Liebesreue. Volksmärchen von A. Musäus. Nr. 641-645 (5). Der Geheiter. Ein vergnügter Tag. Ven. Von G. Willinger. Nr. 646-650 (5). Griselid. Von G. Schwab. Nr. 651-650 (10). Im Palzgrafenschloß. Eine Stubenten- und Soldatengeschichte aus dem alten Heibelberg. Von Fr. B. Weber. Nr. 661-665 (5). Robert der Teufel. Von G. Schwab. Nr. 666-673 (8). Maria regina. Eine Erzähl. aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. Von Schulte vom Brühl. Nr. 674-678 (5). Die Schildbürger. Von G. Schwab. Nr. 679-683 (5). Das Viertel. Die Solzsammler. Das geheiste Wärl. Von G. Willinger. Tante Irene. Von A. Schuster. Nr. 684-688 (10). Die vier Demonskinder. Von G. Schwab. Nr. 689-698 (5). Die Harzen-Hotel. Die Geringsen. Ein Hausgenosse. Von G. Willinger. Nr. 699-700 (2). Der Festschauptmann. Kuppel in einem Aufzuge von G. Köhler. Nr. 701-703 (3). Neues Not- und Sissbüchlein. Herausgegeben von Dr. K. Bernhard in Gotha. I. Teil. Wohnungsnot und Hilfe. Bearbeitet von Dr. K. Bernhard. Nr. 704-706 (3). Das selbe II. Teil. Schmale Kost. Bearbeitet von Dr. K. Bernhard. Nr. 707-708 (2). Das selbe III. Teil. Das Schnapschen. Bearbeitet von Dr. K. Bernhard. Nr. 709-711 (3). Das selbe IV. Teil. Das Hausbuch. Bearbeitet von K. König. Nr. 712-715 (4). Das selbe V. Teil. Kindersegnen und Kinderforgen. Bearbeitet von Dr. K. Bernhard. Nr. 716-719 (4). Das selbe VI. Teil. Fabrikarbeit. Bearbeitet von Dr. K. Bernhard. Nr. 720-723 (4). Das selbe VII. Teil. Der Sparfennig. Bearbeitet von Dr. K. Bernhard. Nr. 724-726 (3). Das selbe VIII. Teil. Wohlthaten. Bearbeitet von Dr. K. Bernhard. Nr. 727-729 (3). Das selbe IX. Teil. Der Frierabend. Bearbeitet von Dr. K. Bernhard. Nr. 730-731 (2). Das selbe X. Teil. Nach uns? Bearbeitet von P. Farret. E. Müller. Nr. 732-736 (5). Nebels ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes. I. Teil. Nr. 737-741 (5). Das selbe II. Teil. Nr. 742-746 (5). Das selbe III. Teil. Nr. 747-752 (6). Zur Schlafte verbrannt. Von C. Geres. Nr. 753-757 (5). Der gerabte Schleier. Von A. Musäus. Nr. 758-759 (2). Die Entführung. Von A. Musäus. Nr. 760-766 (7). Melchafa. Von A. Musäus. Nr. 767-770 (4). Ulrich mit dem Bübel. Von A. Musäus. Nr. 771-776 (6). Der Schanzgräber. Von A. Musäus. Nr. 776-785 (10). Kaiser Oktavianus. Von G. Schwab. Nr. 786-795 (10). Die schone Melusina. Von G. Schwab. Nr. 796-800 (5). Derzog Ernst. Von G. Schwab. Nr. 801-810 (10). Doktor Faustus. Von G. Schwab. Nr. 811-822 (12). Fortunat und seine Söhne. Von G. Schwab. Nr. 823-825 (3). Dämon Amor. Volksmärchen von A. Musäus.

Der Versand erfolgt nur gegen Voreinsendung des Betrages in Briefmarken oder gegen Einzahlung, wodurch zugleich die Nachnahmepesen erspart bleiben. An Porto ist beizufügen: für einzelne Nummern 3-5 S, für 10 S sind ungefähr 20-25 Nummern, für 20 S ungefähr 40-50 Nummern, für 30 S 80-100 Nummern zu beziehen. Die Adresse ist recht deutlich und genau zu schreiben. Vielfach kommen Sendungen zurück mit dem Bemerkten seitens der Post, daß der Adressat nicht zu finden sei. Erst auf die Reklamation desselben stellte sich dann heraus, daß die Adresse ungenügend angegeben war.

Wir bitten von diesem vorteilhaften Angebot fleißig Gebrauch zu machen.

Die Verlagsbuchhandlung.



Portotarif.

I. Für den Ortsverkehr und Nachbarortverkehr.

Briefe frankiert 5 \mathcal{J} , unfrankiert 10 \mathcal{J} ; Postkarten frankiert 2 \mathcal{J} , unfrankiert 4 \mathcal{J} .
 Drucksachen im Gewichte bis 50 g 2 \mathcal{J} , über 50—100 g 3 \mathcal{J} , über 100—250 g 5 \mathcal{J} , über 250—500 g 10 \mathcal{J} , über 500—1000 g 15 \mathcal{J} .
 Geschäftspapiere im Gewichte bis 250 g 5 \mathcal{J} , über 250—500 g 10 \mathcal{J} , über 500 bis 1000 g 15 \mathcal{J} .
 Warenproben im Gewichte bis 250 g 5 \mathcal{J} , über 250—350 g 10 \mathcal{J} .
 Zusammengepackte Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben im Gewichte bis 250 g 5 \mathcal{J} , über 250 bis 500 g 10 \mathcal{J} , über 500—1000 g 15 \mathcal{J} .
 Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben sowie die daraus zusammengepackten Sendungen müssen frankiert sein.

II. Für Deutschland, deutsche Schutzgebiete, Österreich-Ungarn und Luxemburg.

Briefe, Drucksachen, Warenproben, Geschäftspapiere.

Briefe im Gewichte bis 20 g frankiert 10 \mathcal{J} , unfrankiert 20 \mathcal{J} , von 20—250 g frankiert 20 \mathcal{J} , unfrankiert 30 \mathcal{J} .
 Postkarten 5 \mathcal{J} , mit bezahlter Antwort 10 \mathcal{J} .
 Kartenbriefe 10 \mathcal{J} .
 Drucksachen im Gewichte bis 50 g 3 \mathcal{J} , über 50—100 g 5 \mathcal{J} , über 100—250 g 10 \mathcal{J} , über 250—500 g 20 \mathcal{J} , über 500—1000 g 30 \mathcal{J} .
 Maßgrenze: an feiner Seite über 45 cm; Drucksachen in Rollenform dürfen 75 cm in der Länge und 10 cm im Durchmesser nicht überschreiten.
 Drucksachen, welche nicht mindestens teilweise frankiert sind, werden nicht befördert.
 Warenproben im Gewichte bis 250 g 10 \mathcal{J} , über 250—350 g 20 \mathcal{J} .
 Maßgrenze: 30 cm Länge, 20 cm Breite, 10 cm Höhe; in Rollenform 30 cm Länge, 15 cm Durchmesser.
 Geschäftspapiere. Als solche sind zugelassen: Alle Schriftstücke und Urkunden, ganz oder teilweise mit der Hand geschrieben oder gezeichnet, welche nicht die Eigenschaft einer eigentlichen und persönlichen Korrespondenz haben, wie Prozeßakten, Rechnungen, Quittungen, Versicherungspapiere etc. Die Geschäftspapiere unterliegen, was Form und äußere Beschaffenheit betrifft, den für Drucksachen geltenden Vorschriften. Die Aufschrift muß die Bezeichnung „Geschäftspapiere“ tragen. Die Gebühr beträgt bis 250 g 10 \mathcal{J} , über 250—500 g 20 \mathcal{J} , über 500—1000 g 30 \mathcal{J} , über 1000—2000 g (nach deutschen Schutzgebieten) 60 \mathcal{J} .
 Geschäftspapiere müssen mindestens teilweise frankiert sein. Nach Österreich-Ungarn sind Geschäftspapiere noch nicht zugelassen.
 Einschreibgebühr 20 \mathcal{J} , Rückfrachtgebühr 20 \mathcal{J} .
 Das Gelbbestellgeld für jede Sendung beträgt: nach Postorten 25 \mathcal{J} , nach Orten ohne Postanstalt bei Vorausbezahlung 60 \mathcal{J} .
 Einschreibsendungen unterliegen, aufgenommen im innern Verkehr Deutschlands und im Verkehr mit Österreich-Ungarn, einschließlich Bosnien und Herzegowina, dem Frankierungszwang.

Wertbriefe. (Wertangabe unbeschränkt.)

Bis 10 geogr. Meilen 20 \mathcal{J} , über 10 Meilen 40 \mathcal{J} ohne Unterschied d. Gew. Versicherungsgeld: 5 \mathcal{J} für je 300 \mathcal{M} oder einen Teil von 300 \mathcal{M} , mindestens 10 \mathcal{J} .

Das Nettogewicht für Wertfähigen beträgt 1 kg.
 Gelbbriefe sind zulässig in Deutschland, nach Belgien, Chile, Dänemark, Großbritannien, Italien, Luxemburg, Niederlande, Österreich-Ungarn, Portugal, Schweden, der Schweiz und Tripolis. Dergleichen Briefe müssen den Vermerk „Durch Gelbbrief“ (à remette par exprès) tragen, event.: „Vote bezahlt“, event.: „nicht nachts bestellen“.

Postanweisungen. (Nettobetrag 800 \mathcal{M} .)

Porto bis 5 \mathcal{M} 10 \mathcal{J} | über 200—400 \mathcal{M} 40 \mathcal{J}
 über 5—100 \mathcal{M} 20 „ | „ 400—600 \mathcal{M} 50 „
 „ 100—200 \mathcal{M} 30 „ | „ 600—800 \mathcal{M} 60 „
 (Für Österreich-Ungarn 10 \mathcal{J} für je 20 \mathcal{M} , mindestens 20 \mathcal{J})

Pakettag.

1. bis zum Gewichte von 5 kg: bis 10 geogr. Meilen 25 \mathcal{J} , auf weitere Entfernungen 50 \mathcal{J} .
2. für jedes weitere kg bis 10 Meilen I. Zone mehr 5 \mathcal{J}
 über 10—20 Meilen II. „ „ 10 „
 „ 20—50 Meilen III. „ „ 20 „
 „ 50—100 Meilen IV. „ „ 30 „
 „ 100—150 Meilen V. „ „ 40 „
 „ 150 Meilen VI. „ „ 50 „

Wertpakete: Porto wie für Pakete ohne Wert. Versicherungsgebühr wie für Wertbriefe.
 Dringende Pakete müssen frankiert sein. Besondere Gebühr, außer Porto und etwaigen Frachtenlohn, 1 \mathcal{M} . Die Adresse muß den Vermerk tragen: „Dringend“.

Postaufträge.

Nettobetrag eines Postauftrages im deutschen Reichspostgebiete 800 \mathcal{M} . Porto 30 \mathcal{J} .
 Für Österreich-Ungarn Nettobeitrag 1000 Kronen k. B. Porto bis 20 g 10 \mathcal{J} , über 20—250 g 20 \mathcal{J} , feste Gebühr 20 \mathcal{J} . Bei Aufträgen nach Ungarn sind die Namen mit lateinischen Buchstaben zu schreiben.

In Deutschland können mit Postauftrag Wechsel zum Accept geschickt werden. Das Porto für eingeschriebene Rücksendung des acceptierten Wechsels wird bei Abfertigung erhoben.

Postnachnahmen

Sind bis zu 800 \mathcal{M} bei Briefen, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Paketen zulässig. Es kommt zur Erhebung: 1) das übliche Porto; 2) eine Verzejgegebühr von 10 \mathcal{J} ; 3) die Gebühr für Übermittlung des Betrags wie bei Postanweisungen.

Bestellgeld.

Postanweisungen 5 \mathcal{J} , Wertbriefe bis 1500 \mathcal{M} 5 \mathcal{J} , bis 3000 \mathcal{M} 10 \mathcal{J} , Pakete 5—20 \mathcal{J} ; im Landbestellbezirk: Wertbriefe und Pakete bis 400 \mathcal{M} und 2½ kg Gewicht sowie Postanweisungen 10 \mathcal{J} ; Pakete über 2½—5 kg 20 \mathcal{J} . Bestellgeld kann vom Absender mit Briefmarken bezahlt werden, dann ist zu bemerken: „frei einschließlich Bestellgeld“. Reisebotsendungen 60—90 \mathcal{J} .

Soldatenbriefe.

An Militärpersonen (vom Feldwebel abwärts) gerichtete Postsendungen, welche außer der Adresse den Vermerk tragen: „Soldatenbrief. Eigene Angelegenheit des Empfängers“, genießen folgende Vergünstigungen:

1. Postkarten und gewöhnliche Briefe bis 60 g sind portofrei;
2. Postanweisungen bis 15 \mathcal{M} kosten 10 \mathcal{J} ;
3. Pakete ohne Wertangabe bis 3 kg kosten 20 \mathcal{J} .

Postsendungen an Schiffbesatzungen deutscher Kriegsschiffe im Auslande sind zu adressieren: durch Vermittlung des Hofpostamtes in Berlin.* An Offiziere kosten Briefe bis 60 g 20 \mathcal{J} . Postanweisungen wie im Inlande, an Mannschaften Briefe bis 60 g 10 \mathcal{J} ; Postanweisungen bis 15 \mathcal{M} 10 \mathcal{J} , darüber wie im Inlande.

III. Für den Weltpostverein.

Porto für Briefe frankiert 20 \mathcal{J} , unfrankiert 40 \mathcal{J} für je 15 g (ohne Nettogewicht); Postkarten 10 \mathcal{J} , mit Antwort 20 \mathcal{J} ; Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben 5 \mathcal{J} für je 50 g, mindestens jedoch für Geschäftspapiere 20 \mathcal{J} und für Warenproben 10 \mathcal{J} . Weißbestell der Drucksachen und Geschäftspapiere 2 kg, der Warenproben 350 g. Einschreibgebühr 20 \mathcal{J} , Rückfrachtgebühr 20 \mathcal{J} .

Gegenüber Belgien, Dänemark, Niederlande und der Schweiz bestehen Grenzbezirke (30 km) mit ermäßigter Tare für Briefe, und zwar frankiert 10 \mathcal{J} , unfrankiert 20 \mathcal{J} für je 15 g bzw. Schweiz 20 \mathcal{J} .

Eilsendungen sind zulässig: nach Argentinien (nur nach Buenos Aires, Rosario und La Plata), nach Belgien, Brit. Guyana, Brit. Westindien, Chile, Dänemark (mit Ausschluß von Island, Färöer und Grönland), Großbritannien, Italien, Japan, Liberia (nur nach Monrovia Buchanan, China, Greenville und Harper), Luxemburg, Montenegro, Niederlande, Paraguay (nur Asuncion), Portugal, Salvador, Schweden, der Schweiz, Serbien, Siam und Sierra Leone (nur im Bezirk von Freetown). Eilbestellgeld für jede Sendung 25 \mathcal{J} im voraus zu zahlen.

Postanweisungen. Nettobetrag ca. 800 \mathcal{M} . Nach Dänemark, Österreich-Ungarn und Konstantinopel. Porto für je 20 \mathcal{M} 10 \mathcal{J} , mindestens 20 \mathcal{J} , im übrigen Weltpostverein für je 20 \mathcal{M} 20 \mathcal{J} .

Gebührentarif für Telegramme.

Die Länge eines Wortes in offener Sprache ist auf 15 Buchstaben oder auf 5 Ziffern festgesetzt. Als Mindestbetrag für ein gewöhnliches Telegramm werden erhoben: im Verkehr mit Großbritannien und Irland 80 \mathcal{J} , im übrigen Verkehr 50 \mathcal{J} . Für Stadtlegramme beträgt die Portotaxe 3 \mathcal{J} , die Mindestgebühr 30 \mathcal{J} . Unterscheidungszeichen, Bindestriche und Apostrophe werden nicht gezählt; Punkte, Kommas, Bindestriche und Bruchstriche, zur Bildung von Zahlen benutzt, gelten als je 1 Ziffer.

Abkürzungen für besondere Telegramme: (D) Dringend. Solche Telegramme kosten die dreifache Gebühr und werden vor den übrigen Privattelegrammen erledigt. (RP) Antwort bezahlt, (RPD) Dringende Antwort bezahlt, (TC) Vergleichung, (PC) Telegrammische Empfangsanzeige, (POP) Briefliche Empfangsanzeige mittels Post, (ES) Nachzulenden, (RO) Offen zu bestellen, (MP) Einzelständig zu bestellen, (XP) Eilbote bezahlt, (RXP) Antwort und Bote bezahlt, (XP) Eilbotenlohn für Ursprungstelegramm und für Antwort bezahlt. Die Zeichen (D), (RP), (TC) u. s. w. zählen als je 1 Wort und sind vor der Aufschrift in Klammern niederzuschreiben.

Die Zulässigkeit der dringenden Telegramme ist durch den Vermerk (D) hinter den Ländernamen angedeutet. Wird eine andere Wortzahl verlangt, so ist sie im Vermerk anzugeben, z. B. (RP 16 Wörter). Die Vorausbezahlung darf die Gebühr eines gewöhnlichen Telegramms von 30 Wörtern für denselben Weg nicht überschreiten.

Europäischer Vorschriftenbereich. Die Wortgebühr beträgt in Deutschland (D) 5 \mathcal{J} , nach Afrika (Weißküste) (D) 70 \mathcal{J} bis 10 \mathcal{M} 75 \mathcal{J} , Algerien, Tunis (D) 20 \mathcal{J} , Azoren (D) 70 \mathcal{J} , Belgien (D) 10 \mathcal{J} , Bosnien-Herzegowina (D) 20 \mathcal{J} , Bulgarien u. Ost-Rumelien (D) 20 \mathcal{J} , Dänemark (D) 10 \mathcal{J} , Frankreich (D) 12 \mathcal{J} , Gibraltar (D) 25 \mathcal{J} , Griechenland (D) 30 \mathcal{J} , Großbritannien und Irland 15 \mathcal{J} , Italien (D) 15 \mathcal{J} , Luxemburg (D) 5 \mathcal{J} , Malta (D) 40 \mathcal{J} , Marokko (Tanger) (D) 40 \mathcal{J} , Montenegro (D) 20 \mathcal{J} , Niederlande (D) 10 \mathcal{J} , Norwegen (D) 15 \mathcal{J} , Österreich-Ungarn (D) 5 \mathcal{J} , Portugal (D) 20 \mathcal{J} , Rumänien (D) 15 \mathcal{J} , Rußland, europäisches und kaukasisches (D) 20 \mathcal{J} , Schweden (D) 15 \mathcal{J} , Schweiz 10 \mathcal{J} , Serbien (D) 20 \mathcal{J} , Spanien (D) 20 \mathcal{J} , Tripolis (D) 65 \mathcal{J} , Türkei (D) 45 \mathcal{J} .

Genealogie.

Deutschland. Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, reg. seit 15. Juni 1888, verm. 27. Febr. 1881 mit Kaiserin Auguste Viktoria, geb. 22. Okt. 1858, Schwester des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein. Kinder: 1. Kronprinz Wilhelm, geb. 6. Mai 1882; 2. Pr. Eitel Friedrich, geb. 7. Juli 1883; 3. Pr. Adalbert, geb. 14. Juli 1884; 4. Pr. August Wilhelm, geb. 29. Jan. 1887; 5. Pr. Oskar, geb. 27. Juli 1888; 6. Pr. Joachim, geb. 17. Dez. 1890; 7. Pr. Viktoria Luise, geb. 13. Sept. 1892. Geschwister des Kaisers: 1) Charlotte, Erbprinzessin v. S.-Meiningen. 2) Pr. Heinrich, geb. 14. Aug. 1862, verm. 24. Mai 1888 mit Pr. Irene von Hessen, geb. 11. Juli 1866, Söhne: a) Pr. Waldemar, geb. 20. März 1889; b) Pr. Eismund, geb. 27. Nov. 1896. c) Pr. Heinrich, geb. 9. Jan. 1900. 3) Pr. Biktoria, Gemahlin des Pr. Adolf zu Schaumburg-Lippe, geb. 12. April 1866. 4) Sophie, Kronprinzessin von Griechenland. 5) Pr. Margarete, Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, geb. 22. April 1872. Vaterschwester des Kaisers: Luise, Gröf. v. Baden. Kinder des am 21. Jan. 1883 † Pr. Karl (Großohrns d. Kaisers): a) der am 15. Juni 1885 † Pr. Friedrich Karl, Kinder: (1) Pr. Luise Margarete, geb. 25. Juni 1890, verm. 13. März 1879 mit Pr. Arthur, Herz. von Gonnaught. (2) Pr. Fr. Leopold, geb. 14. Nov. 1865, verm. 24. Juni 1889 mit Pr. Luise Sophie, Schw. d. Kaiserin. b) Pr. Anna, geb. 17. Mai 1836, Ww. seit 14. Okt. 1884 von Langbar. Friedrich von Hessen. Kinder des am 14. Okt. 1872 † Pr. Albrecht (Großohrns des Kaisers): 1) Pr. Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Reg. des Herzogs. Braunschweig. Witwer seit 8. Okt. 1839 von Pr. Marie von S.-Altenb. 2) Pr. Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842, Witwe seit 28. Juli 1879 von Herzog Wilhelm von Mecklen.-Schwerin.

Baden. Großherzog Friedrich Wilh. Ludw., geb. 9. Sept. 1826, folgte in der Reg. seinem Vater, dem Gröf. Leopold, 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit Gröf. Luise Marie Elisabeth, geb. 3. Dez. 1838, Vaterschwester des Kaisers Wilhelm II. Kinder: a) Erbgröf. Friedrich, geb. 9. Juli 1857, verm. 20. Febr. 1885 mit Erbgröf. Hilta, geb. 5. Nov. 1864, T. des Gröfherzogs Adolf von Luxemburg. b) Viktoria, Kronprinzessin v. Schweden. Geschwister: a) Herzogin Alexandrine, Witwe seit 22. Aug. 1893 v. Herzog Ernst II. v. S.-Koburg-Gotha. b) † Pr. Wilhelm, geb. 18. Dez. 1829, gest. 27. April 1897, verm. 11. Febr. 1863 mit Marie Herzogin von Leuchtenberg, geb. 16. Okt. 1841. Kinder: 1) Erbprinzessin Marie v. Anhalt. 2) Pr. Maximilian, geb. 10. Juli 1867, verm. 10. Juli 1900 mit Pr. Marie Luise, T. des Herzogs von Cumberland, geb. 11. Okt. 1879. c) Pr. Karl, geb. 9. März 1842, verm. 17. Mai 1871 mit Desalite, Gräfin v. Rhena, geb. 10. Juni 1845.

Anhalt. Herzog Friedrich, geb. 20. April 1831, reg. seit 22. Mai 1871, verm. 22. April 1854 mit Herzogin Antoinette, Pr. v. S.-Altenb., geb. 17. April 1838. Erbprinz Friedrich, geb. 19. Aug. 1856, verm. 2. Juli 1889 mit Erbpr. Marie, geb. 26. Juli 1865, T. des † Pr. Wilhelm v. Baden.

Bayern. König Otto I., geb. 27. April 1848, reg. seit 13. Juni 1886 unter Regenschait seines Oheims Prinzen Luitpold, Regent seit 10. Juni 1886, geb. 12. März 1821. Präsumtiver Thronf.: Pr. Ludwig, ältester Sohn des Regenten, geb. 7. Jan. 1845, verm. 20. Februar 1868 mit Pr. Maria Theresia, geb. 2. Juli 1849, T. des † Gröf. Ferdinand v. Österreich-Ung. **Belgien.** König Leopold II., geb. 9. April 1835, reg. seit 10. Dez. 1865, Witwer seit 19. Sept. 1902 von Kön. Maria Henriette, T. des † Gröf. Joseph von Österreich.

Braunschweig. Am 21. Okt. 1885 zum Regenten erwählt Prinz Albrecht von Preußen, geb. 8. Mai 1837.

Bulgarien. Fürst Ferdinand I., geb. 26. Febr. 1861, erwählt am 7. Juli 1887, Witwer seit 31. Jan. 1899 von Pr. Marie Luise von Parma. Erbprinz Boris, geb. 31. Jan. 1894.

Dänemark. König Christian IX., geb. 8. April 1818, reg. seit 15. Nov. 1863, Witwer seit 29. Sept. 1894. Kronpr. Friedrich, geb. 3. Juni 1843.

Frankreich. Republik. Präf.: Emil Loubet, geb. 31. Dez. 1838, erwählt 18. Febr. 1899.

Griechenland. König Georg I., geb. 24. Dez. 1845, reg. seit 31. Okt. 1863, verm. 27. Okt. 1867 m. Kön. Olga, geb. 3. Sept. 1851, T. d. † Gröf. Konstantin v. Rußland. Kronprinz Konstantin, geb. 2. Aug. 1868, verm. 27. Okt. 1889 mit Kronpr. Sophie, geb. 14. Juni 1870, Schwester d. Kaisers Wilhelm II.

Großbritannien u. Irland. König Eduard VII., Kaiser von Indien, geb. 9. Nov. 1841, reg. seit 22. Jan. 1901, verm. 10. März 1863 m. Königin Alexandra, geb. 1. Dez. 1844, T. des Königs Christian IX. von Dänemark. Kronpr. Georg, Prinz von Wales, geb. 3. Juni 1865, verm. 6. Juli 1893 m. Pr. Mary, Fürstin von Teck, geb. 26. Mai 1867.

Hessen. Großherzog Ernst Ludwig, geb. 25. Nov. 1868, reg. seit 13. März 1882, geschieden 21. Dez. 1901 von Gröf. Viktoria, geb. 25. Nov. 1876, T. des † Herzogs von Sachsen-Kob.-Gotha. Geschwister: a) Pr. Viktoria, Gem. des Pr. Ludwig v. Battenberg. b) Pr. Elisabeth, Gem. des Gröf. Sergius v. Rußland. c) Pr. Irene, Gem. des Pr. Heinrich von Preußen. d) Pr. Alir (Alexandra), Kaiserin von Rußland.

Italien. König Viktor Emanuel III., geb. 11. Nov. 1869, reg. seit 29. Juli 1900, verm. 24. Oktober 1896 mit Königin Helene, Tochter des Fürsten Nikolaus I. von Montenegro, geb. 8. Jan. 1873, Töchter: 1. Pr. Jolanda Margherita, geb. 1. Juni 1901. 2. Pr. Margalida, geb. 19. Nov. 1902.

Niedersteuerein. Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840, reg. seit 12. Nov. 1858.

Sippe-Deinold. Fürst Alexander, geb. 16. Jan. 1831, reg. i. 20. März 1895 unter Regenschait des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld, geb. 9. Juni 1842.

Württemberg. Gröf. Adolf, geb. 24. Juli 1817, reg. seit 23. Nov. 1899, verm. 23. April 1851 mit Gröf. Adelfeide, geb. 25.

Dez. 1833, T. des † Pr. Friedrich von Anhalt. Erbgröf. Wilhelm geb. 22. April 1852.

Mecklenburg. A. Mecklenburg-Schwerin, Großherzog Friedrich Franz IV., geb. 9. April 1882, reg. seit 10. April 1897.

B. Mecklenburg-Strelitz, Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Okt. 1819, reg. seit 6. Sept. 1860, verm. 28. Juni 1843 mit Gröfherzogin Augusta Karoline, geb. 19. Juli 1822, T. des † Herzogs Adolf v. Cambridge. Erbgröf. Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848.

Montenegro. Fürst Nikolaus I., geb. 7. Okt. 1841, reg. seit 13. Aug. 1860, verm. 8. Nov. 1860 mit Fürstin Milena, geb. 4. Mai 1847. Erbpr. Danilo Alexander, geb. 29. Juni 1871.

Niederlande. Königin Wilhelmina, geb. 31. Aug. 1880, reg. seit 31. Aug. 1898, verm. 7. Febr. 1901 mit Herzog Heinrich von Mecklenburg, Prinz der Niederlande, geb. 19. April 1876.

Oldenburg. Gröf. August, geb. 16. Nov. 1852, regiert seit 13. Juni 1900, verm. 24. Okt. 1891 mit Gröf. Elisabeth, geb. 10. Aug. 1864, T. des † Gröf. Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Erbgröf. Herzog Nikolaus, geb. 10. August 1897.

Österreich. Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. Aug. 1830, reg. seit 2. Dez. 1848, Witwer seit 10. Sept. 1898 von Kaiserin Elisabeth, T. des † Herzogs Maximilian in Bayern. Erbprinzen: Erbherzog Franz Ferdinand, Neffe des Kaisers, geb. 18. Dez. 1863.

Papst Leo XIII., geb. 2. März 1810, erwählt am 20. Febr. 1878.

Portugal. König Karl I., geb. 28. Sept. 1863, reg. seit 19. Okt. 1889, verm. am 22. Mai 1886 mit Königin Amalie, geb. 28. Sept. 1865, T. des † Grafen v. Paris. Kronprinz Louis Philipp, geb. 21. März 1887.

Reuß. A. Ältere Linie (Reuß-Greiz), Fürst Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878, reg. seit 19. April 1902 unter der Regenschait des Fürsten Heinrich XIV. von Reuß j. L.

B. Jüngere Linie (Reuß-Schleiz), Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, reg. seit 11. Juli 1867. Erbprinz Heinrich XXVII., geb. 10. Nov. 1868.

Rumänien. König Karl I., Pr. v. Hohenzollern, geb. 20. April 1839, erwählt am 20. April 1866, verm. 15. Nov. 1869 mit Kön. Elisabeth, Pr. von Wied, geb. 29. Dez. 1843. Kronpr. Ferdinand, Pr. v. Rumänien, geb. 21. Aug. 1865, verm. 10. Jan. 1893 mit Kronpr. Maria, geb. 29. Okt. 1875, T. des † Herzogs Alfred v. Sach.-Kob.-Weiba.

Rußland. Kaiser Nikolaus II., geb. 19. 6. Mai 1868, reg. seit 2. Nov. 20. Okt. 1894, verm. 27. 14. Nov. 1894 mit Kaiserin Alexandra (Mitt), geb. 7. Juni 25. Mai 1872, Schw. des Gröf. v. Hessen. Töchter: 1) Gröf. Olga, geb. 16. 3. Nov. 1895. 2) Gröf. Tatjana, geb. 11. Juni 29. Mai 1897. 3) Gröf. Maria, geb. 27. 14. Juni 1899. 4) Gröf. Anastasia, geb. 19. 5. Juni 1901.

Sachsen. A. Erneuerliche Linie. S. Weimarer-Gienach, Gröf. Wilhelm Ernst, geb. 10. Juni 1876, reg. seit 5. Jan. 1901, verm. 30. April 1903 mit Gröf. Karoline, geb. 13. Juli 1884, Schwester des Fürsten Heinrich XXIV. von Reuß j. L.

S. Meiningen u. Hildburghausen, Herz. Georg II., geb. 2. Apr. 1826, reg. f. 20. Sept. 1866. Erbpr. Bernhard, geb. 1. April 1851, verm. 18. Febr. 1878 mit Erbprinzessin Charlotte, geb. 24. Juli 1860, Schwester des Kaisers Wilhelm II.

S. Altenburg, Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826, reg. f. 3. Aug. 1853, Witwer seit 23. Okt. 1897 von Herzogin Agnes, Schwester des Herzogs Friedrich v. Anhalt.

S. Koburg-Gotha, Herzog Karl Eduard, geb. 19. Juli 1884, folgt seinem am 30. Juli 1900 † Oheim Herzog Alfred unter der Regenschait des Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg.

B. Albertinische Linie. Königreich Sachsen, König Georg, geb. 8. Aug. 1832, reg. seit 19. Juni 1902, Witwer seit 5. Febr. 1884 von Pr. Maria Anna, Infantin v. Portugal. Kronprinz Friedrich August, geb. 25. Mai 1865.

Schaumburg-Lippe. Fürst Georg, geb. 10. Okt. 1846, reg. seit 8. Mai 1893, verm. 16. April 1882 mit Fürstin Marie Anna, geb. 14. März 1864, T. d. Pr. Moriz v. Sach.-Altenburg. Erbprinz Adolf, geb. 23. Febr. 1883.

Schwarzburg-Rudolstadt. Fürst Günther, geb. 21. Aug. 1852, reg. seit 19. Jan. 1890, verm. am 9. Dez. 1891 mit Fürstin Anna Luise, geb. 19. Febr. 1871, T. des † Pr. Georg von Schwarzburg-Rudolstadt.

Schwarzburg-Sondershausen. Fürst Karl Günther, geb. 7. Aug. 1830, reg. seit 17. Juli 1880, verm. 12. Juni 1869 m. Fürstin Marie, geb. 28. Juni 1845, T. d. † Pr. Eduard von Sachsen-Altenburg.

Schweden und Norwegen. König Oskar II., geb. 21. Jan. 1829, reg. seit 18. Sept. 1872, verm. 6. Juni 1857 mit Kön. Sophie, geb. 9. Juni 1836, Schw. d. Gröf. Adolf v. Luxemburg. Kronpr. Gustav, geb. 16. Juni 1858, verm. 20. Sept. 1881 mit Kronpr. Viktoria, geb. 7. Aug. 1862, T. des reg. Gröf. von Baden. Söhne: 1. Pr. Gustav Adolf, geb. 11. Nov. 1882. 2. Pr. Wilhelm, geb. 17. Juni 1884. 3. Pr. Erik, geb. 20. April 1889.

Schweiz. Republik. Präf.: Adolff Deucher, geb. 15. Febr. 1831, erwählt im Dez. 1902.

Serbien. König Peter, geb. 1846, erwählt 15. Juni 1903.

Spanien. König Alfonso XIII., geb. 17. Mai 1886, reg. seit 17. Mai 1902.

Türkei. Großsultan Abduls-Hamid, geb. 22. Sept. 1842, regiert seit 31. Aug. 1876.

Waldes. Fürst Friedrich, geb. 20. Jan. 1865, reg. seit 12. Mai 1893, verm. 9. Aug. 1895 mit Fürstin Bathildis, geb. 21. Mai 1873, T. des Pr. Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Erbpr. Josias, geb. 13. Mai 1896.

Württemberg. König Wilhelm II., geb. 25. Febr. 1848, reg. seit 6. Okt. 1891, verm. 8. April 1886 mit Königin Charlotte, geb. 10. Okt. 1864, T. des Pr. Wilhelm zu Schaumburg-Lippe.

Aus dem Burenkriege.

Der Burenkrieg ist zu Ende, aber sein Gedächtnis wird nicht verschwinden, so lange die Erde steht. Man könnte auf den Buren und auf den Engländer das Wort des Dichters anwenden und England zurufen:

„Man wird von ihm und seinem Adel sprechen,
So lange Menschen auf der Erde leben,
Und ganz so lange auch von deiner Schmach.“

Aus dem Buche des Feldpredigers J. D. Kestell „Mit den Burenkommandos im Felde“ geben wir im nachfolgenden einige Episoden wieder, die deutsche Leser besonders interessieren werden:

Das Opfer der Frauen.*)

Während der kurzen Ruhezeit in der Umgegend von Reitz waren Präsident Steijn und Richter Herzog damit beschäftigt, in Gemeinschaft mit den anderen Mitgliedern des Ausführenden Rates, den Herren Brebner und Olivier, Briefe an die Fürsten von Europa und den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika zu schreiben, worin sie unsere Lage auseinandersetzten und sie baten, ihren Einfluß zugunsten der Buren geltend zu machen vor allem in Hinsicht auf die allgemeinen Regeln gesitteter Kriegsführung und auf die feststehenden Grundsätze des Völkerrechts, gegen welche beide sich England in seinem Krieg gegen uns in entsetzlicher Weise vergehe. Der Plan war, einen Boten durch das deutsche Gebiet in Westafrika mit diesen Briefen nach Europa zu senden, um die Sachlage richtig zu beleuchten.

Zugleich war Richter Herzog eifrig bemüht, eidliche Aussagen von Frauen und anderen Personen, die unter der Barbarei der englischen Soldaten und der im Dienste des Feindes stehenden Kaffern gelitten hatten, zu sammeln. Ich erhielt Einsicht in diese Aussagen und bekenne, daß ich niemals traurigeren Lesestoff hatte. Einiges will ich hier anführen:

Eine Frau sagte darüber aus, wie Oberst Pilcher am 21. Januar 1902 bei Haco im Distrikt Ladybrand ihr das Haus über dem Kopfe abbrach. Am 27. Januar kam eine Patrouille mit demselben Offizier und nahm sie gefangen. Man trieb sie und ihre Kinder drei Meilen weit zu Fuß vor der Patrouille her, trotzdem sie in anderen Umständen war: 10 Tage später gab sie einer Tochter das Leben.

Die Frau von Kommandant J. J. Koen vom Ladybrand-Kommando wurde durch eine Patrouille von Generalmajor Knox am 27. Januar 1902 mit Drohungen und gegen ihren Willen von ihrer Wohnung zu Blanko im Distrikt Ladybrand weggeführt. Zuerst wurde Befehl gegeben, daß sie zu Fuß mit ihren Kindern — darunter ein Säugling von 1 Monat! — nach dem Kampfe zu gehen habe. Glücklicherweise war aber an diesem Morgen von den Engländern ein Karren erobert worden, so daß sie aufsteigen konnte.

*) Aus dem in J. F. Lehmanns Verlag in München erschienenen Werke „Im Kampf um Südafrika“, 4 Bände: I. Band „Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger“, geb. 6 Mk., II. Band „Die Transvaaler im Krieg mit England“, geb. 8 Mk., III. Band „Präsident Steijn und die Freistaatler im Krieg mit England“, geb. 8 Mk., IV. Band „Die Buren in der Kapkolonie im Krieg mit England“, geb. 6 Mk.

In der Nacht war es kalt und stürmisch, dessenungeachtet mußte sie die ganze Nacht mit ihren Kindern und zwei anderen bekannten Frauen, mit spärlichem Bettzeug versehen, draußen unter den Bäumen zubringen. Am nächsten Tage wurde sie wie eine Missetäterin verhört, später noch einmal vor Oberst Pilcher. Dieser Offizier teilte ihr mit, daß ihr Mann am vorigen Tage 18 seiner Kaffern gefangen genommen habe. Wenn ihr Mann diese Kaffern erschießen lasse, werde er, Oberst Pilcher, die übrigen 1000 Kaffern, die er unter sich hatte, loslassen und ihnen erlauben, mit ihr nach ihrem Begehre zu handeln. Die Zahl der Frauen und Kinder war inzwischen auf 18 gestiegen, und alle mußten unter freiem Himmel lagern, ohne Schutz gegen Wind und Wetter. Vergebens bat Frau Koen um ein Zelt. Nur ein Kolonist hatte Mitleid mit ihr und spannte ein Zelttuch über den Wagen, so daß die Frauen und Kinder nun doch wenigstens Schutz vor dem Regen fanden. Oberst Pilcher war sehr unzufrieden darüber und tadelte den Kolonisten scharf dafür. Von Montag früh bis Mittwoch abend bekamen die Frauen nichts zu essen. Da trat wieder ein Kolonist für sie ein; er gab den Frauen rohes Fleisch, Zwieback und etwas Kaffee und Zucker. Aber die Frauen mußten selbst für Brennmaterial sorgen, und auf der kahlen Höhe war nichts zu finden. Von Mequatlingsnek wurden die Frauen und Kinder auf einem offenen, mit Saathafer beladenen Lastwagen nach der Farm von weiland General Ferreira gebracht. Es regnete, und alle wurden naß bis auf die Haut. Diese Nacht brachten sie, spärlich zugedeckt, unter einem Wagentuch zu. Nach neun also verbrachten Tagen gab man Frau Koen einen alten Karren und zwei magere Gänse und erlaubte ihr, nach ihrem Hause zurückzukehren. Sie fand es geplündert.

Oberst Pilcher richtete seine Drohung nicht nur an Frau Koen. Als er die schändlichen Worte zu der Dame sprach, hatte er bereits von Mequatlingsnek aus unter dem 21. Januar 1902 ihrem Gatten einen Brief geschrieben, worin diese Worte vorkamen: „Ich verlange von Ihnen einen Beweis, daß diese Kaffern (Kaffern, die Kommandant Koen gefangen und später nach Basutoland gesandt hatte) in Sicherheit sind. Sollte ich hingegen entdecken, daß Sie sie getötet haben, oder sollten Sie andere töten, so warne ich Sie hierdurch, daß, abgesehen von Strafen, denen Sie nicht entgehen werden, es nicht mehr in meiner Macht stehen wird, die Kaffern in ihrem Verhalten gegen Ihre Frauen zu kontrollieren. Ich hoffe jedoch, daß eine durch Beweis erhärtete Versicherung Ihrerseits, daß meine Kaffern in Sicherheit sind, mich in den Stand setzen wird, Ihren Frauen den Schutz zu verleihen, den ich ihnen bisher gewährt habe.“

Eine andere Frau erklärte: Am 9. September 1900 seien ein Soldat, ein Hottentott und zwei Kaffern auf ihre Farm Jollykop im Distrikt Bethlehem gekommen. Der Soldat blieb in einiger Entfernung stehen, aber die anderen drangen auf sie ein, drohten sie zu erschießen und rissen ihr die Ringe von den Fingern.

Viele Fälle von nutzloser, ja ruchloser Roheit ereigneten sich gegen Frauen, die sich in leidendem Zustand befanden. Wenn die herumziehenden Kolonnen ein Haus verbrennen oder eine Frau wegführen wollten, so wurde nicht viel gefragt, ob sie krank oder schwach war. Es gab Offiziere und Soldaten, die weder Herz noch Gehör hatten für Leiden und Schwachheit, die sonst eine Schutzwehr gegen Gewalt sind. Hört hier, was sich zugetragen hat! Gegen Ende März 1901

wurde eine Frau aus Om-draai im Distrikt Bethlehem weggeführt, die erst am Tage zuvor entbunden hatte. Eine andere, auf der Farm Tijger im Distrikt Heilbron, hatte ein Kindchen, das einen Tag alt war. Dessenungeachtet ließ

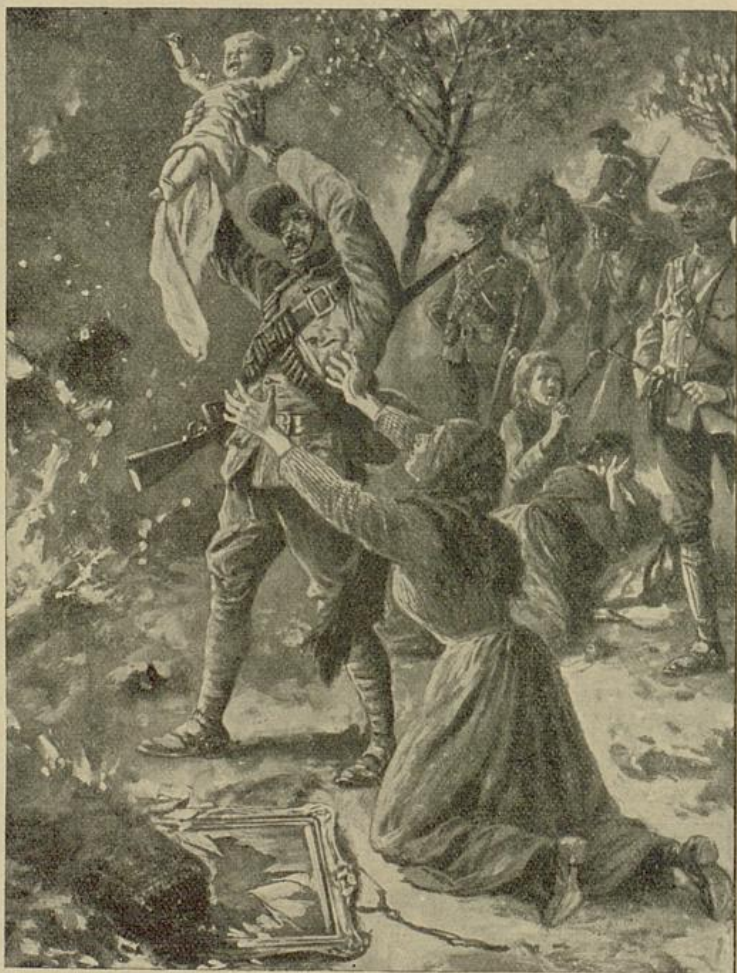
Oberst Rimington am 20. Januar 1902 Haus und Hof abbrennen, und sie mußte, krank und schwach, wie sie war, sich ohne Hilfe hinaus-schleppen, um nicht von den Flammen verzehrt zu werden. Dasselbe geschah am 1.

November 1901 einer Frau in Vogelstruisfontein im Distrikt Heilbron: ihr Kind war erst zwei Tage alt, und sie mußte sich, so gut sie konnte, aus dem brennenden Hause retten.

Nun frage ich: gesetzt den Fall, Kommandant Koen hätte wirklich die Kaffern von Oberst Pilcher totgeschossen; würde das die Tat des Obersten Pilcher rechtfertigen? Ja, gibt es überhaupt eine Tat, die einen englischen Offizier berechtigen könnte, wilde Kaffern loszulassen, um Frauen zu schänden?

Zu oft geschah es in diesem Kriege, daß der Feind die den Frauen schuldige Höflichkeit außer acht ließ.

Viele hatten keine Ehrfurcht vor dem weiblichen Geschlechte. Im Gegenteil, in der Regel wurden die Frauen mit der größten Verachtung behandelt, die noch dazu oft mit ausgefuchter Grausamkeit gepaart war. So z. B. geschah es sehr oft, daß die Engländer unter dem Vorwand, daß Buren im Hause versteckt seien, die Wohnungen mit Geschützen und Gewehren beschossen. In vielen Fällen stellte es sich dann heraus, daß nur Frauen und Kinder sich in den



Das Ungeheuer riß den Säugling aus ihren Armen und wollte ihn ins Feuer werfen.

Häusern besanden, und daß von diesen einige durch die Geschosse verwundet worden waren. Ferner, wenn die Frauen weggeführt wurden, setzte sie der Feind auf offene Wagen, wo sie keinen Schutz hatten gegen Wind, Sonne und Regen. Ja, eine Frau wurde sogar auf einer Lafette weggeführt. Dies geschah Mitte Mai 1901 auf der Farm Moolmanspruit im Distrikt Ticksburg. Anderen Frauen nahmen die Soldaten alle Kleider weg und durchsuchten sie auf dem Leibe nach verborgenem Gelde. Und wenn die armen Frauen zu Fuß vor den Soldaten zogen oder, wo man ihnen

das gestattetete, nach Hause zurückkehrten, mußten sie nicht allein ihre Säuglinge, sondern auch Kleiderbündel schleppen, und darunter vielfach Frauen, die niemals eine Last irgend welcher Art getragen hatten.

Rassenhaß?

Wer trägt die Schuld daran? Kann man es dem Afrikaner übel nehmen, wenn er es nie vergißt, was seiner Mutter, seiner Frau, seiner Schwester angetan wurde?

Ich sprach von der Grausamkeit des Feindes. In

folgendem Falle trat sie in der rohesten Gestalt zu Tage. Ein Soldat aus der fliegenden Kolonne des Obersten Rimington drohte bei Omdraai im Distrikt Bethlehem einer Mutter, ihr 20 Tage altes Kindchen in die Flammen zu werfen. Es blieb nicht bei der Drohung, denn das Ungeheuer riß den Säugling aus ihren Armen und wollte ihn ins Feuer werfen, als ein Offizier erschien. Er rettete das Kindchen.

Mitte Juli 1901 sah ein Bürger von der Höhe von Venterstroom aus, wie eine englische Patrouille einen Wagen beim Baalfluß in Brand steckte. Als die Engländer weggeritten waren, begab er sich nach dem brennenden Wagen und fand dort die Schwester von H. Minny van Bredesfort tot und verbrannt. Sie war 60 Jahre alt und hatte ihr Leben lang nicht gehen können. Der Bürger fand sie ungefähr 20 Schritte vom Wagen entfernt; sie hatte die Hände über die Augen gelegt. Anscheinend war sie, als der Wagen in Flammen stand, so weit gekrochen. Es kann sein, daß die Engländer sie nicht gesehen hatten.

In den Eideserklärungen war auch viel gesagt von der rohen Behandlung, der die Frauen ausgesetzt waren, während die umherziehenden Truppen ihre Häuser verwüsteten; ebensoviel von der Plünderung, die bei dieser Gelegenheit stattfand: Von dem Zerbrechen und Fortschleppen von Tellern, Schüsseln, Töpfen, Pfannen, von dem Ausrauben aller Kisten und Kleiderkästen, von dem Mitnehmen aller vorhandenen Nahrungsmittel und dem Umherstreuen derselben, soweit man sie nicht mitnehmen konnte, so von Korn, Mehl, Bohnen, Erbsen u. dergl. Bitterlich war hier darüber geklagt, daß die Soldaten ihnen nichts zu essen übrig ließen und den Kindern das Brot vom Munde wegnähmen. —

Und was soll ich von Greueln sagen, die noch greulicher sind als das Gräßlichste, was ich hier niedergeschrieben habe? Greueln, die ich aus Ehrfurcht für unsere Mütter und Frauen nicht beim Namen nennen mag, aber wovon ich, ach, Tag und Datum, wie auch in dem obenerwähnten Falle angeben kann. — Ach, daß ich so etwas nicht einmal anzudeuten brauchte! Aber ich muß! Ich muß den Vorhang noch von solchen Bildern wegziehen, aber hastig und nur für einen flüchtigen Blick, denn hier mag man nicht alles sehen, und was man sieht, auch nicht ganz: Unsere Frauen wurden geschlagen, beleidigt, mißhandelt durch die Soldaten und Kaffern, so daß sie nach dem Verschwinden der englischen fliegenden Kolonnen oft tagelang bettlägerig waren und in anderen Fällen für Wochen die Spuren von Schlägen und Quetschungen an sich trugen.

Noch schlimmer! Vielfach wurde versucht, die Frauen zu schänden, und oft gelang der Versuch auch. In mehreren Fällen auf eine Art und Weise, die man hier unmöglich beschreiben kann.

Me Miserum! O über mich Unglücklichen, daß ich diese Schrecknisse berichten muß, — daß es notwendig ist, das nachkommende Geschlecht zu dem Altar zu führen, auf dem das Opfer unserer Frauen liegt!

Weltbegebenheiten.

Vom 15. Juni 1902 bis 15. Juni 1903.



In der guten alten Zeit hat der Hinkende seinen frischgebackenen neuen Kalender erst auf der Weihnachtmesse verkauft. Die Leute freuten sich dann, wenn sie daheim auf der Ofenbank den freundlichen Neujahrsgruß in Feiertagsstimmung lesen konnten. Das war schön und friedvoll. Jetzt muß auch der Hinkende, weil es andere tun, seinen Kalender schon im Sommer feilbieten. Er kommt also mitten in die Hitze und in die Arbeit hinein. Kein Wunder wäre es daher, wenn die Weltbegebenheiten gleichfalls hitzig ausfallen würden. Allein das soll nicht also geschehen. Der Bürger in seinen Geschäftsjorgen, der Bauer in seiner heißen Arbeit brauchen eher Ruhe und Kühlung, als daß man sie auf einen glühenden Backofen setzt. Die Reichstagswahlen dieses Sommers werden ohnehin Schwüle und Gewitterbildung bringen, in manchen Wirtschaftshäusern auch Niederschläge und Hagel.

Also ans Werk, alter Hinkender! Du sollst deinen Lesern — und es sind die Besten im Volk — in ihrem täglichen Verdruß, politischem und unpolitischem, Worte der Freude und Ermunterung sagen. Aber freilich, wo du in der Welt schleichendes, unehrliches Wesen siehst, darfst und sollst du auch dreinwettern. Denn ein Hinkender ist ein Prediger so gut wie ein Pfarrer, und er kann's auch. Sein Text ist: Glaube, Hoffnung, Liebe, aber er kann auch Buße predigen, wenn's sein muß. . . . Der Hinkende wird fast über sich selbst gerührt, so erhaben kommt er sich vor in seinem Beruf. Ja, wenn die Leute meinen, er brauche bloß übers kommende Wetter zu flunkern, so irren sie sehr.

Da aber alles Ding auf Erden einen Anfang haben muß, so beginnt der Hinkende endlich mit

Deutschland.

Und da die Wahlen gerade alles in Aufruhr gebracht haben, sagen wir ein Wörtlein vom verflochtenen Reichstag. Ja, es hat manchen wunder genommen, was die da in Berlin noch machen werden mit dem Zollgesetz. Aber eigentlich aufgeregt hat sich das Volk im großen und ganzen darüber nicht. Der Hintende möchte einmal in einem Wirtshaus, wo viel politisiert wird, sei es in Stadt oder Land, umfragen, um wieviel und auf wieviel nun in Wirklichkeit der Zoll für Getreide und andere wichtige Dinge erhöht wurde? Auch unter Sozialdemokraten möchte er fragen. Wieviel werden ihm die richtige Antwort geben können? Wie schrie der Petersepp im Löwen? „Wir wollen's haben, wie sie's im Württembergischen haben.“ Und als der Sekretär aus dem



Die Reichstagswahlen dieses Sommers bringen in manchen Wirtshäusern auch Niederschläge und Hagel.

Nebenzimmer herauskam und fragte: „Ja, wie haben sie's denn im Württembergischen?“ da wußte es der Petersepp selbst nicht.

Um die Erhöhung aber wird voraussichtlich auch das Getreide teurer werden, obwohl bei den Handelsverträgen mit den auswärtigen Ländern der Zollsatz sich doch wahrscheinlich wieder etwas niedriger stellt. Mit dem Aufschlagen des Preises aber ist es immer eine böse Sache. Die Mehlhändler, wohl auch die Bäcker, werden natürlich das Brot teurer machen, aber nicht auf den Laib und den Wecken genau ausgerechnet um so viel mehr, als nötig wäre. Das läßt sich an einer Brekel gar nicht auf den Pfennig ausrechnen. Wir werden also nicht nur die Zollerhöhung, sondern noch drüber zahlen müssen. Umgekehrt freilich, wenn ein Zoll aufgehoben wird, so bleibt der alte Preis häufig doch bestehen. Man sieht das zu seiner großen Überraschung an dem Beispiel mehrerer Städte, welche das Oktroi abschafften. Blutgeld sei das, schrien

die Volkstribunen, den Darbenden tropfenweise abgezapft. Das Blutgeld schwand, die Brotpreise blieben. Nun war alles zufrieden. Item, das Brot wird teurer werden. Wer hat den Vorteil davon? Zunächst die Bäcker und Brothändler. Dann die Bauern, welche Getreide verkaufen. Nun aber sind heute nur überhaupt noch 32 Prozent der deutschen Bevölkerung bei der Landwirtschaft beteiligt. Unter diesen befindet sich wieder eine ganze Masse, welche keine Frucht abgeben, weil sie alles selber brauchen. In vielen Gegenden, auch in Baden, müssen viele bäuerliche Haushaltungen einen Teil des Jahres hindurch ihr Mehl selbst kaufen. Mithin und jedenfalls haben nur die größeren Bauern einen bescheidenen Nutzen, nur die Großgrundbesitzer einen großen Vorteil. Alle aber essen wir teureres Brot.

Und doch kann man über die Wirkung dieser Zollerhöhung nichts Sicheres sagen. Den Preis des Getreides bestimmt schließlich doch nicht der Zoll, sondern die Ernte, und zwar die Welternte. Je schwieriger die auswärtigen Länder ihre Frucht bei uns einführen (des erhöhten Zolles wegen), desto mehr werden sie daheim Frucht hervorbringen und verkaufen müssen, um die Zollwirkung wieder auszugleichen. Sie müssen schließlich auch in Rußland endlich den alten, jammervollen Holzpflug abschaffen und mit dem eisernen die Erde tief umgraben, um doppelten Ertrag zu erhalten als bisher. Sie werden dort vernünftig düngen lernen. Wenn sie aber in dem unermesslichen Rußland die Kräfte der Erde richtig ausnützen, werden sie uns so mit Getreide überschwemmen, daß es doch wieder billig wird. Es kommt auch nicht nur darauf an, was das Brot kostet, sondern ob man es leicht oder schwer oder gar nicht bezahlen kann; mit anderen Worten, ob die Handelsverträge der Industrie bessere Ausfuhr, den Arbeitern besseren Verdienst bringen. Wenn das der Fall ist, so machen die kleinen Preiserhöhungen auch wieder nichts aus. Ja, höhere Löhne der Arbeiter kommen doch auch wieder den Bauern zu gut. Er wird seine Erzeugnisse, Gemüse, Eier, Butter, Vieh, besser verkaufen. Er wird seine überschüssigen Arbeitskräfte, Söhne oder Töchter, in die Welt senden, daß sie Geld verdienen. Wo Verdienst ist, ist Wohlstand; wo nicht, nicht. Gerade der kleine Mann kann sich heute auf mannigfache Art helfen, die kleinste Maus erstickt nicht unter dem größten Fuder Heu. Die Kleinen leben heute besser als die Großen vor fünfzig Jahren. Das Geld geht allen leichter aus der Hand, weil es leichter hineingeht. Man sehe sich doch den Luxus allenthalben an! So jammert man wohl über den Niedergang der Landwirtschaft. Dieser Niedergang ist aber gar nicht da. Es herrscht nur Mangel an Arbeitern; deshalb sind diese teuer und übermäßig. Das lastet wohl schwer auf vielen Bauern. Aber wo wäre z. B. ein solcher Absatz von Vieh, Milch, Butter u. a., wenn nicht die Zahl der Arbeiter, die alles kaufen müssen, stetig wachsen würde? So hat alles seine zwei Seiten, das Dreieck sogar drei. Und unsere Verhältnisse sind noch schwieriger als ein Dreieck. Die türkischen Richter schreiben unter jedes Urteil



Man muß wohl im Reichstagsaal noch eine Münsterglocke aufhängen.

nicht wie unsere: „Von Rechts wegen“, sondern: „Allah weiß es besser“. So kann man auch in der Politik nie sagen, was wirklich recht und heilsam ist. Aber nirgends werden die Bäume in den Himmel wachsen und ihre Wurzeln nicht in die Hölle. Sondern auf dem gewaltigen Weltverkehr und Weltmarkt sind so viele Möglichkeiten vorhanden, daß aus den Krankheiten selbst heraus wieder die Arzneien wachsen. Drum muß man mit seinem Urteil vorsichtig sein. Je früher reif, je früher faul, das gilt nicht nur von den Äpfeln und Kartoffeln, sondern auch von politischen Urteilen. Und mit den Gesetzen ist's, wie wenn einer Gedichte macht. Manchmal gerät's, manchmal nicht. Aber gedruckt werden sie leider alle. Man kann auch nicht zwei Breie in einer Pfanne rühren und backen, sondern nur einen. Und jetzt ist nun eben einmal der Schutzollbrei gebacken. Wir müssen ihn essen. Vielleicht kriegen wir einmal wieder anderen, vielleicht schmeckt er gar nicht so schlecht, als er aussieht. Das Deutsche Reich wird darüber nicht zu Grunde gehen, die Arbeiter auch nicht. Denn mancher braucht für seine Person nicht um 20 Pfennig tägliches Brot, aber um eine Mark tägliches Bier. Den Flaschenbierhandel hätte man nicht freigeben sollen! Das wäre wichtiger! Da geht der Verdienst zum großen Teil hin für diese wertlose Brühe, nicht für Brot.

Der Hinkende glaubt nun wirklich klar gemacht zu haben, daß nichts klar zu machen ist. Also warnte man ab. Nur das nicht vergessen, daß wir Deutsche sind und zusammengehören. Und so ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit. Und so ein Glied

wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit. Freilich aber sieht jeder nur auf seinen Vorteil und schreit Zetermordio, wenn es der andere auch tut. So haben es die verschiedenen Parteien des Reichstags gemacht über die Zollvorlage. Die Sozialdemokraten wollen billiges Brot — ihr Vorteil. Die Agrarier, die Vertreter des großen Grundbesitzes, wollen teures — ihr Vorteil. Indem nun jeder seinen Nutzen sucht, schreien sie doch übereinander. Das war so recht, wie wenn der Schornstein dem Ofenloch vorwirft, es sei ruhig. Insbesondere die Sozialdemokraten machten einen unbändigen Lärm, wie es bisher im Reichstag noch nie geschah. Es ging fast österreichisch zu. Der Präsident mußte so stark mit der Glocke läuten, daß sie zersprang und nur wehmütige Misttöne gab wie einst die Trompete von Gravelotte. Man muß wohl im Reichstagsaal noch eine Münsterglocke aufhängen oder mit Kanonen schießen, damit's stille wird. Ja, Majorität ist halt Majorität. Ich bin groß und du bist klein. Wer das nicht will, muß auch den Reichstag nicht wollen, denn der gründet seine Beschlüsse immer auf die Majorität. Und wenn die Roten einmal die Oberhand haben sollten, was Gott verhüte, so werden sie den anderen auch sagen, was Majorität ist und wie sich die unterliegende Minderheit anständig zu verhalten habe. Natürlich wehrt sich die Mehrheit gleichfalls ihrer Haut. Um die Verschleppung des Gesetzes unmöglich zu machen, änderte sie die Geschäftsordnung. Und das ging etwas weit. Aber die Geschäftsordnung ist eben eine Ordnung, nicht eine Unordnung des Geschäfts. Sie soll die Verhandlungen und Beschlüsse ermöglichen, nicht verhindern. Haust du meinen Juden, so haue ich deinen. Haue ich in keinem Fall eine schöne Sache, aber Gehauenwerden und sich nicht wehren können, auch nicht. Selbst die kleinste Ameise kann den größten Zorn haben, wieviel mehr eine Reichstagsmajorität! Zu stande gekommen wäre das Zollgesetz auf alle Fälle. Daß es so stürmisch und etwas gewaltsam befördert wurde, ist nicht gerade lobenswert, aber es ändert an der Sache selbst nichts.

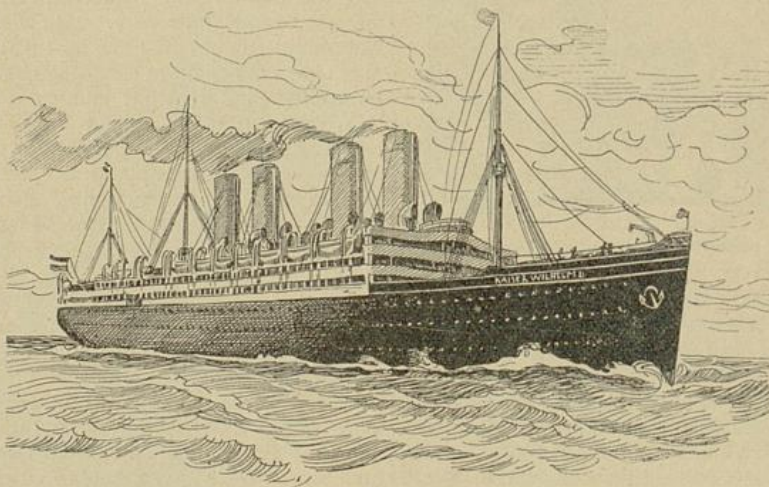
Es war viel Spektakel. Maschinen aber, die schreien, haben einen Fehler. Gottlob, daß in Deutschland auch ruhiger gearbeitet wird. Ganz in der Stille vollzieht sich insbesondere der Ausbau unserer Flotte. Wie wird da geschafft, geprobt, geübt, gefertigt. Man muß dem unermüdlichen Kaiser Wilhelm II. wirklich von Herzen danken, daß er hierin nicht nachläßt. Gewiß wird ihn darum die Nachwelt einst ebenso preisen wie Wilhelm I. wegen seiner Heeresreform. Und wie wichtig das ist! Was nützt uns all unser Handel, unsere Industrie, wenn eines Tages die Engländer kommen und nehmen unsere Schiffe weg? Dann können wir in unserem Fett braten, wenn man die Not noch Fett nennen will. Und das ist traurig, daß die Sozialdemokraten und auch andere Leute sich blind stellen gegen die Notwendigkeit eines starken Heeres zu Wasser und zu Land. Sollte ein unglücklicher Zusammenstoß mit England oder Amerika erfolgen, so würden

natürlich diese Leute wieder am ärgsten schreien, daß man nicht vorgeforgt habe. Dummheit schützt vor Torheit nicht. Aber sie werden auch einmal klüger werden, vielleicht erst durch Schaden. Gemeinsame Not und Gefahr hat Nord- und Süddeutschland zusammengeschnitten. Vielleicht bringt sie das auch einmal mit Sozzen und „Bourgeois“ zu stande, damit wir werden ein einzig Volk von Brüdern. Aber der Hintende möchte den Sozialdemokraten wünschen, daß einer der Ihrigen einmal Minister würde, wie es in Frankreich schon der Fall war. Was würden die Leute dann stiller werden, wenn sie nicht nur schreien, sondern auch die Verantwortung für das Geschrieene tragen müßten. Man sieht das an den Ultramontanen. Seitdem sie auf unsere Regierung wirklichen Einfluß gewonnen haben, sind sie etwas patriotischer geworden als vorher, wo sie nur in der

Opposition standen. Ja, in dem Kampf um den Zolltarif waren sie fast noch mehr als selbst die Konservativen die Stütze der Regierung. Sie haben vor allem den Kampf durchgeföhrt und sich dadurch bei den katholischen Arbeitern nicht wenig verdächtigt gemacht.

Natürlich wußten sie für ihre Dienste eine gezahlene Rechnung zu präsentieren. Der Reichsanzler Graf Bülow mußte ihnen die Aufhebung des Jesuitengesetzes versprechen, vorläufig allerdings nur des § 2; die schwarzen Schleicher in den glatten Kutten, das Fuchsgesicht unter dem Hütlein, lauern schon lange hinter den Grenzposten des Reichs wie ein Marber vor dem Taubenschlag. Nun sollen sie wenigstens einzeln wieder eingelassen werden. Später würde dann wohl noch nachkommen, daß sie im Reich auch wieder Niederlassungen gründen könnten. Das sind nun freilich harte Stücke, und mit Recht hat sich das gebildete Deutschland gegen die Erzfeinde des Reichs, die Urheber des Dreißigjährigen und größtenteils auch des siebenziger Krieges, verwahrt. Hoffentlich wird's helfen und der Bundesrat wird „Nein“ sagen. Aber was soll Bülow alsdann dem Zentrum für einen Bissen ins Maul werfen? Das ist der Fluch des bisherigen löblichen Verhaltens der Sozialdemokraten, Freisinnigen und Demokraten. Das Reich muß eben Mittel haben für Armee und Flotte. Was können wir nicht für schöne Schiffe bauen, wenn wir Geld

besitzen. Da hat der Norddeutsche Lloyd wieder ein neues Schiff in den Verkehr getan, den „Kaiser Wilhelm II.“ Dieses Schiff, ein Erzeugnis deutscher Baukunst, stellt alles bisher Dagewesene, auch die englischen Leistungen, in den Schatten. In sechzehn Monaten wurde es fertig, der schönste und schnellste Dzeanrieser der Welt; und da es einen doppelten Boden ringsherum und wasserdichte Wände und 26 große Rettungsboote hat, ist es auch das sicherste. Die zwei riesigen Maschinen arbeiten mit 10000 Pferdekraften. Die gewaltigen Schrauben drehen sich 80 mal in der Minute. Die Maschinen haben 124 Feuerungen. Täglich werden 14000 Zentner Kohlen verfeuert. Aber man braucht nicht nur Schafe, sondern auch Hunde, die die Schafe bewachen. Wir brauchen auch Kriegsschiffe, viele, viele, um unsern Handel und Transport zu schützen.



Der neue Schnellpostdampfer des Norddeutschen Lloyd „Kaiser Wilhelm II.“

Wenn nun aber andere sie verweigern und das Zentrum sie bewilligt, so wird der Regierung nichts übrig bleiben, als das Zentrum bei guter Freundschaft zu erhalten. Und dazu gehören notwen- dig kleine Geschenke. Natürlich sind die Radikalen aller Sorten für die Aufhebung des

Jesuitengesetzes, weil es ein Ausnahmegesetz sei. Aber macht man nicht auch Ausnahmegesetze gegen Friedensstörer, Ausbeuter der menschlichen Dummheit, Erbschleicher, Nebläuse und anderes Ungeziefer? Weshalb sollen bloß die Jesuiten frei walten dürfen wie die Motten im Pelz? Aber die Radikalen sind noch immer stoßschnupfig. Sie riechen nichts.

Sauer genug mag es der Reichsregierung ja sein, die Gesellschaft Jesu wieder herbeizuholen. Denn einen Vorgeschmack dessen, was kommen wird, haben wir inzwischen schon in

Preußen

genossen. Fällt es da dem Bischof Korum in Trier ein, den Eltern die Teilnahme ihrer Kinder an der staatlichen, für alle Konfessionen gemeinsamen Töchter- schule zu verbieten. Wer nicht papiert, bekommt bei der Beicht die Absolution nicht, nach dem Tode auch kein christliches Begräbnis. Alle Welt war starr. Warum das? Man sagte, der Bischof wolle seine Schäfchen einer katholischen Nommenschule zutreiben.

Das mochte wohl sein. Ob es aber der wirkliche Grund war? Die Jesuiten spielen nicht derart, daß man ihnen so leicht in die Karten sehen kann. Ob nicht der Bischof mit Gewalt die Fackel zu einem neuen Kulturkampf in das ohnehin gespaltene deutsche Volk zu werfen gedachte, um bei der katholischen Arbeitererschaft das Verhalten des Zentrums in der Zollsache in Vergessenheit zu bringen? Oder ob er nicht der preukischen Regierung Knüppel zwischen die Beine werfen wollte, um sie in der Jesuitenangelegenheit gefügiger zu machen? Man setzt eine Wurst ein, um die Speckseite zu gewinnen. Was wollte die Regierung tun? Abermals einen Kulturkampf wagen? Jetzt, vor den Wahlen? Die königlich preukische Regierung wandte sich an den Heiligen Stuhl in Rom um Hilfe gegen ihren rebellischen Untertanen Korum! Bülow gestand ein, daß der preukische Staat mit einem Bischof nicht mehr fertig zu werden sich getraut, daß er nicht mehr Herr im Hause sei. Wie mögen die Jesuiten in Rom geschmunzelt haben, als sie dem Bischof befohlen, den Erlaß öffentlich zurückzunehmen. Es hakt ja keine Krähe der anderen die Augen aus. Im geheimen wird natürlich von der Geisteslichkeit unter den Augen und mit Wohlgefallen des Bischofs doch gegen die Staatschule ruhig weiter gehebt. Ja, was der Teufel nicht fertig bringt, das übergibt er den Jesuiten zur Vollendung! Aber nochmals: Daran sind nur die schuld, welche der Regierung das Regieren so schwer machen, daß sie die Ultramontanen als Stützen braucht!

Überhaupt ist die preukische Regierung nicht auf Rosen gebettet. Die Polacken machen ihr heiß. Sie sind fruchtbar wie Kaninchen, aber nicht so genießbar. Sie überfluten ganze Gebiete des Staates; es war höchste Zeit, daß man in Polen selbst deutsche Familien ansiedelte. Es sind ihrer schon 3000; es geht ihnen gut, und wo ein deutscher Bauer Kraft, Lust



Rudolf von Bennigsen †.

und Mut dazu in sich fühlt, da melde er sich bei der Ansiedelungskommission. Er kann sich im deutschen Vaterland so leicht eine gute Existenz gründen als irgendwo und tut noch ein Kulturwerk, vorausgesetzt, daß seine Nachkommen nicht später doch noch Polacken werden. Auch schon dage-

hen nationalliberalen Partei, im Abgeordnetenhaus längere Zeit Präsident, tat er dem Deutschen Reich und Bismarck uneigennützig die größten Dienste. Charaktervoll, fromm und treu, schlug er sogar den Ministerfessel aus, weil er fühlte, daß er doch nicht regieren durfte, wie es sein politisches und männliches Gewissen ihm befohl. Andere haben es schon anders zu machen gewußt. Bennigsen aber ist einer der treuen Männer, und nur solche können Großes wirken. Groß ist auch der verstorbene Virchow gewesen in der Medizin, der Größten einer, die je gelebt haben; aber in der Politik so klein wie die Trichinen, die er bekämpfte. Er hat das unsterbliche Verdienst, kurz vor dem französischen Kriege die Abrüstung des Heeres zu beantragen. Wenn das nicht echt freisinnig-schildbürgerlich war, so will der Hinterende nichts gesagt haben. Auch der berühmte freisinnige Rickert ist gestorben. Er war in seinen alten Tagen etwas vernünftiger geworden und hatte sich deshalb von dem wilden Eugen getrennt. Einen merkwürdigen Tod hatte der deutsche Reichsanonitus Friedrich Alfred Krupp. Viel Geld und Gut tut nicht immer gut. Das hat man auch in



Professor Virchow †.

Sachsen

erfahren, wie's gehen kann, wenn es einem zu wohl wird, wenn der Mensch keine Sorgen und keine Arbeit hat. Die 33 jährige Kronprinzessin Luise, Mutter von fünf Kindern, noch dazu in geeigneten Umständen, ist mit ihrem Hauslehrer, einem einfältigen Laffen, dessen Name nicht mehr genannt werden sollte, ihrem Manne, ihrem König, ihren Kindern, ihrem Thron und Volk durchgebrannt.

Bayern

ist im gleichen Spital krank wie Preußen. Es wird mit den Schwarzen nicht fertig. Nachdem diese durch den Fall des allzu nachgiebigen Kultusministers Landmann ohnehin schon wild geworden waren, hat der Kaiser sie durch das bekannte Telegramm an den Prinzregenten noch weiter gereizt und dadurch auch andere Bayern böss gemacht und dem Zentrum genähert, die nicht schwarz sind und doch auch nicht wollen, daß von außen her in rein bayerische Angelegenheiten hineingeredet wird. So mußte der Ministerpräsident von Crailsheim dem rasenden Lindwurm in den Nachen geworfen werden, wie man ehedem den Drachen kleine Kinder zu fressen gab. Es ist schade um den hochverdienten Mann, der als treuer deutscher Patriot auch mit den verhassten „Braiszen“, d. h. dem Reich, gut auszukommen suchte und dem Kaiser gab, was des Kaisers ist. Pfliffig sind sie in Berlin allerdings gerade nicht, sonst

hätten sie die empfindlichen Bayern mit ihren Briefmarken und anderen gleichgültigen Dingen in Ruh gelassen. Jedem dünkt seine Braut die schönste; warum den Bayern nicht auch ihre Briefmarken und die hellen blauen Soldatenröcklein? — In

Württemberg



Prinzessin Margarete Sophie von Württemberg †.

starb 33jährig die Gemahlin des mutmaßlichen Thronfolgers, Margarete Sophie, eine gute, treue Frau und Mutter, von sechs Kindern weg. Auch Fürsten und Fürstentöchter weinen, wenn ihr Mütterlein die Augen zumacht. Doch wenn man an Sachsen denkt, so muß man wieder sagen: Was Gott auflegt, ist nicht so schwer, als was sich die Menschen selber aufbürden. — Aber herrje, die Stuttgarter demokratischen Stadtverordneten! Sie lehnten den Beitrag für einen Bismarkturm ab! Braucht der Bismark auch noch einen Turm dafür, daß er den König von Preußen zum deutschen Kaiser gemacht hat? Ja, wenn sie den politisch unfähigen preußischen Junker hätten darin einsperren dürfen, so hätten sie einen Turm gebaut so hoch wie der zu Babel und so dick wie die schildbürgerliche Dummheit. — In

Baden

haben wir leider die gleichen Schmerzen wie andere im lieben deutschen Vaterland: die Schwarzen. Nun wollen sie auch bei uns endlich wieder Klöster erzwingen, und es schien eine Zeit lang, als ob das Ministerium von Dusch vielleicht nachgeben wollte. Man macht ja allenthalben in der Welt so vor-



Ministerpräsident Rott †.

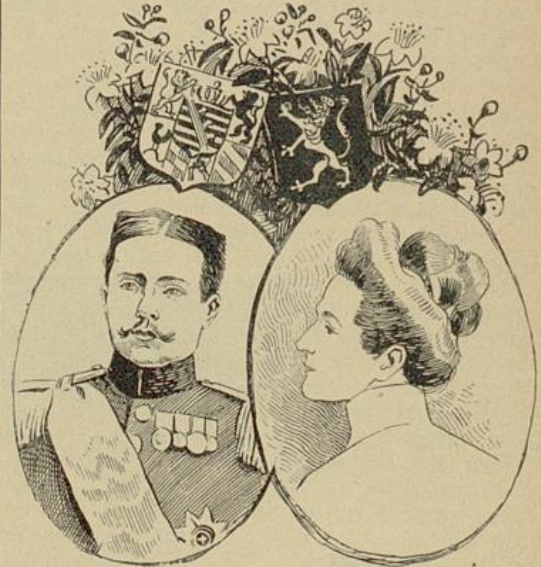
treffliche Erfahrungen mit den Klöstern. In Spanien stürmt das Volk auf die Kuttenburgen; in Frankreich jagt man die Mönche davon, ehe sie alles Geld, alle Gewalt in Händen haben und das Land ruinieren, wie sie Spanien, Italien, Österreich ruiniert haben. In Baden aber möchte man gar nicht ungerne sie ein-

laden: Kommt, es ist alles bereit! Freilich, die Zeiten sind anders. Unser früherer Ministerpräsident Rott, der den Ultramontanen nur noch schwer die Stange hielt, ist gestorben. Seine feste Persönlichkeit und sein weiser Rat haben bis zuletzt noch viel

gegolten. Und auch Franz Xaver Kraus, ein Fremdling unter den Priestern, ein Mann voll Liebe zu Wahrheit, Freiheit, Vaterland, ein gefährlicher Bekämpfer des beschränkten ultramontanen Wacker- und Seppelertums, ist dahingegangen. Die Ultramontanen haben ihn bis in den Tod hinein gehaßt und verfolgt und auf ihm herumgepickt wie die Raben auf einem Genossen, der weiße Beine hat. Wer's mit den Schwarzen verschüttet, mag schlechte Tage erwarten. Und sie beherrschen unser Ländchen von ihrer dunklen Ecke aus mehr, als man weiß und für möglich hält.

Sachsen-Weimar

erhielt eine Landesmutter in der Person der Prinzessin Karoline von Neuf. Obwohl sie der bekannten älteren Linie der Beherrscher aller Neufen entstammt, ist sie doch noch sehr jung. Und obwohl diese ältere



Großherzog Wilhelm Ernst und Großherzogin Karoline von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Linie, was politischen Verstand anging, ewig jung geblieben ist, wünscht der Hinkende den Thüringer Sachsen doch Glück zu ihrer schönen Großherzogin. — Leben und Tod, Myrten und Trauerpalmen wachsen im Menschenleben nebeneinander, in Schlössern wie beim armen Mann. So ist in

Hamburg

der „Primus“ mit dem Dampfer „Danja“ bei Nacht zusammengestoßen. Auf dem einen Schiff befanden sich Ausflügler, die unter Gefang und Freude heimkehren wollten von einem Vereinsfest. Da erzitterte plötzlich das Schiff, neigte sich und sank. Es gab einen einzigen Schrei des Entsetzens. 109 Menschen fanden mitten aus der Freude heraus ihr nasses Grab, Eltern und Kinder miteinander; Freunde und Feinde klammerten sich im Tode zusammen. Ja, mitten wir im Leben sind von dem Tod umschlungen. So unbeständig ist alles auf Erden, unser Leben, unser Glück, unsere Politik. Ein Stoß, und alles kann

sinken. Wenn Gott nicht die Stadt behütet, so wachen die Wächter umsonst. Aber wie selbst der liebe Gott es anfangen wird, um

Österreich-Ungarn

zu behüten, das ist der Hintende begierig einst noch zu erfahren. Der Hintende möchte nicht die Vorsehung dieses Staates sein. Da haut sich alles. Die Ungarn hauen sich im eigenen Lande mit den andern interessanten Nationen, dann zur Abwechslung mit der österreichischen Reichshälfte. Solche Prügelei nennt man auf politisch Ausgleich. In Österreich selbst hauen sich die Deutschen mit den Tschechen, Polacken und noch einem halben Duzend „Nationen“. Dann hauen sich diese wieder unter sich; und die Deutschen, die Pause klug ausnützend, tun das gleichfalls gegenseitig. So sind die Parteien des Abgeordneten Wolf und des Abgeordneten Schönerer so hintereinander, daß dem Wolf die aller schlimmsten Dinge öffentlich angehängt wurden. Was dran hängen bleibt, weiß der Hintende nicht. Aber es riecht doch übel genug. Plötzlich aber sind dann wieder alle slavischen Nationen und dazu noch die Antijemiten, d. h. Ultramontanen, einig gegen die Deutschen. Zu diesen inneren Nöten kommen noch äußere. In der Türkei gärt's unter den mißhandelten Christen. Sie wollen sich nicht wehrlos abschlagen lassen wie seiner Zeit die Armenier. Daraus aber kann ein Brand entstehen, der sofort auf Rußland und Österreich hinübergreifen wird, welche beide Mächte denn auch schon den Macedoniern Wasser in den Wein zu schütten suchten. Wenn aber die türkischen Christen doch loschlagen? Was wird unser „Dreiverbündeter“ dann tun bei seinem inneren Bauchweh? Der alte Kaiser Franz muß wohl einst mit Herzeleid in die Grube fahren, und über ihr werden seine Völker desto heftiger hadern. Nun hat der alte Herr auch noch die Sorgen mit manchen seiner Erzherzoge und Erzherzoginnen, wie mit der sächsischen Luise und ihrem würdigen Bruder, der mit einer Sängerin „durch“ ist. Wenn die Leute was schaffen wollten, ja! Da der Hintende

Rußland

schon genannt hat, will er gleich ein weiteres Wortlein davon sagen. Nach außen hin macht das Riesereich unablässige Fortschritte. Es hat die chinesische Mandschurei eingesackt, in Persien großen Einfluß gewonnen, die Balkanstaaten so ziemlich beherrscht, den Türken Angst gemacht, von den Engländern in Indien gar nicht zu reden. Die große transsibirische Eisenbahn, auf der man zukünftig in neun Tagen von der Ostsee nach dem Stillen Ozean fahren wird, ein ungeheures Werk, ist nahezu beendet. Man sollte meinen, der russische Bär wolle noch die halbe Welt fressen. Aber wie sieht's im Innern aus? Die Bauern sind am Verhungern, denn sie müssen fast alle Steuern zahlen und könnten einstweilen das Getreide, das sie wegen der Abgaben verkaufen müssen, selbst brauchen für den Magen. Zur Beruhigung

der armen Teufel hat der Zar Hebung des Bauernstandes versprochen. Aber was ist zu erreichen, wenn die Beamten, die das ausführen sollen, Spitzbuben sind? Da geht's, wie wenn einst ein großer Herr zu seinen Bauern sagte: Ich will ja nur euer Bestes. Und sie antworteten: das wollen wir aber selber behalten! Daneben ist nun auch noch ein kleines Arbeiterproletariat in Rußland entstanden, das wie die Studenten nur mit Kofacken und Knüppeln und Sibirien in Ruhe gehalten werden kann. Die einzig tüchtigen Menschen in Rußland, die Deutschen, hat man ja geknebelt, neuerdings die Finnen auch. Aber die Mäuler kann man nicht zukleben, soviel Leim hat der Zar nicht, und die Gedanken sind kofackenfrei. So glüht es überall. Und der Finanzminister



Und der Finanzminister Witte schaut mit bösem Gesicht in seinen Geldbeutel und kratzt sich hinter den Ohren.

Witte schaut mit bösem Gesicht in seinen Geldbeutel und kratzt sich hinter den Ohren. Man merke es sich im Lager der Agrarier: Ein Bauernstaat kann die Mittel nicht aufbringen für eine Großmachtpolitik. Dazu ist Industrie nötig, die große Kapitalien ins Land bringt. Zwar

Das Geld macht auch nicht froh und satt, Besonders wenn man keines hat.

Aber ein Weltstaat, der es nicht hat, wird eines Tages an dem Nichthaben zu Grunde gehen. Rußland kann keinen Krieg führen ohne fremde Geldhilfe. Es kann kaum mehr seine Zinsen zahlen. Darum ist es auch so brav und friedliebend. Der Wolf, wenn er das Bein gebrochen hat, predigt den Gänsen vom ewigen Weltfrieden. Und darum hat England in Indien einstweilen noch Ruh. Überhaupt werden sich die Russen irren, wenn sie meinen, Indien solle ihnen in den Schoß wie ein reifer Apfel. Einen Tiger stehlen ist nicht leicht. Und bei einem stacheligen Igel im Bett liegen ist nicht angenehm. Haben sich doch kaum die Engländer selbst daran gewöhnt!

England

hat im August seinen König Eduard VII. unter Entfaltung der alten, feierlich düsteren Pracht gekrönt

durch den Erzbischof von Canterbury. Der König wird aber dadurch nicht besser geworden sein, und sein Chamberlain auch nicht. Dieser ist heute in der Politik der ausschlaggebende Mann. Und wenn man auch nicht weiß, wieviel Hirn er hat, so weiß man doch, welche Stirn er hat. Nachdem er das arme Burenvolk ruiniert, der Freiheit beraubt, wohl auch beim Friedensschluß übers Ohr gehauen hat, reißt er ins verödete Land und hält dort maufige Reden. Die ehrlichen Buren haben ihn wieder mit ganzer Haut herausgelassen; zum Dank dafür, daß er die Burenführer Botha, Delarey und Dewet in England mit kühlen Worten abspießte, als sie die Not ihres Volkes darstellten und flehentlich um Hilfe baten. Nicht einmal das haben die Engländer leiden wollen, daß die verzweifelten Buren sich an die ganze Kulturwelt um Erbarmen und Geld wandten. Man wagte selbst in Berlin nicht, diese Helden offiziell zu empfangen, solch einen Schrecken hat man vor Chamberlain! Nun, nach dem alten Nürnberger Stadtrecht muß immer der die Prügel behalten, der sie empfangen hat. Aber eine Gerechtigkeit gibt's doch noch in der Welt; das werden auch die Engländer einst erfahren. Nun wüten sie aber gegen uns. Es ist recht englisch, wenn ihr Dichter Rudyard Kipling uns Schwindler ohne Scham und



Einen Tiger stehlen ist nicht leicht.

Scheu, Hummerhunde nennt: der Mann, den Kaiser Wilhelm eigentlich in der Welt berühmt gemacht hat. Wir müssen eben Schiffe bauen, soviel wir können, um vor diesem Volke gesichert zu sein. Sie gönnen uns unsern Handel, unsere Industrie nicht. Nun macht zwar ungegönntes Brot auch satt. Aber unsere ganze Zukunft ruht doch, wie Kaiser Wilhelm II. richtig jagte, auf dem Wasser. — Einen kleinen Aderlaß haben die Engländer übrigens wieder im Somali-Lande erlebt durch einen Mullah. Sie nennen den Mann verrückt. Es kommt ihnen jeder verrückt vor, der sich nicht von ihnen mißhandeln und ausplündern lassen will.

Italien

hat wieder den Besuch des Kaisers Wilhelm II. gehabt und sich dabei gut angelassen. Papst Leo XIII. sitzt immer noch in seinem vatikanischen Schmollwinkel, dichtet weiter und feiert fast jedes Jahr irgend ein Jubiläum. Das bringt Leute und Geld genug nach Rom. Ja, im Vatikan wissen sie, wie man Geld macht. Im italienischen Ministerium wissen sie das lang nicht so gut. Zwar die staatlichen Finanzen haben sich ein wenig gebessert; aber der Grundbesitz ist in so wenigen Händen, daß das Volk im großen und ganzen arm ist und arm bleibt wie zuvor. Ehe da was Nichtiges gebessert ist, wird es im ganzen auch nicht anders werden. Aber wie das machen? Die Herren, die solche Gesetze im Parlament beschließen sollten, sind die Großgrundbesitzer selbst. Und die werden sich doch nicht ins eigene Fleisch schneiden. Es lebe der Parlamentarismus! — Am 14. Juli 1902 stürzte der weltberühmte Glockenturm der Markuskirche in Venedig ein und zerschmetterte noch eine mit wertvollsten Kunstschätzen gefüllte Kapelle. Andere gewaltige Gebäude bekamen bedenkliche Risse. Auch ein Zeichen der Zeit. Was die Väter einst im Reichtum mit unfäglichen Kosten in den Meeresjumpf hineingebaut haben, das lassen die Enkel umfüttern. Zum Reparieren haben sie kein Geld, eher zum Wiederaufbauen, aber allerdings aus öffentlichen Sammlungen. Nun, auch das ist etwas Schönes. — Die

Schweiz

führt ihr friedliches Stilleben weiter, hat höchstens Sorge um neue Kanonen, die wir ihnen bei Krupp gegen gute Franken gerne gießen, und wegen der deutschen Forts, die auf dem Steiner Klotz und dem Esringer Berg an ihrer Grenze gebaut werden, und von denen aus man Basel ein wenig unter die Lupe nehmen könnte, wenn die Franzosen etwa dort herauskommen wollten. „Wenn se chömme, göhn mer furt; wenn se aber nit chömme, bliebe mer stoh, und wenn mer z' Chuttle un Fäse verhachet werde,“ sagen die Eidgenossen. Übrigens haben sie jetzt einen der Ihrigen tapfer verhachet, nämlich den Berner Professor Better, welcher beim Jubiläum des Nürnberger Germanischen Museums einige Komplimente machte gegen die deutsche Bildung: „die germanischen Gebiete der Schweiz seien in geistiger Beziehung eine deutsche Provinz, allerdings mit sehr bestimmten Reservatrechten.“ Das hat dem Professor fast seine Stelle gekostet, auch eine Kassenmusik eingetragen. Nun, daß die deutschen Schweizer deutsch sprechen, denken, singen und dichten, und zwar sehr gut, teilweise besser als wir selbst, das können sie weder leugnen noch abschaffen. Ihre Zwingli, Haller, Göthelf, Gottfried Keller, Böcklin, K. F. Meyer gehören uns so gut wie ihnen, und unser Schiller soll ja den Tell gedichtet haben. Aber schimpfen müssen sie über die chaibe Schwobe. Nur unser Geld stecken sie ohne Murren ein. Rechte Kerle sind aber ihre Ingenieure. Diese Maulwürfe haben nun wieder

einen Tunnel gegraben, den Albuladurchstich, dessen Bahn die Bodenseegegend mit dem Oberengadin und mit Italien näher verbindet. Das gewaltige Werk der Simplonbahn bietet bei seiner Ausführung große Schwierigkeiten. Der Tunnelbau ist nicht in der erwarteten Weise fortgeschritten, und zwar infolge großen Wasserandrangs und später wegen der außerordentlichen Hitze im Innern des Tunnels. Die Bahn wird daher 1904 wohl noch nicht in Betrieb gesetzt werden können. Der Hintende hat die Schweizer gern und sie ihn auch, obwohl sie ihm manchmal wüßt sagen. Hat er nicht schon mit guten Schweizer Freunden manch deutsches Lied gesungen und manch Schöpplein getrunken (sie können beides gut) zu Zürich beim Hevi auf der Limmatpösch oder hinten im Klöntal oder auf dem Gipfel des Glärnisch oder zu Basel? Grüß dich Gott, alter ehrlicher Bernhard Mitt, und Genossen! Wenn es Gott gibt, daß wir uns wiedersehen, wollen wir vom Guten trinken und fröhlich sein, auch ein wenig schimpfen. Sonst wären wir ja keine rechten Germanen.

Frankreich

macht ein böses Gesicht. Die alte Weltnot, die Influenza, die alles lähmt, ist auch da an der Arbeit: die Ultramontanen, die Jesuiten und andere Orden. Sie haben das Heer in der Gewalt und dessen Stimmung, weil sie außer einigen Kadavergeneralen die einzigen sind, die noch brav gegen Deutschland hetzen. Sie besitzen auch ein sündhaftes Geld. Nun hat wohl der Ministerpräsident Combes angefangen, das Land von diesen gefährlichen Burschen zu reinigen. Wenn wir nur nicht die Gesellschaft mit Saft und Paf nach Deutschland bekommen! Merkwürdigerweise sind die Sozialisten des Ministers beste Hilfstruppen, während diese bei uns Roms Dienste besorgen. Combes kennt eben diese Füchse. Er hat selbst einst in einer Kutte gesteckt und weiß, daß unter dem Schafspelz ein Fuchs oder gar ein Wolf zu suchen ist. Aber ob er seinen Plan durchführen kann, ist eine andere Frage. Und doch wird das die einzig mögliche Rettung Frankreichs sein. Es sieht nicht gerade sauber aus in der Republik. Hat da eine Familie Humbert eine Erbschaft von 100 Millionen vorgegeschwindelt, gegen sich selbst deswegen einen erlogenen Prozeß um den betreffenden Geldschrank angestrengt und 40 Millionen daraufhin gepumpt. Schon längst haben ehrliche Leute den Schwindel durchschaut. Aber eine der Schwestern Humbert oder Daurignac hatte den früheren Justizminister zum Schwiegervater, in dem Hause der Schwindler verkehrten die ersten Leute der Regierung, und so durfte man ihnen lange nicht an den Kragen gehen. Schließlich ließ man sie nach Spanien ausreisen und darnach, wo man sie anstandshalber doch wieder einfangen mußte, wird man sie wohl schonend behandeln, sonst plaudern sie aus. Das erinnert wieder lebhaft an Panama und Dreyfus. Auch soll der Sohn des obersten Ministers Combes den Benediktinern gegen Zahlung einer Million versprochen haben, ihnen die Aufenthaltserlaubnis für Frankreich

zu erwirken! Es lebe der Parlamentarismus: nur hier können die fröhlichen großen Spitzbuben gedeihen. Aber die Bratwürste der Ehrlichkeit darf man nicht beim Hund im Stall suchen.

Spanien,

o du schönes, armes Land! Was soll der Hintende von dir Neues berichten? Es ist ja doch wieder das alte Elend. Dich haben sie sicher in den Krallen,



England hat im August seinen König Eduard VII. unter Entfaltung der alten, feierlich düsteren Pracht getront durch den Erzbischof von Canterbury.

die nach der ganzen Welt, ihrem Geld und ihrer Macht greifen, gierig wie hungrige Wölfe nach der Beute: es sind die alten bösen Feinde der Menschheit, die grinsenden Gesichter in den Kutteln. Sie saugen und saugen an dem unglücklichen Lande, bis es vollends ausgefaugt ist. Je magerer der Hund, desto fetter die Läuse. Aus dieser Umklammerung gibt es nur einen Ausweg. Die deutschen Österreicher haben ihn gefunden, freilich auch spät. Auch die Franzosen tasten darnach. Es heißt: „Los von Rom.“ Ob aber die Spanier überhaupt noch Kraft haben, darnach zu suchen, ist fraglich. Dies einst so glänzende Volk haben die Pfaffen rettungslos ruiniert. Und dazu noch den politischen Parlamentarismus. Die Herrschaft der Spitzbuben! Was kann aus solchem Land noch Gutes kommen? Im benachbarten Marokko tobt der Aufruhr. Jetzt könnte Spanien eingreifen und sich vor dem Haus einen herrlichen Garten erwerben. Es rüstet! Ja, wahrscheinlich aber so wie es, die einstige erste Seemacht der Welt, die Ent-

deckerin von Amerika, gegen Amerika gerüstet hat, zum Spott und Hohn der Welt. Armes, verlorenes Land, die Warnungstafel für alle Völker!

Belgien

hat ein Königshaus, das ruhig infognito reisen kann. Denn die Würde steht ihm nicht im Gesicht geschrieben. Der König, nun, der lebte mit seiner Frau schlecht und mit anderen Weibern sehr gut. Er sammelte auch brav Bazen. Als aber seine Tochter, die verwitwete Kronprinzessin von Osterreich, jetzige Gräfin Longay, am Sarg ihrer Mutter beten wollte, ließ er sie ausweisen, da sie sich zur Gräfin erniedrigt hat. Freiheit, die ich meine, in allen Dingen. Aber Heiraten? Das muß sülgemäß sein.

Holland

ist immer noch in Not, weil es keinen Thronerben hat. Kann noch werden. Die Arbeiter probierten eine Art von Generalstreik. Der soll der Ersatz sein für die Revolution, die sie aus ihrem Programm wohl gestrichen haben. Dieser Generalstreik, der allen Verkehr auf Eisenbahnen, Posten, Trambahnen, Wagen, alle Heranbringung von Nahrungsmitteln hemmen soll, so daß die reichen Leute verhungern, erfrieren, soll diese zwingen, den Proletariern zu Willen zu sein. Das ist gerade, wie wenn die Mäuse den Damm durchnagen, damit die Matten ersaufen. Die dummen Mäuse werden erfahren, daß sie zuerst dran müssen. Reiche Leute haben Geld und auch etwas mehr Mehl im Kasten als arme Teufel. Sie können's abwarten. Die Herren Arbeiter aber, wenn insbesondere die Schoppen kleiner werden, fühlen auch den Mut sinken. Also damit ist's nichts, oder es gibt dann doch noch Revolution, und der Säbel stellt die Ruhe her.

Dänemark

rückt von dem halb bankerotten Rußland ab und Deutschland zu. Das ist das Neueste. Als König Christian IX. seinen 85. Geburtstag feierte, wurde unser Kaiser mit aufrichtiger Freude empfangen. Das war früher nicht so. Nun, ein Feind weniger ist besser als zehn Freunde mehr. Wenn's anhält!

Norwegen und Schweden

führen immer noch ihre unglückliche Ehe weiter. Sie können nicht zusammenleben und sich auch nicht scheiden lassen. Darum, wenn sie in die Sommerfrischen gehen, reisen sie nicht zusammen. Die Norweger Nansen und Sverdrup suchten den Nordpol auf, weil sie da keinen Schweden zu finden hofften. Dagegen der Schwede Sven Hedin suchte die öden Wüsten in Mittelasien heim. Eine abscheuliche, gefährliche Gegend. Aber es sind wenigstens keine Norweger dort. Doch Kerle sind sie trotzdem, hüben wie drüben, ein unruhiges, abenteuerndes Germanien- und Wanderblut. — Die

Balkanhalbinsel

bleibt immer noch das alte Wetterloch, wo Gewitter um Gewitter aufsteigt. Jedes Land hat dort seine Not, Griechenland zu wenig Geld, Rumänien zu viel Juden und Gedichte, Bulgarien zu viel Lumpen und abenteuernde Politiker. Aber alles, was die Balkänler

bisher geleistet haben, muß doch die Segel streichen vor der Bluttat in

Serbien.

Eine Anzahl verschworener Offiziere schlachtete in der Nacht vom 10. zum 11. Juni auf grauenhafte Weise den König Alexander und die „Königin“ Draga ab. Mitten in der



Peter I., König von Serbien.

Nacht, im Schlaf, wurde das Paar überfallen, im Nachtgewand aus den Betten getrieben und grausam ermordet. Beinahe 60 Menschen habendabeigleichfalls den Tod gefunden. Das Blut muß im Schlosse stromweise gestossen sein. Wenn man auch weder dem verkommenen König noch seiner nichtsnutzigen Abenteuerin Draga Tränen nachweint, so stehen einem doch die Haare zu Berg über diese verwilderten „Offiziere“. Die serbische Volksvertretung hat einstimmig den alten Thronerbe Peter Karageorgiewitsch zum König gewählt. Wohl bekomme's ihm und ihnen! Über diese „witzige“ mag der Kukul oder der Dornbusch König sein. Vielleicht hat die Änderung in Serbien aber auch für die Verhältnisse im Nachbarreich jetzt oder später noch ihre Folgen. Nämlich schlimm sieht's wieder einmal in der

Türkei

aus. Je mehr man den Pfeffer stößt, je mehr er beißt. In dem türkischen Macedonien wollen die geplagten christlichen Bulgaren, Griechen und Serben nicht gar noch eines Tages von den wilden mohammedanischen Albanesen beraubt, geschändet, erwürgt werden wie die Armenier von den Kurden. Weit davon ist's nicht mehr. Und der Sultan, wenn er auch nicht die Albanesen so offen zum Mord verhetzt wie seiner Zeit die Kurden, wagt ihnen doch nichts zu wehren, weil seine Leibwache aus Albanesen besteht, denen dann nicht mehr zu trauen wäre. Und Angst hat er, der Padiſchah, vor jeder Maus um sein armes Leben. Aber die nichttürkischen Bulgaren und Serben, auch die Russen, werden dem Gemetzel ihrer christlichen Brüder auch nicht gleichgültig zusehen. Da also kann's etwas absehen! — Die Bagdad-Bahn in Türkisch Asien, welche den herrlichen alten Euphratländern wieder neue Blüte bringen soll durch deutsche Hände, deutsches Kapital, verbindet unsere Interessen allerdings wieder näher mit dem Schicksal der Türkei. Aber die Engländer sind uns feind darum. Sie möchten auch Asien einsacken, weil sie noch nicht genug haben. Der Bizekönig von Indien, Lord Curzon, hat große Pläne.

Sie zielen auf den Besitz von Südarabien mit Mekka. Dann hat England den heiligen Ort des Islam in der Gewalt und kann den dummen Kerls fürchterlich Angst machen mit Zerstörung der Kaaba oder dergleichen. Doch muß England Schritt für Schritt mit Rußland ringen um die Macht in Asien. England hat sich auch mit Japan verbündet, das gleichfalls vor Rußlands Gier nach Korea Angst hat. So streiten die Konkurrenten u. a. auch um den Endpunkt der Bagdad-Bahn, Koweit am persischen Golf. Und wir mit unserer schönen Bahn stehen dabei und sperren Maul und Nase auf. Wenn's uns nur nicht damit geht wie den Franzosen mit ihrem Suezkanal, daß nämlich zuletzt alles die Engländer kriegen. Schiffe, Kriegsschiffe müssen wir bauen, damit wir uns wehren können. Wir Deutschen haben auf den Kopf der Bevölkerung an Ausgaben für Heer und Marine nur 15,50 Mark, die Franzosen 23,80, die Engländer 34. Und dabei schreiben die Sozialdemokraten, der Militarismus erdrückt und erwürgt uns. Was kommt bei euch denn auf den Kopf für Cigarren, Schnaps und Bier? Erdrückt das nicht? — Auch in

Afrika

drängen die Engländer unablässig vor, bis sie von der Nilmündung zum Kap der guten Hoffnung ein neues Reich gebaut haben und wir mit unsern armen Kolonien ratlos zwischendrin stecken. Selbst in Marokko werden die Engländer wohl die Hände dabei haben, wenn sich der Kampf entscheidet zwischen dem Sultan und seinem Gegner, Bu Hamara, zu deutsch: Vater der Gefeln; bald werden wir wissen, wer dem andern den Harem wegnimmt und den abgehauenen Kopf auf die Stadtmauer pflanzt. Für uns fällt ja doch nichts ab.

Amerika,

d. h. die Vereinigten Staaten, werden immer mächtiger und im politischen Auftreten gewaltiger. Von dem unmenschlichen Geld gar nicht zu reden. Hat da so ein Milliardenproß Morgan den europäischen Nationen ihre Dampferlinien abgekauft! Mit knapper Not sind wir ihm diesmal noch entgangen. Was hat das aber im Falle eines europäischen Krieges mit Amerika für einen kolossalen Wert, wenn die Transportschiffe gehören! Auf uns sind die Amerikaner auch nicht so ganz grün. Einmal, weil unsere Industrie ihnen vieles wegnimmt — und sie hätten auch gern alles, dann aber, weil Deutschland genötigt war, in Venezuela, also in Amerika, einen Lumpen von Staat samt seinem Präsidenten am Kopf zu packen, weil sie ihre Schulden nicht bezahlen wollten. Wo würden wir da hinkommen, wenn jeder Tagdieb im Auslande dem deutschen Kapital, der deutschen Industrie schuldig bleiben wollte, was ihm beliebt? Es blieb dem Deutschen Reich sowie auch England, das im gleichen Falle war, nichts übrig, als Gewalt zu brauchen. Die venezolanische „Flotte“ wurde eins zwei drei weggenommen und teils mit Deutschen besetzt, teils verjagt, die Küste des Lumpenreichs aber blockiert, so daß kein feindliches Schiff mehr aus und ein konnte. Als ein

Fort auf uns Feuer gab, ward es in Grund und Erdboden geschossen. Darüber nun spitzten die Amerikaner die Ohren. Das wollen sie nicht leiden, daß in ihre Nachbarschaft ein fremder Hahn kommt, und der amerikanische Gesandte Bowen machte den Engländern und den Deutschen so viele Schwierigkeiten, daß der Präsident Castro sehr ungeschlagen davonkam und die Sache erst noch vor das Haager Schiedsgericht bringen darf! Der von uns weggenommene Dampfer Restaurador mußte zurückgegeben werden; die biedern Venezolaner und ihr ehrenwerter Präsident erkannten das Schiff gar nicht mehr und wagten es auch zuerst nicht mit den Füßen zu betreten, so sauber hatten es die Deutschen inzwischen gepußt. Nicht eine einzige Laus war mehr zu sehen. Die gelben Kerle konnten's anfangs kaum aushalten vor



Die venezolanische „Flotte“ wurde eins zwei drei weggenommen.

Heimweh nach den lieben Tierlein. Natürlich standen unsere weisen Sozialdemokraten wieder auf seiten der Lumpen, des Castro. Das sehen sie nicht ein, daß auch der Arbeiter leiden muß, wenn die Industrie leidet. Und die Industrie leidet, wenn solches Gelichter Geld und Waren nimmt, aber nicht bezahlt. — In Amerika ist unser Hauptfeind der Admiral Dewey, dessen Lieblingspaß immer noch das Schimpfen und Renommieren gegen die Deutschen ist, so daß ihm der verständige, staatsmännisch kluge Präsident Roosevelt den Kopf waschen mußte. Wenn die Amerikaner übermütig werden, so tragen freilich auch unsere großen Herren mit die Schuld. Sie laufen den Yankee's ja nach wie der Hund der Wurst. Was sollen denn die von uns denken? Wozu braucht der deutsche Gesandte Speck von Sternburg dem verreisenden Präsidenten Roosevelt auf den Bahnhof nachzustrizen und sich dann als „Speckchen“ lächerlich machen zu lassen? Deutschland, wahre deine Würde! Du bist stark genug. Und wo's noch fehlt, wappne dich! Sie sollen dich fürchten, meinertwegen hasßen, aber nicht auslachen. Dazu haben wir nicht unser Blut vergossen.

Beinahe hätte der Hintende noch Amen gesagt. Es hätte zum Schluß auch ganz gut geklungen. Noch besser aber ist's, wenn es die vielen Tausend Leser sagen. Damit auf ein Jahr Gott befohlen!

Nachtrag.

Die Reichstagswahlen sind vorüber. Welch ein Bild! Alle wichtigeren Parteien haben verloren. Dagegen sind die Sozialdemokraten von 56 auf 81 Abgeordnete gestiegen. Wie soll das werden? Wie soll das Reich weiter bestehen, wenn die Sozialdemokratie zusammen mit den 100 Ultramontanen den Ausschlag geben? Was wird man den Schwarzen für Bissen ins Maul werfen müssen, damit sie für die Erhaltung und den notwendigen Ausbau unserer Wehrkraft zu Lande und, was gleich wichtig ist, zu Wasser, gewonnen werden? Schwarz und rot ist der Reichstag gefärbt. So sieht's aus 32 Jahre nach Wiedererrichtung des Deutschen Reichs. Für die Sozialdemokratie und für die, welche aus Rom ihre Befehle empfangen, ist das Reich errichtet worden. Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage. Weh dir, daß du ein Enkel bist.

Aber wir sind nicht bloß Enkel, sondern auch wieder Väter. Auf unserem Tun oder Unterlassen ruht Segen oder Fluch für die kommenden Geschlechter. Die Streitigkeiten zwischen Reformierten und Lutheranern in der Reformationszeit sind schuld daran, daß Deutschland heute und auf unabsehbar lange Zeit hinaus gespalten und darum geschwächt ist. Wer fragt heute noch nach diesen Unterschieden? Man begreift nicht, daß sie einst die Menschen entzweiten. Es wird auch eine Zeit geben, wo man über uns die Köpfe schüttelt, weil wir außer den Sozialdemokraten und Ultramontanen und allenfalls den Polen und Elßäern, die doch zu den Ultramontanen gehören, noch diese Musterversammlung von Parteien haben. Sie alle sollten ein großes Heer bilden, wenn auch innerhalb desselben einzelne Schattierungen in der Uniform noch gelten dürfen. Anders tut es ja der Deutsche nicht.

Denn ist das Nestlein noch so klein,

Es müssen zwei Parteien sein.

Und womöglich will jede Partei ihren Wirt und ihre Hebamme haben. Das muß freilich anders werden, oder wir gehen zu Grunde.

Welches aber der gefährlichere Feind ist, das Zentrum oder die Sozialdemokratie, wird sich bald zeigen. Beide Parteien haben zusammen die Gesetzgebung des Reiches nunmehr in Händen. Wir werden zusehen, was sie machen. Es wird ihnen selber angst vor ihrer Verantwortung. Die Sozialdemokratie arbeitet mit ihren wirtschaftlichen Zukunftsplänen: Zollfreiheit, Organisation aller Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber, direkte Steuern, Niederschrauben der Heeresstärke u. dergl., das ist Zukunftsmusik. Sie werden sich an der Wirklichkeit die Hörner abrennen oder abschleifen, wie sie wollen. Wenn die Arbeiter Brot zu essen wünschen, müssen sie auch die Unternehmer leben lassen, sonst machen diese die Bude zu. Und dann lebt von eurer Zukunftsmusik! Dazu lassen sie es doch nicht kommen, denn von der schönsten Musik hat man nicht gegessen. Man braucht heutzutage auch ein Heer. Man braucht auch Fürsten. Die Franzosen wären

froh, wenn sie einen vernünftigen hätten. Darum hat ein französischer Sozialdemokrat in der Kammer den Kredit beantragt für den Besuch des Königs von Italien. Unsere Sozialdemokraten würden sich noch bekreuzigen, wenn man ihnen das zumutete. Aber auch Bekreuzigen hilft nichts. Sie werden bald für die Führung der Politik verantwortlich werden, während sie bisher nur krateelten. Dann genügt das Mundspitzen nicht mehr, dann muß gepiffen werden. Die Vernunft und die Notwendigkeit wird sie lehren. Sie werden auch ihren törichten Haß gegen die Religion fahren lassen, denn niemand hat vernünftige Religion nötiger als diese Arbeiterscharen, die ohne sie auf die Dauer verwildern müßten. Vieles hat sich ja auch zum besseren geändert. Als sie 20 Abgeordnete zählten, steckten sie schon das "Teilen" auf. Mit 30 standen sie fanatisch auf dem Boden der „Gefeklichkeit“. Mit 50 lachten sie uns aus, wenn wir sie Umsturzpartei nannten. Noch vor dem 60. schwärmten etliche von Kanonen. Mit 100 wird Singer als Vizepräsident des Reichstags das Kaiserhoch ausbringen und einen Orden bekommen.

Aber wie steht's mit den Ultramontanen? Die leben nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit, im Mittelalter. Wie die Zukunft wird, ob die Völker glücklich sind oder ob sie verklumpen, ist ihnen ganz gleich. Wenn nur Rom die Herrschaft, die Macht, den Reichtum der Welt hat. Das haben sie überall bewiesen, wo sie am Ruder waren. Wird Rom sich ändern? Kann es das? Lieber will ich über eine Wüste herrschen als über ein Land voll Kezer, sagte ein Pfaffenkönig. Und so denken die Jesuiten heute noch. Nur herrschen. Über was, ist gleichgültig.

Wer ist der gefährlichere Feind?

Die nächste Zeit wird die Antwort wohl geben, auch denen, die sie nicht schon wissen. Jedenfalls aber liegt es an allen vaterlandsliebenden vromfreien Männern, durch engsten brüderlichen Zusammenschluß zu einer großen vaterländischen Partei dafür zu sorgen, daß weder Rom noch Bebel, sondern die Vernunft den Ausschlag gibt. Dann werden sich beide feindliche Heere nach uns, nach der Vernunft richten müssen, nicht nach den roten Krateelern und dem Jesuitengeneral.

Gegen kein sittliches Gebot wird heut mehr gefrevelt als gegen das Gebot, andere milde zu richten; man betrachte nur das Gebaren unserer politischen und kirchlichen Parteien, und man wird sich der schmerzlichen Überzeugung nicht verschließen können, daß „praktisches Christentum“ meist nur noch eine heuchlerische Redensart ist. Gerhardt Amynitor.

Dem Kinde nicht den süßen Glauben,
Die Hoffnung nicht dem Jüngling rauben,
Dem Manne Mut und Tatkraft nähren,
Dem Greise stille Raft gewähren:
Das sind der Menschheit Liebespflichten,
Nach ihnen ist der Mensch zu richten.

Karl Zettel.



Herr im Hause.

Preisergählung

von Carl
Weitbrecht.

Wuf dem Kasernenhofe exerzierten Reservisten in kleineren Abteilungen, daneben auch einige Abteilungen von jüngeren Mannschaften. Es war im Frühjahr und es ging schon gegen Abend; an Gesicht und Haltung mancher Mannschaften, auch einzelner Unteroffiziere merkte der ab-

und zu gehende Hauptmann, daß die Leute eigentlich genug hätten, aber er hatte Gründe, noch eine Weile weiterüben zu lassen.

Der Sergeant Müller ließ seine Abteilung von Reservisten Einzelmarsch machen, und seine Laune verschlechterte sich zusehends. Einen ziemlichen Vorrat von Flächen und bissigen Wäsen hatte er nahezu erschöpft, nur wenn er den Hauptmann in der Nähe wußte, ließ er noch einige Sparsamkeit walten.

„Knie durch! Brust raus! Kinn ran! Und das will Unteroffizier werden! Kreuzhomben und Benedig, Gefreiter Maier! Ist der Mensch gewachsen wie ein gehörnter Siegfried und tockelt auf dem Kasernenhof herum wie so ein Schmachtlappentenor auf dem Theater! Brust raus, Kinn ran! Himmelh — halt, rechtsum, rührt euch! Gefreiter Maier!“

Der Gernsene trat vor, ein stattlicher Mann mit kräftigem dunkelblondem Bart; stramm und mit unbewegter Miene stand er vor dem Vorgesetzten still, aber seine stahlblauen Augen blitzten vor innerer Erregung. Der Sergeant setzte lässig den rechten Fuß vor, neigte den Oberkörper etwas nach vorn und kreuzte die Hände auf dem Rücken; eine Weile sah er sich den Mann schweigend an und wippte mit dem vorgestellten Fuße. Dann begann er ein Fragepiel:

„Sie sind, Gefreiter, nicht wahr? — nicht lachen, sonst regiert Sie das Donnerwetter!“ Dem Gefreiten war's gar nicht zum Lachen und der Sergeant mußte das wohl; aber er hielt es für einen besonders wirksamen Witz, den Leuten das Lachen zu verbieten. „Ja wohl, Herr Sergeant!“ antwortete Maier straff.

„Sie möchten Unteroffizier werden?“ Maier zögerte einen Augenblick. „Nicht lachen, sag' ich! Antwort!“ — „Ja wohl, Herr Sergeant!“

„Wissen Sie, was ein Ideal ist? Aber nicht lachen!“ Maier schwieg. „Ob Sie wissen, was ein Ideal ist, frag' ich!“ — „Nein, Herr Sergeant!“

— „So, Sie wissen nicht, was ein Ideal ist? Das

ist wohl das einzige, was Sie nicht wissen? Antwort, aber nicht lachen!“ — „Nein, Herr Sergeant!“

Dem Gefreiten war's immer weniger zum Lachen; immer noch verzog er keine Miene, aber in seiner Stimme zitterte etwas ganz leicht und in seinen Augen troßte etwas. Der Sergeant schwieg wieder einen Augenblick, dann fragte er weiter: „Was sind Sie in Ihrem Civilverhältnis?“ — „Schlosservermeister, Herr Sergeant!“ — „Meister?“ fragte der Sergeant mit verkniffenem Lächeln. „Ja wohl! Herr Sergeant!“ antwortete Maier mit Betonung. — „Und wie alt sind Sie?“ — „Sechszundzwanzig, Herr Sergeant!“ — „Und Sie wissen noch nicht, was ein Ideal ist? Ich will's Ihnen sagen, Gefreiter Maier: ein Ideal ist, wenn einer etwas möchte, aber nicht kriegt. Also zum Beispiel — na, den Gefreitentknoß haben Sie ja, aber — haben Sie verstanden, was ein Ideal ist? Ob Sie verstanden haben?“ — „Ja wohl, Herr Sergeant!“ — „So, dann antworten Sie: was ist ein Ideal? Antwort, oder —!“ — „Ein Ideal ist —“ würgte Maier heraus und in seinen Augen suchte es gefährlich; er vollendete nicht. — „Natürlich, nicht einmal einen kurzen Satz kann der Gefreite Maier behalten, aber Unteroffizier will er werden! Die Sektion wird's ausweisen, sagt der Herr Stabsarzt! Verstanden?“ — „Ja wohl, Herr Sergeant!“

Wieder eine Pause; dann fragte der Sergeant abermals: „Wie heißen Sie mit dem Vornamen?“ Maier's Atem ging stark, aber er antwortete nicht. „Antwort, oder ich lasse Sie Gewehr pumpen, bis Ihnen — Wie Sie mit dem Vornamen heißen, frag' ich!“ — „Jafon, Herr Sergeant!“ — „Jafon Maier?“ fragte Müller höhnisch. — „Jawohl, Herr Sergeant Müller!“ antwortete Maier gereizt. — „Und welcher Esel hat Ihnen den Namen gegeben?“ — „Kein Esel, sondern mein Vater, Herr Sergeant Kaspar Melchior Balthasar Müller!“ stieß jetzt Maier grimmig heraus, und der Sergeant Kaspar Melchior Balthasar Müller (so hieß er von Rechts wegen) fuhr wütend auf: „Himmelhergotts —“

Er konnte seinen Fluch nicht vollenden, denn hinter ihm erkönte die ruhige Stimme des Hauptmanns: „Gefreiter Maier, Sie haben drei Tage Mittelarrest. Melden Sie sich sofort beim Feldwebel!“ Dem Sergeanten gönnte der Hauptmann keinen Blick; er befahl: „Die Abteilungen wegtreten!“ und rief dann: „Die Unteroffiziere!“

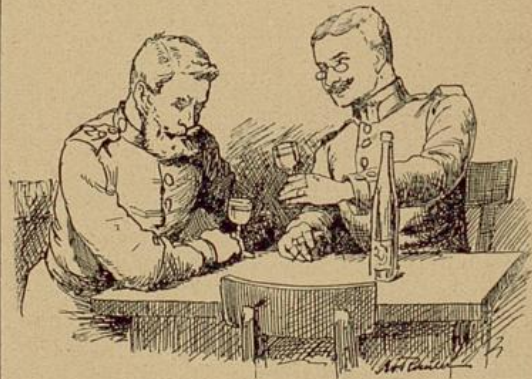
Die Unteroffiziere standen vor dem Hauptmann, vom Bizfeldwebel bis zu dem Reservunteroffizier Dr. Hahn, der eine Abteilung Rekruten geführt hatte; neben den Hauptmann trat der anwesende Leutnant. Der Hauptmann begann: „Ich habe heute etwas länger üben lassen, weil ich bemerkte, daß die Mannschaften zum großen Teil schlapp waren. Daß die Leute vom gestrigen anstrengenden Dienst etwas matt sind, kann ich begreifen; aber der Soldat muß sich gewöhnen, unter Umständen noch die letzte Kraft herzugeben. Auch die Unteroffiziere waren teilweise zu nachsichtig; wer zum

Beispiel auf den Reserveoffizier dient," — der Doktor der Philosophie Eduard Hahn tat einen leichten Nuck — „der darf sich nicht von der Haltung seiner Abteilung beeinflussen lassen, sondern muß unter allen Umständen Herr der Lage bleiben. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn der Unteroffizier" — der Hauptmann erhob seine Stimme und sprach in strengem Tone — „einen Mann, der sonst seine Pflicht tut, wegen zeitweiliger ungenügender Leistung mit Fragen und Redensarten quält, die gar nicht zur Sache gehören, vielmehr geeignet sind, des Mannes Ehrgefühl zu verletzen und ihn am Ende zu ungebührlichen Antworten geradewegs zu reizen. Der Vorgesetzte muß unbedingt Herr im Hause bleiben — darum habe ich den Gefreiten Maier in Arrest geschickt, ehe es zu noch Schlimmerem kommen konnte. Ich möchte aber dem Sergeanten Müller dringend geraten haben — ich habe mehr gehört, als er wohl bemerkt hat — dringend möchte ich ihm raten, mich nicht in die Lage zu bringen, daß ich ihn schärfer als mit einem Verweis ansprechen muß. Von solchen sinnlosen Hänseleien bis zur Mannschafschinderei ist nur noch ein Schritt, und wenn's dann am Ende zu Insubordinationen kommt, so hat sie der Vorgesetzte mit zu verantworten. Daß ich Strenge im Dienste will, aber keine Soldatenschinderei in meiner Kompagnie dulde, wissen Sie alle. — Ich danke.“

Die Unteroffiziere waren entlassen und traten weg; der Hauptmann wandte sich an den Leutnant: „Ich bitte Sie, ein besonderes Auge auf den Sergeanten Müller zu haben, Herr Leutnant. — Heißt denn Maier wirklich Jason?" — „Allerdings, Herr Hauptmann. Sein Vater sei ein sonderbarer Kauz gewesen, sagt der Reserveunteroffizier Hahn, der ein Landsmann von ihm ist.“

Jason Maier hatte seinen Arrest abgessen, bald wütend, bald brütend und im ganzen mit der Ueberzeugung, daß es nun um seine Beförderung zum Unteroffizier geschehen sei. Das wurmte ihn, denn er besaß allerdings den Ehrgeiz, aus dieser Reserveübung als Unteroffizier herauszukommen; auch hatte er sich bisher immer tabellos geführt und die Wehrpflicht für eine Ehrenpflicht des deutschen Mannes gehalten. Er war in keiner rofigen Stimmung, als er nach einigen Tagen seinen Landsmann, den Unteroffizier der Reserve Dr. Hahn, in einer Wirtschafft traf, in der auch Einjährigfreiwillige und Unteroffiziere verkehrten. Dr. Hahn begrüßte ihn freundlich und lud ihn ein, einen Schoppen mit ihm zu trinken. Die Rede kam da natürlich auf den Vorgang im Kasernenhof, Hahn ließ merken, daß der Hauptmann auch dem Sergeanten Müller etwas Ordentliches angehängt habe, und das gereichte dem bestraften Maier schon zu einigem Troste. Hahn fragte, was denn der Sergeant Müller eigentlich mit dem Ideal gewollt habe? „Kujonieren hat er mich eben wollen, nichts weiter," erwiderte Maier. „Was ein Ideal ist, weiß er ja selber nicht. Ich wüßte's schon, wenn

ich's auch nicht sagen kann. Ich meine, so was müßte jeder rechte Kerl in Deutschland haben.“ „Daß Sie die Fopperei mit Ihrem Vornamen geärgert hat, begreiß' ich schon," sagte Hahn; „s ist aber auch ein ungewöhnlicher Vorname. Na, ich kann mir Ihren Vater noch denken, obwohl ich schon ziemlich lange von unserm alten Nest am Neckar weg bin. Er hat wohl hie und da seine Sonderbarkeiten gehabt? Ihre Mutter hab' ich auch noch gut in Erinnerung — eine prächtige, resolute Frau, das Herz auf dem rechten Fleck und auch die Hand immer am rechten Platz! Ich denke heute noch an die gebiegene Ohrfeige, die sie mir einmal verabreicht hat, als ich mit meinen damaligen zehn Jahren mich an euren unreifen Stachelbeeren unnützlich machte.“ — „Haben Sie auch den Müller früher schon gekannt?" fragte Maier. — „Nein, aber Sie sagten mir ja neulich einmal, daß er, ehe er kapitulierte, eine Zeit lang in Ihrer Werkstatt gearbeitet hat und fortgejagt wurde —“ — „Ja, und da möcht' er nun sein Mütchen an mir kühlen! Und ich hab' ihm den Gefallen getan, ich schaf, daß ich mir um seinetwillen Arrest zugezogen habe! Ich war eben an dem Tag ohnedies im Innern fuchswild, eines Briefes wegen, den ich von daheim bekommen hatte.“ — „So, so? Ist denn daheim nicht alles in Ordnung?" Maier lachte



„So, so? Ist denn daheim nicht alles in Ordnung?“

grimmig: „In Ordnung! Ja, wär' schon recht, wenn ich Herr im Haus wäre! Aber — lachen Sie mich nicht aus, Herr Doktor! — ich bin halt elend unterm Pantoffel!“ — „Sie unterm Pantoffel? Das glaubt der stärkste Mann nicht!“ — „Ja! Das heißt: eigentlich nicht unterm Pantoffel meiner Frau —“ — „Sondern Ihrer Schwiegermutter?“ — „Ja oder nein! Eigentlich ist's eine Tante meiner Frau, und so was ist noch ärger als eine Schwiegermutter! Sehn Sie, ich versteh's schon, daß Sie mir's nicht recht glauben wollen, denn ein Waschlapp bin ich gerade auch nicht! Ich stell' schon meinen Mann, im Geschäft und sonst; ich mein', ich hab's auch beim Militär schon bewiesen, daß ich mich zu führen weiß, trotz der dummen Geschichte da neulich! Das ist's grad', warum mir's eigentlich nirgends so wohl

ist wie beim Militär: da tut man ja auch nicht immer leicht und muß manches schlucken, was einem auf der Zunge beißt und im Magen krabbelt; aber da geht's doch immer stramm her, und man weiß, wer Koch und Keller ist, da wird kommandiert und pariert, und was befohlen ist, gilt, und wer nichts zu befehlen hat, der hat 's Maul zu halten, sonst regiert ihn ein siebiges Donnerwetter. Da geht's auf Männerart und hat kein Weibsbild dreinzuschwätzen, und naseweisen Buben sagt man, wo Barthel den Most holt. Und wenn der Dienst vorbei ist und man ist hundstrackeremüde, so streckt man alle viere von sich oder trinkt noch einen Schoppen und braucht sich mit nichts weiter herumzuärgern, wenn man im Dienst stramm gewesen ist; und am andern Tag geht's halt wieder so, und der Mann ist ein Herr, wenn er auch parieren muß, und wo man selbst Vorgesetzter ist, da müssen die andern parieren. Sehen Sie, das ist eigentlich mein Ideal, so soll's sein, wo Männer sind, so sollt's auch in allem Staatswesen und Hauswesen sein — das ist ein Vorbild, und darum schimpf' ich nicht übers Militär wie andere, wenn's da natürlich auch allerhand Unbequem'es gibt. Also, so bin ich, und das ist meine Meinung von solchen Sachen. Und jetzt — was ich eigentlich sagen wollte — sehen Sie, das ist doch zum Teufelholen: da muß es nun grad' mir passieren, daß ich daheim in eigenem Haus nicht Herr sein soll, daß die Weibsteute regieren wollen und Buben dreinschwätzen! Da soll doch gleich — —!

Er schlug mit der Faust auf den Tisch und trant sein Glas leer. Hahn lachte und sagte: „Ja, aber wie kommt denn das?“ — „Wie's kommt?“ antwortete Maier. „Das wär' eine lange Geschichte, und die Ursach' ist eigentlich mein seliger Vater. Ich will ja nichts gegen den Respekt über ihn sagen, aber er war doch etwas g'späßig, wie man sagt. Er ist seiner Zeit als Bub, wie die meisten älteren Handwerker in unserm Städtchen, noch in die Lateinschule gegangen, die jetzt in eine Realschule verwandelt ist; und daher hat er so allerhand Lateinisches und auch Griechisches im Kopf gehabt, von lateinischen und griechischen Göttern und Göttinnen und Helden und Räubergeschichten, und darum hat er mir, seinem einzigen Buben, auch den Taufnamen Jason gegeben, obwohl der Stadtpfarrer meinte, das sei doch eigentlich kein christlicher Name. Na, ich hab' manches drüber leiden müssen, doch das wäre noch nicht das Schlimmste gewesen. Aber nun hatte mein seliger Vater immer so Ideen — er hat auch immer viel gelesen, zum Teil in alten Scharteten, zum Teil in ganz neuen Schriften und in allerhand Zeitungen — meine Mutter ist nicht immer zufrieden gewesen mit der Leserei und hat gemeint, das Geschäft ertrage das nicht, aber 's ist doch nicht so eigentlich auf Kosten des Geschäfts gegangen — ein bißchen schon, aber in Ordnung und in Ehren ist doch alles in der Hauptsache geblieben. Also, was ich sagen wollte — ja: Bildung oder Aufklärung war meines Vaters drittes Wort, er hat immer so Sprüche ge-

führt, wie zum Beispiel: Bildung macht frei! — oder: das ist von wegen der Volksaufklärung! — oder auch: alle Menschen sind von Natur gut und gleich! — oder: Humanität muß sein! — und dann vom Fortschritt der Kultur und Civilisation in unserm Jahrhundert — und was sonst so Reden waren.“

„Aber das ist doch nichts Schlimmes,“ warf Hahn ein. „Da war der Alte doch jedenfalls kein zurückgeliebener Philister, mit all seinen Lateinschulbrocken.“

„Nein,“ antwortete Maier, „das will ich auch nicht sagen; er ist ein Mann gewesen, der immer mit der Zeit ging. Aber, ich weiß nicht recht, wie ich's gleich sagen soll — es war eben doch so eine Sache damit! Ich habe einmal gehört, wie die Mutter zum Vater sagte: „Ach was, laß mich in Ruh' mit dem ewigen Reden von Kultur und Humanität — was versteh' ich davon und was tu' ich damit? Könnst' auch 'mal etwas mehr von Zucht und Ordnung reden, und wenn du dem Jason oder dem Lehrbuben einmal eine ordentliche Ohrfeige stecken würdest, käm' vielleicht mehr heraus als mit Kultur und Humanität.“ Der Vater brummte etwas wie, daß Zucht und Ordnung sich von selber verstehen und daß man auch ohne Prügel erziehen könne; aber es klang etwas kleinlaut. Und allerdings — daß es an Zucht und Ordnung in meinem Elternhaus gefehlt hätte, will ich nicht sagen — behüt' mich Gott davor! Aber daß mich mein Vater jemals hart angefaßt hätte, könnt' ich auch nicht sagen; und vor den Ohrfeigen, die mir die Mutter hie und da im stillen steckte, hab' ich jedenfalls mehr Respekt gehabt als vor den schönen Reden des Vaters. Viel Gehorjam hab' ich auch nicht gelernt, und das bißchen, was ich davon gelernt habe, hat mir jedenfalls die Mutter beigebracht. Und mit den Gesellen und Lehrbuben war's nicht viel anders: sie waren alle ganz gern im Hause und haben auch das Nötigste geschafft, namentlich, wenn mein Vater selbst mit an der Arbeit war; aber sie konnten's im ganzen doch treiben, wie sie wollten, und sie machten sich oft mausig, daß es nicht gerade mehr schön war. Wenn die Lehrbuben faul herumlatzten, so nahm sie mein Vater nicht etwa an den Ohren wie andere Meister, sondern er hielt ihnen eine Predigt über das, was er den Kulturwert der Arbeit nannte, und daß man sich beizeiten aufklären und die richtigen Einsichten verschaffen müsse, dann werde man auch richtig handeln. Da sperren die Schlingel Maul und Nase auf oder grinsen vergnügt und taten natürlich erst recht nichts, so lange der Alte predigte, und nachher nicht viel mehr. Oder wenn die Gesellen blauen Montag machten und die Mutter sich drüber ärgerte, so brummte der Vater: „Jugend hat kein Tugend“ und arbeitete an dem Tage selber für drei, oder er setzte der Mutter auseinander, daß alle Menschen von Natur gleich seien und daß man deswegen auch seinen Untergebenen ihre Rechte und Freiheiten, die ihnen die Natur gegeben habe, nicht mehr einschränken dürfe, als durchaus nötig

sei. Wenn dann etwa so ein Geselle, weil er die Art meines Vaters kannte, auch mitten unter die Arbeit hinein eine Unterhaltung mit dem Meister anknüpfte über das, was der Vater Zeitfragen nannte, über Arbeitgeber und Arbeitnehmer, über Kapital und Lohngesetz und Produktion und Nachfrage und Gott weiß, was alles — so war der Alte schnell drangekriegt, daß er sich auf die Unterhaltung einließ, und dann ging's wohl einmal eine Stunde



— so war der Alte schnell drangekriegt, daß er sich auf die Unterhaltung einließ.

lang nicht gar handig mit der Arbeit. Es kam auch vor, daß so ein Geselle frech wurde und meinem Vater Dinge sagte, die sich ein anderer Meister verbeten hätte — er aber ließ sich auf einen Diskurs ein und suchte dem Gesellen klar zu machen, daß und wiefern er unrecht habe. So einer war der Kaspar Melchior Balthasar Müller — Herrgott, hat der Kerl sich aufgeführt, daß meine Mutter oft schier Krämpfe kriegte vor Zorn! Aber er wußte meinen Vater immer wieder herumzubringen mit seinen gedrechselten Redensarten — und daß ich ihn dann später, als mein Vater tot war und ich das Hest in die Hand bekam, bei der nächsten Unverschämtheit fortgejagt habe, das ist's ja, warum er mich jetzt, da er mich als Sergeant unter der Fuchtel hat, kuzoniert, wo er kann. Na, das wissen Sie ja!

„Aber also, das Hest haben Sie doch in die Hand gekriegt?“ fragte Hahn.

„Wie man's nimmt! Ja, Meister bin ich schon geworden und habe ja meines Vaters Geschäft. Aber — sehn Sie, ich habe bei meinem Vater gelernt und habe als Geselle bei ihm gearbeitet, und daß mein Vater sein Handwerk verstand, ist keine Frage. Und weil ich das Zeug zum Schlosserhandwerk vom Alten geerbt habe und deswegen auch Freude drau hatte, so ging's ja, und ich bin schon ein rechter Schlosser geworden. Vielleicht hätt' ich noch mehr gelernt, wenn ich auch ordentlich hinausgekommen wäre und eine strengere Zucht verspürt

hätte — aber wie gesagt: es tut sich; mit dem Geschäft tut sich's. Dagegen — sehen Sie, das ist's nun grad: es ist doch halt etwas an mir hängen geblieben von meines Vaters Art und von seinen Sprüchen — wie soll's auch einem jungen Selbstschnebel nicht behagen, wenn man ihn so mit Samthandschuhen anregt und ihm so viel schöne Sachen von Freiheit und Menschenrechten vorragt und von Kultur und Humanität! Aber auf die Dauer geht's halt mit dem allein nicht. Wär' ich kein gutartiger Bub gewesen und hätt' ich meine Mutter nicht gehabt — ich glaub', ich hätt' auch einen rechten Nichtnutz geben können. Und überdem — man sagt, wer nicht gehorchen lerne, der lerne auch nicht befehlen; und das ist wahr, und dort liegt der Has im Pfeffer. Herrgott, hab' ich Augen gemacht, wie ich das erste Mal zum Militär kam! Da blies der Wind auf einmal aus einem andern Loch, als ich's gewohnt war! Mich wundert's heut noch, daß ich damals nicht von einem Arrest in den andern geflogen bin! Aber Sie wissen ja selber, wie's ist: man zieht halt beim Militär unwillkürlich das Kreuz an, und wenn man meint, es müsse einen grad' voneinander reißen. Und dann wird man's gewöhnt und kriegt Disziplin in den Leib — und mit der Zeit hat mir's, wie gesagt, ganz gut gefallen, und ich hab' mich auch gut geführt, hab' die Schützenschnur bekommen und bin Gefreiter geworden. Und wie ich meine zwei Jahre abgedient hatte und heimkam, da hatt' ich gehorchen gelernt, und glaubte, ich könne auch befehlen. Ja, wenn ich einmal als Gefreiter Unteroffizierdienst tat und eine Abteilung führte, da konnt' ich's; aber daheim, da gab's nichts zu befehlen, und mit der Zeit kam ich wieder in das gewohnte lummelige Wesen und Geseheitreden hinein und meinte fast, das müsse so sein. Aber auf einmal starb mein Vater an einem Schlag und ein Vierteljahr später auch meine Mutter an einer hitzigen Krankheit. Da stand ich mit meinen dreiundzwanzig Jahren und alles hing jetzt an mir; ich mußte das Geschäft übernehmen und Fuchs und Has sein und Meister heißen. Nun, ich glaubte, ich könn's ja, und ich hab's auch soweit gekonnt und fertiggebracht; aber wenn ich meinte, mit dem Befehlen und Regieren sei es so einfach, so hatte ich die Rechnung ohne den Wirt und erst recht ohne die Tante Babette gemacht.“

„Die Tante Babette? Das wäre also — —“

„Ja, das muß ich Ihnen erst erzählen! Ich hab' mich ja bald darauf verheiratet, und die Tante Babette, das ist die Tante meiner Frau.“

„Also hoffentlich eine Erbtante?“

„Ja, das schon, aber mit Fußangeln und Selbstschüssen! Nämlich, das kam so: so ganz glatt war's im Geschäft doch nicht immer gegangen bei Lebzeiten meines Vaters, und einmal hatte er in einer Geldklemme unser Haus verkauft, und zwar in aller Stille. Es war schon während meiner Militärzeit geschehen, aber erst nach des Vaters Tod erfuhr ich davon. Die Käuferin war die Frau Babette Schwitz-

gäbele, Witwe; ihr Mann war — das wissen Sie ja vielleicht auch noch — Speereihändler und Stadtrat gewesen, er soll zwar auf dem Rathhaus nicht viel und im eigenen Haus gar nichts gegolten haben, aber Geld hat er gehabt und sein Lädlein war eine heimliche Schmalzgrube oder Goldgrube. Nach seinem Tode hat die Witwe das Lädlein noch eine Zeit lang weitergeführt, sie wurde aber zusehends fetter in ihrer Schmalzgrube, und das muß ihr zu viel Molestes gemacht haben, kurz sie verkaufte Haus und Läden zu schönem Preis und zog zur Miete in unsern oberen Stock. Als nun mein Vater damals in Geldverlegenheit war, wollte er Geld bei ihr aufnehmen, sie aber wollte nicht recht dran und am Ende kaufte sie ihm in der Stille das Haus ab, und nun waren wir bei ihr zur Miete. Sie hat einen einzigen Sohn — damals studierte er und war selten zu Haus — und daneben hatte sie eine arme Schwesertochter bei sich, nicht gerade förmlich an Kindes Statt, aber es war so was und — alles was wahr ist: im Grund ist die Tante Babette eine gutmütige Person, und die Emma hat's immer gut bei ihr gehabt, meine selige Mutter meinte, fast zu gut. Na, ein bißchen verzogen hat sie das Mädchen schon, trotz der Büsse, die sie ihr bei Gelegenheit gab, wenn sie gerade hitzig wurde, denn das wechselt bei ihr wie Aprilwetter; sie kann einen Wutzorn kriegen und dann wieder verlaufen wie Butter und Schmalz. Und wie die Mädchen sind, die kommen mit dem Aprilwetter schon zurecht, weil sie von Natur selber was davon haben — aber ich will meine Frau nicht tadeln und auch nicht herausloben, und was die Hauptsache ist: wir haben uns immer gern gehabt. Ich habe die kleine, schwarzaugete Emma mit den kraustichen Haaren schon gern gesehen, wie sie noch kurze Röcklein trug, später spürte ich, daß sie mir auch gut war, und um die Zeit, da ich vom Militär zurück war, wurde es richtig zwischen uns. Meine Mutter hat was gemerkt und einmal zu mir gesagt: »Jason,« sagte sie, »ich merk' schon, daß du um die Emma droben herumgehst. Ich hätte gegen die Emma nichts, aber ich zweifle, ob du sie kriegst; und wenn du sie kriegtest, weiß ich nicht, ob's dein Glück wär.« Als ich fragte, warum nicht? — wollte sie nicht mit der Sprache heraus und warf endlich so hin: »weil du mit der Frau Schwißgäbele nicht Herr würdest.« Ich lachte und dachte: was geht mich die Frau Schwißgäbele an, wenn ich nur einmal die Emma habe! Aber es kam anders, als meine Mutter dachte, und anders, als ich dachte. Als meine beiden Eltern tot waren und ich allein und Meister war, da meinte ich, jetzt müsse es doch einmal Ernst werden, ich nahm eines Tages mein Herz in beide Hände und hielt um die Emma bei ihrer Tante an. Auf einen Korb war ich gefaßt, aber zu meiner Verwunderung bekam ich nicht nur keinen, sondern die Tante Babette tat gar nicht verwundert über meinen Antrag, sie sagte, sie habe das schon lange kommen sehen — und sie habe immer viel auf mich gehalten und auf meine seligen

Eltern auch — und es sei eben gar so herzlich, wenn zwei, die sich gern haben, sich auch beizeiten kriegen — und Ehen werden ja im Himmel geschlossen und da könne eine alleinstehende Witfrau nicht gegen unsern Herrgott aufkommen — und kurzum, weil's eben habe so kommen müssen und offensichtlich Gottes Wille so sei, so könne sie nichts tun, als ihren Segen dazu geben, da sie ja doch Mutterstelle an der Emma vertrete, und ich solle also sozusagen ihr Schwiegersohn sein — und so weiter! Sie war an dem Tage ganz von Butter und Schmalz, und eh' ich mich versah, hatte ich von der gerührten Frau Schwißgäbele einen Schmatz, noch ehe ich den Brautkuß von der Emma hatte in Empfang nehmen können. Nun ja, ich ließ mir's gefallen, obwohl mir das schwiegermütterliche Getue nicht gerade besonders einleuchten wollte, — ich war ja nun soweit, als ich wollte, und — alles, was wahr ist: gern hat mich die Tante Babette auf ihre Art gehabt und eigentlich immer noch. Und sie hat sich auch mit dem Heiratsgut nicht schlecht gehalten; meine Frau bekam so und so viel tausend Mark mit und dazu das ganze Haus. Der Vetter Julius, der dazumal auf irgend einer Hochschule tat, als ob er studiere, schrieb zwar einen ärgerlichen Brief und kam nicht zur Hochzeit, aber die Tante Babette erklärte in einem kleinen Zornanfall, das gehe ihren Herrn Sohn gar nichts an, es bleibe ihm noch genug Geld zum Verklopfen übrig, und das Haus brauche er ja einmal doch nicht. Und so wäre ja alles schön in Ordnung gewesen: ich hatte meine Emma und wir waren glücklich und in guten Verhältnissen, mein Elternhaus gehörte mir und auch das Geschäft ging dazumal gerade besonders gut. Aber bald stellte sich heraus, daß wir doch ein Kuckucksei im Nest hatten, und aus dem Ei schlüpfte mit der Zeit der pazigste Kuckuck von der Welt. Die herzengute liebe Tante hatte nämlich, als sie uns das Haus übergab, sich ausbedungen, daß sie in der Wohnung im oberen Stock bleiben dürfe bis an ihr seliges Ende oder mindestens, so lange, als ihr's passe — als Mieterin um anständigen Zins, aber unkündbar. Ich hatte in meinem Glück nichts Arges dabei gefunden und hatte die Bedingung ohne Widerspruch angenommen, aber es dauerte nicht lange, so reute mich's, mehr als ich Haar auf dem Kopf hatte, und ich habe doch einen ordentlichen Busch! Daß ich's kurz sage — 's wär' nicht zum Fertigwerden, wenn ich alles erzählen wollte: wer Herr im Haus wurde, das war weder ich noch etwa meine Frau, sondern die Tante Babette — oder, daß ich's recht sage: die Tante Babette und sozusagen meine Frau! Denn die dicke Tante regiert niemals allein und nicht mit Gewalt, sondern immer ganz sachte durch ihren Minister, und das ist meine Frau. Als Schwiegersohn hat sie mich zwar seit dem Verlobungstag nicht mehr angeredet, und als ich sie einmal in der ersten Zeit im Spaß Frau Schwiegermutter nannte, hat sie sich das ein für allemal und ernstlich verbeten; aber darauf hält sie streng, daß meine Frau

sie als Mutter anredet und als Mutter respektiert, und meine Frau war's gewohnt so und fand es in Ordnung so. Und da wurde nun von Anfang an Mutterles getan vorn und Mutterles hinten: immer sollte die Frau im oberen Stock stecken und nach ihrer armen einsamen Mutter sehen, alle Augenblicke kam die gute Mutter herunter, um nach ihrem lieben herzigen Kind zu sehen und der jungen Frau die nötigen Ratschläge für Hausstand und Ehe zu erteilen — das heißt mit anderen Worten: die Tante Babette steckte ihre Nase in alles, was sie nichts anging, aber immer butterweich, immer lieb und fürsorglich, wenigstens so lang sie mich um den Weg wußte, oder dachte, ich könnt's erfahren. Ging's aber trotzdem einmal nicht nach ihrem Willen, dann zog sie entweder den Tränenzapfen und rechnete meiner Frau vor, wie viel sie ihr von klein auf Dank schuldig sei, oder sie bekam auch einmal wieder einen von ihren Wutanfällen und pugte die liebe Tochter Emma herunter wie einen Wischlumpen, so daß die am Ende heulte und sterbensunglücklich war. Was es eigentlich gegeben hatte, durfte ich dann um keinen Preis erfahren, aber meine Frau lag mir dann mit Bitten und Schmolten und allen Weiberkünsten so lang in den Ohren, bis ich um ihretwillen und um des lieben Friedens willen nachgab und die Tante ihren Willen hatte. Das alles aber kam nicht auf einmal hageldick über mich, sondern ganz langsam und allgemach wie ein sanfter, aber dauerhafter Landregen — du lieber Gott, einen neugebackenen Ehemann kann man zu allerhand bringen, wenn er seine Frau gern hat und im Frieden mit ihr leben möchte. Denn natürlich, so wie beim Militär, kann man doch im Ehestand nicht gleich auftreten! Und schlau, wie die Weibsleute sind, wußten sie's immer so einzurichten, daß immer meine Frau die Gekränkte war und nicht die Tante, wenn ich doch einmal ungemütlich wurde; oder es war alles schon so eingefädelt und angebändelt, wenn ich von der Sache erfuhr, daß ich nicht viel mehr machen konnte, ohne recht ungut oder gar grob zu werden — und wenn ich's doch einmal wurde, weil mir die Geduld ausging, dann wußte man die Sache herrlich so zu drehen und zu wenden, daß ich der Wüterich und Haus Tyrann sein mußte und endlich froh sein durfte, wenn die mißhandelte, gekränkte Gattin wieder gut war. O je, o je — mit der Zeit wurde es manchmal die reine Hölle, und daß des Teufels Großmutter im oberen Stock wohnte, das wußte ich wohl, aber ich durft's nicht sagen und konnt's auch nicht beweisen, das heißt nicht so beweisen, daß es ein Weib zugegeben hätte. Das Argste aber war, daß die Alte da droben sich nach und nach auch in Geschäftssachen mischte und da mit derselben niederträchtigen Art hineinzuregieren suchte wie in Haus- und Ehefachen. Das ging natürlich etwas schwerer, weil ich mir da von Anfang an eher ausbitten konnte, daß das meine Sachen seien, aber so eine Tante Schwitzgäbele bringt am Ende alles fertig: sie verhekte mir im stillen die Gefellen und Lehrlinge,

auch nicht mit Schimpfen und Lästern, sondern mit einer verfluchten Wohldienerei und Klugschwätzerei hinter meinem Rücken und immer so, daß alles zuletzt an meiner Frau hängen blieb, daß diese die Erlaubnis zu dem und die Anweisung zu jenem gegeben haben sollte — und wenn ich dann dahinterkam und dreinfahren wollte, so hatte ich nur die Wahl, entweder meine Frau vor den Leuten zu blamieren oder es gehen zu lassen, wie's die Tante Babette wollte. Nahm ich einmal einen faulen oder dummen Lehrbuben unjanst beim Fell, so durfte ich sicher sein, daß der Strick sich bei der Regierung im oberen Stock beklagte und daß ich dann von dem hohen Ministerium wie ein Texquäter behandelt wurde. Wollten's die Gefellen nicht nach meinem Kopf, sondern nach dem ihrigen machen und ich wollte ihnen den Meister zeigen, so legten sich gewiß auf irgend eine Weise die Weibervölker drein; wollte ich gar einem kündigen, weil er mir nicht pavierte, so gab's Aufregung und Aufruhr mit Hilfe der Weiber, und man stellte mir Himmel und Hölle vor, wie unentbehrlich der sei und wie gefällig und freundlich der andere. Und 's ist wahr, ich hatte fast immer ganz brauchbare Arbeiter — in der Weise hatte ich auch Glück, von außen angesehen — aber die liebe, gute, herzige, biedere, dicke Tante hatte mir bald einen jeden verhätschelt und verpappelt, und zwar mit Hilfe meiner Frau, so daß eben keine rechte Disziplin zu halten war. Sogar als ich den Kapar Melchior Balthasar Müller aus dem Haus geschafft hatte, gab's nachher einen bösen Tag. Und wenn die Herren Gefellen dann mit den Redensarten kamen von Freiheit und Gleichheit und Arbeiterrecht und Gesellschaftsordnung — so, wie's mein Vater seiner Zeit mit angehört hatte — so half's nichts, daß ich mich gar nicht darauf einließ und mir das Gerede in der Werkstatt verbat: die Alte war im stande, sie setzte sich am Feierabend in die Werkstatt und schwatze mit den Leuten und gab ihnen in allem Recht und rief gar noch meine Frau herein, daß die auch noch etwas von dem Larifari mit anhören mußte. Kurz, zum Schein war zwar alles ein Glück und eine Herrlichkeit im Haus, und im Geschäft gab's gerade keinen Schaden, es ging sogar bei den günstigen Zeiten alles ganz glatt voran — aber genau besehen und im stillen war der Teufel los und im ganzen ging's zu wie zu meines Vaters Zeit — und ich kam nicht dagegen auf, und wenn ich manchmal vor Wut pläzen wollte.“

„Haben Sie noch keine Kinder?“ fragte Hahn dazwischen.

„Doch! Nach Jahresfrist kam eins, ein prächtiger Bub'. Und eine Zeit lang sah's aus, als ob das Mutterlein meine Frau von all den Dummheiten abziehen könnte. Aber natürlich gab das Wochenbett und die Kinderpflege der Tante auch wieder Anlaß genug, sich mit ihrem butterigen Wichtig-tun noch breiter zu machen, und im ganzen ist's nicht viel besser geworden. Herr Gott, wie wird's

werden, wenn der Bub' einmal die ersten Schläge braucht! — Damals wurde ich dann auch zu meiner ersten Reiferübung einberufen und ich hab' ordentlich aufgeschauert, wie ich wieder des Königs Rock anhatte und das erste stramme Kommando hörte. Aber wie ich von der Übung heimkam, fand ich erst vollends eine nette Bescherung. Der Better Julius war unterdessen heimgekommen — nach seiner Meinung als ein stolzer Herr, nach meiner Meinung als ein bloßer Lump.“ — „Der Julius Schwitzgäbele?“ fragte Doktor Hahn. „Ich glaube, den kenn' ich. Hat er nicht einen dünnen Schnurrbart, dem man die Bartbinde ansieht — die paar Härlein stechen nach den Augen hinauf wie Schneidernadeln — und einen gehörigen Durchzieher?“ — „Was ist das, ein Durchzieher?“ — „Nun ein Schmiß auf dem linken Backen von einer Meusur —“ — „Ja so, ja, jetzt versteh' ich!“ — „Er läuft vom linken Ohr bis übers Maul und ist schlecht geheilt.“ — „Stimmt!“ — „Den hat er von mir. Er hat, glaub' ich, zuerst an einer technischen Hochschule, dann ein Semester auf derselben Universität mit mir und dann wieder an der technischen Hochschule sich umgetrieben, war ein frecher dummer Pomadehengst, sonst nichts, und hat auch mich einmal in seiner lausbubenhaften Weise angerempelt, so daß ich ihm die Ehre antun mußte, mich mit ihm zu schlagen alles, nur gründlich abzuführen. Was weiter mit ihm geworden ist, weiß ich nicht, und was er eigentlich studiert hat, weiß kein Mensch.“

„Maschinenbau hab' er studiert, sagt er selber,“ juhr Maier mit einigem Grimm fort, „aber ein Examen hat er nicht gemacht, der Tropf. Seiner Mutter hatte er natürlich immer allerhand weiß zu machen gewußt und am Geld hat sie's ihm nie fehlen lassen. Wie er jetzt endlich anrückte — ohne Examen und es muß auch sonst noch was dabei gewesen sein, wie wenn man ihn von der Hochschule weggeschickt hätte — ganz klaren Wein hat man mir nie darüber eingesehenkt — da bekam die Tante Babette zuerst ihren Wutszorn, hieß ihr Frücktlein alles, nur keinen Prälaten, und tat, als ob sie ihn zum Haus hinausjagen und enterben wolle. Aber das dauerte nur ein paar Tage, und bald hatte der Fuchschwänzer sich wieder als liebes Kind eingeschwatzt und all sein Lumpenleben so hingestellt, wie wenn er der fleißigste, solideste Student gewesen wäre, zwar allerdings einiges Unglück mit dem Examen gehabt hätte, aber jedenfalls ungeheuer viel verstehe und nur Geld brauche, um sich an die verschiedensten Unternehmungen machen zu können. Der Halunke kann, wenn er will, auch recht fein tun und den Weibsleuten den Hof machen — auch bei meiner Frau hat er sich eingenistet, so daß diese glaubt, er sei nicht halb so schlimm und man müsse ihn nur richtig behandeln und lieb und freundlich gegen ihn sein, so werde schon alles vollends recht werden, was etwa noch nicht ganz in der Ordnung bei ihm sei. Und kurz, es dauerte nicht lange, so war's zwischen ihm und den Weibern beschlossene

Sache, der Herr Maschinenbauer Julius Schwitzgäbele müsse mit einem ordentlichen Kapital in mein Geschäft eintreten, das Geschäft müsse erweitert und auf einen höheren Fuß gebracht werden, man müsse eine maschinentechnische Werkstätte nach der neuesten Art aus meiner ehrlichen Schlosserwerkstatt machen, und was so dummes Zeug war. Gegen mich rückte man natürlich nur ganz sachte und langsam mit der Dummheit heraus, ich lachte zuerst und fühlte dem Julius ein bißchen auf den Zahn — man brauchte kein studierter Maschinenbauer, nur ein tüchtiger Schlossermeister zu sein, um bald zu merken, daß der Kerl aber auch nicht einen Dreck verstand. Am End', wie's ernsthafter mit der Sache werden sollte, hab' ich ihm das ins Gesicht gesagt und rundweg erklärt, daß ich mich auf solchen Blödsinn niemals einlassen werde und keine Lust habe, mir mein solides Geschäft durch Windbeutelereien ruinieren zu lassen. Der Julius tat, wie wenn ihn das gar nicht beleidigen könne, den vornehmen Herrn; aber nun ging wieder das Getu und Getriebe los wie allemal, wenn die Tante Babette etwas durchsetzen will — heiliger Gott, ich mag nicht viel davon reden, aber seither sind alle Teufel los! Nachgegeben hab' ich diesmal nicht, und 's wär' auch unterm Luder gewesen, wenn ich's getan hätt' — aber was ich seither hab' ausstehen müssen, das ist nicht an den Himmel zu malen, und hergegangen ist's oft in unserm Haus wie im Türkenkrieg. In der Wut und Verzweiflung bin ich jetzt oft grob geworden, hab' der Tante und ihrem Lämplein ein paarmal alle Schande gesagt; aber da können Sie sich denken, was ich dann mit meiner Frau auszubaden hatte! Der Julius aber meinte ganz freundlich, er könne warten, bis ich gescheit werde; inzwischen fing er an, den großen Herrn im Städtchen zu spielen, das Geld warf er nur so hinaus, bei den Weibsleuten aller Art machte er den Schwerenöter, und sogar mit meiner Frau zettelte er so ein Gebändel an — wissen Sie, ich hab' wenig Anlage zur Eifersucht, und ich weiß trotz all der andern Dummheiten, daß ich mich in dem Punkt auf meine Frau verlassen kann; aber wütig und grätig kann's einen doch machen, wenn man zusehen muß, wie so ein tröpfiger Sakermenter, den man nicht schmecken kann, einem um die Frau herumtscharwenzelt und mit ihr tuschelt und muschelt und einem immer etwas hinter dem Rücken treibt. Und die Tante Babette natürlich stand allem Unfug zu Gevatter. Aber was zu viel ist, ist zu viel! Auf die Länge hält so 'was keiner aus, der nicht ein ganzer Schafsammler ist. Eines Tags ist mir doch der Schwindel zu dumm geworden und ich hab' mir gesagt: machst ein End', so oder so! So lang die Tante Babette im Haus ist, wird's nicht anders, wird's nur immer schlimmer — also muß die hinaus, mitsamt ihrem Frücktlein! Aber zum Donnerwetter, kündigen darf ich ihr nicht, sie hat's ja schriftlich, daß sie bis an ihr seligs Ende bleiben darf! Freiwillig geht sie nicht, und wenn ich vollends saugroß werde. — Also, in Gottes

Namen, da gibt's nichts anders: das Haus wird wieder verkauft, und der Käufer muß die Tante als Mieterin mit in Kauf nehmen, vertragsmäßig — dann kann sie in ihrem oberen Stock bleiben bis an ihr selbiges Ende und ihren Julius siedeln oder braten — ich aber werd' schon wo anders unterkommen mit Weib und Kind und Geschäft, und über die Schwelle kommt mir dann nichts mehr, was Schwitzgäbele heißt! — Schön, und da hatt' ich gleich wieder Glück: in acht Tagen fand ich zufällig einen Mann in der nächsten Stadt, der geneigt war, das Haus zu kaufen; auch über die Bedingungen waren wir beinahe einig, und zu allem Überfluß bot sich auch noch eine günstige Kaufgelegenheit für mich, und ich war entschlossen, zu kaufen, sobald es mit dem Verkaufen vollends richtig wäre. Aber proßt die Mahlzeit, da hatte wieder der Teufel sein Spiel! Wie ich soweit war, war ich so dumm und gutmütig, meiner Frau von der Sache zu sagen; die machte zuerst große Augen, dann jammerte sie gottserbärmlich, dann sah sie ein, daß ich auf meinem Kopf beharre, und dann — wußte es die Tante, obwohl ich meiner Frau Stillschweigen auferlegt hatte. Dann gab's einen fürchterlichen Sturm im Haus und dann, als ich mich nicht umwerfen ließ, wurde es auf einmal unheimlich still. Die Weiber sagten kein Wort mehr und liefen herum, als ob eine Leiche im Haus liege; der Julius machte ein Biedermannsgesicht und grinste so vor sich hin, wie wenn er sagen wollte: was ist da zu machen? Aber auf einmal hieß es im ganzen Städtchen, es spucke in unserm Haus! Alle alten Weiber beim Kaffee, alle Mägde am Brunnen, alle Spießbürger auf der Frühmesse oder beim Abendshoppen erzählten sich's: in des Jason Maier's Hause gehe ein Geist um, das eine Mal seufze er, das andre Mal poltre er, das eine Mal wettete er auf dem Dachboden, das andre Mal schnarke er im Kamin, dann wieder stöhne er im Keller, er habe sich auch schon gezeigt in einem weißen Totenhemd, den Kopf unterm Arm, und was dergleichen Dummheiten waren. Natürlich, wie das so geht, ich selbst erfuhr erst davon, wie's schon im ganzen Nest herum war; aber meine Weibsleute, die wußten's leider längst, als ich sie zur Rede stellte, die duckten sich zusammen, sobald's dunkel war, und zitterten wie Espenlaub und hatten selber da was gesehen und dort was gehört und waren in einem Zustande, daß rein nichts mit ihnen anzufangen war. Der Julius aber lachte zuerst darüber und wollte nichts gesehen und gehört haben; aber allmählich hatte er doch auch was gehört oder gar gesehen und meinte, so ganz unmöglich sei's doch nicht. Und mir selber war's am Ende, als ob ich auch wenigstens sonderbare Geräusche höre — geglaubt hab' ich natürlich keinen Augenblick an den Unsinn, aber so viel ich mir Mühe gab, ich konnte dem Ding nicht auf die Spur kommen. Nun, ich dachte: habt eure Narrheit, was geht's mich an! Aber nun erfuhr mein Käufer von der Sache und machte Schwierigkeiten: ein Geisterhaus zu kaufen, besinne er sich doch, und

wenn auch alles dummes Zeug sei, so drücke das doch auf den Wert des Hauses — und so weiter!“

„Aber,“ warf Hahn ein, „ob da nicht irgend eine Bubengeschichte dahinter steckt?“

„Ja, das hab' ich natürlich auch gedacht — aber denken und nachweisen ist zweierlei! Und überdies: man hatte allerdings schon vor langer Zeit so etwas gemunkelt, es war zwar wieder still davon geworden, aber jetzt wurde auch das alte Geschwätz wieder aufgewärmt! Und das Heillose war, daß ich jetzt mit meinem Käufer zu keinem Abschluß kommen konnte, wenn ich nicht einfach zu einem Spottpreis verkaufen wollte. Und so stand die Geschichte, als ich zu meiner diesmaligen Reiserückkehr einrücken mußte; und an dem Tag, wo's neulich den Krach mit dem Sergeanten Müller gab, hatte ich gerade einen Brief von meiner Frau bekommen, und in dem stand: mit dem Geist werde es von Nacht zu Nacht ärger und sie halten's nächsten nicht mehr aus vor Aufregung. — Na, jetzt, was sagen Sie zu dem verfluchten Handel, Herr Unteroffizier?“

Jason Maier ließ den Kopf hängen und starrte ganz verwehrt in sein Glas. Der Doktor Hahn lachte und sagte: „Dieser Karren ist allerdings böß verfahren, aber ich meine, man sollte ihn doch noch aus dem Graben herausbringen können.“ — „So, aber wie?“ — „Ja, zu sagen wär's allerdings schwer, aber zu machen müßt's schon sein.“ — „Ja, aber wie?“ —

„Heimkommen und kein überflüssiges Wort mehr reden, aber dreinfahren und kommandieren wie beim Militär, kurz, stramm, und jeden in Dunkelarest fliegen lassen, der nicht parieren will!“

„Ha, aber — —“

„Nun, wörtlich mein' ich's natürlich nicht. Aber ich meine, so wie die Dinge liegen, wäre jetzt das ganze Ackerlein reif zum Schneiden. Wenn Sie jetzt nur einmal und ohne jede Rücksicht der ganzen Gesellschaft den Meister zeigen, dann haben Sie's ein für allemal gewonnen, und dem Geist werden Sie schon auch noch hinter die Schliche kommen.“

„Ach Gott,“ murrte Maier, „ich hab' ja auch schon so was gedacht, und wenn jetzt mit der Übung alles glatt gegangen wäre und ich als Unteroffizier heimgekommen wäre — wer weiß, wozu ich vollends das Herz gehabt hätte. Aber mit dem Unteroffizier ist's jetzt aus und vorbei, und der Kerl, der Julius, lacht mich nur aus, wenn ich wieder als Gefreiter heimkomme. Der krumme, verbogene Laggel, den man nicht einmal zum Militär hat brauchen können, wegen seiner Plattfüße!“

„Na, na, nur keine Angst!“ tröstete Hahn, „es kann alles noch recht werden. Und wenn einer im Grund ein rechter Kerl ist wie Sie, so ist er nicht umzubringen, und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht auch noch Herr im Hause würde.“

Es war höchste Zeit geworden, daß Maier sich nach der Kaserne begab, und als er sich von dem Unteroffizier und Doktor verabschiedete, war's ihm

doch, als ob er sich vor dem studierten Herrn schämen müßte, wenn er nicht zu stande brächte, was dieser ihm zutraute. Wieder ein paar Tage nachher aber wurde er auf das Dienstzimmer zum Hauptmann befohlen und dachte: so, jetzt jetzt's noch einen Extrawischer vor der Entlassung! Der Hauptmann sah auch sehr ernsthaft drein und fing richtig von dem Arrest und seiner Ursache zu sprechen an. „Sie werden einsehen,“ bemerkte er, „daß Sie den Arrest unbedingt verdient haben?“ — „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ antwortete Jazon mit grimmiger Überzeugung und der Hauptmann fuhr fort: „Ein Mann von Ihrem Alter und in Ihren Lebensverhältnissen muß sich unter allen Umständen beherrschen können, auch wenn's ihm schwer gemacht wird; und je mehr er sich selbst beherrscht, desto eher kann er auch über andere herrschen und befehlen, wo er zu befehlen hat. Sie haben sich übrigens, wie ich weiß, während Ihrer ganzen Militärzeit nur diese eine Verfehlung zu schulden kommen lassen und sich sonst tadellos geführt. Daß Sie bei der letzten Übung nicht befördert wurden, hatte äußerliche Gründe, die nicht zur Sache gehören. Diesmal werden Sie als Unteroffizier entlassen — machen Sie dieser Beförderung Ehre auch in Ihrem Civilverhältnis!“

Jazon wußte nicht, wie er aus dem Dienstzimmer hinaus und auf den Gang gekommen war. Dort stand er eine Weile am Fenster und starnte auf den Kasernenhof hinunter; denken konnte er gar nichts als nur das eine: „jetzt aber soll mir einer kommen, und wenn's der Teufel selber oder die Tante Bette ist!“

* * *

Am Tag nach seiner Entlassung von der Reserveübung stand Jazon Maier abends nach sechs Uhr vor seinem Hause; nichts deutete darauf, daß er erwartet werde, niemand hatte ihn am Bahnhof abgeholt — infolge eines Irrtums erwartete man ihn erst auf den nächsten Abend. Auch aus der Schlosserwerkstatt zu ebener Erde hörte er keinen Ton, obwohl die regelmäßige Arbeitszeit bis sieben Uhr dauerte. Es regte sich etwas wie Verstimmung in seiner vergnügten Seele, aber er sprach zu sich selbst: „Kalt Blut, Herr Unteroffizier Jazon Maier!“ — und trat in den Hausflur. Dort gewahrte er den Lehrlingen Luile, der am Treppengeländer lehnte und eine Mütze betrachtete, die er an einem Flügel hielt; als der Bub' den Meister bemerkte, glockte er dummverwundert, ohne zu grüßen. „Grüß Gott auch!“ sagte der Meister und Luile brummte etwas, was ebenso klang. — „Was tust du?“ — „Nichts,“ gab Luile zur Antwort. — „So, nichts? Schön! Ist die Meisterin zu Haus?“ — „Was weiß ich?“ sagte Luile pazig. Schwupp hatte er eine Ohrfeige und glockte noch verwunderter; dann aber heulte er: „Ich lass' mich nicht hauen!“ — „So?“ sagte der Meister und — Schwupp hatte Luile die zweite Ohrfeige; er heulte stärker: „Ich verklag' Sie, wenn Sie mich hauen! Das ist verboten!“ — „So verklag' mich!“ antwortete der Meister ruhig, und zugleich saß die

dritte Ohrfeige. „March in die Werkstatt!“ — und Luile verstummte jählings und ging ohne Widerrede in die Werkstatt wie ein begossener Pudel, hinter ihm drein der Meister. Zu der Werkstatt saß ein



„So?“ sagte der Meister und — Schwupp hatte Luile die zweite Ohrfeige.

einzigem Gesell und studierte eifrig ein rotes plakatartiges Papier, das er in der Hand hielt. Es war Maier's erster Gesell, in der Arbeit sehr tüchtig; der Meister hatte ihm über seine Abwesenheit die Leitung der Arbeit für sehr dringende Aufträge überlassen, deren Ausführung nicht hatte verschoben werden können. Ein flüchtiger Überblick über die Werkstatt überzeugte den Eintretenden, daß zwar an den Aufträgen gearbeitet worden war, daß die Arbeit aber nicht sehr weit gediehen war. Er zog seine Uhr und fragte: „Ist hier etwa schon Feierabend?“ — „Ja wohl,“ antwortete der Gesell, von seinem Blatt aufschauend, im Ton des guten Gewissens. „Feierabend ist um sieben Uhr,“ sagte der Meister. „Seit acht Tagen um sechs Uhr,“ gab der Geselle zurück, „die Frau Meisterin und der Herr Schwiggäbele —“ — „Haben in meiner Werkstatt nichts zu befehlen,“ sprach der Meister mit starkem Ton. „Wie Sie meinen, Herr Maier,“ sagte der Geselle lächelnd. — „Und wie weit sind Sie mit den Arbeiten?“ — „Sie sehen's ja, Herr Maier! Übrigens möchte ich Ihnen gleich sagen, daß von morgen an bis auf weiteres nicht weiter gearbeitet werden kann.“ — „Nicht? Und warum nicht?“ Der Geselle begann gemächlich auseinanderzusetzen, daß die Schlosser und Schreiner in der benachbarten großen Stadt in Ausstand getreten seien und

daß von morgen an auch die Gefellen der Umgebung sich anschließen werden; sie seien in den und den Verband eingetreten und können deswegen nicht anders. Jason Maier hörte der Auseinandersetzung so lange zu, bis er gefaßt hatte, um was es sich handle, dann fragte er: „Also ihr habt auf morgen gekündigt? Und wem neu? Mir nicht!“ Der Gesell lachte: „Bei einem Streik kündigt man doch nicht!“ — „So?“ antwortete der Meister, „dann wissen Sie aber auch, daß das Vertragsbruch ist?“ — „Vertragsbruch? Nm, wie Sie meinen, Herr Maier! Aber Sie wissen doch wohl auch, daß der Ausstand ein rechtlich anerkanntes Mittel im Lohnkampf ist —“ — „Rechtlich?“ unterbrach ihn der Meister, „das wäre mir neu! Aber darüber streit' ich mit Ihnen nicht. Morgen wird gearbeitet, und wer nicht arbeitet, ist vertragsbrüchig und wird entlassen. Verstanden? Und wenn euch euer Verband zum Vertragsbruch zwingen will, so tretet ihr eben aus, wenn ihr's weiter mit mir zu tun haben wollt!“ — „Aber wir haben das Koalitionsrecht,“ antwortete der Gesell trotzig, „das können Sie uns weder bestreiten noch nehmen!“ — „Nhm' ich euch auch nicht, aber morgen wird gearbeitet, und wer nicht arbeitet, ist entlassen!“ Der Gesell lachte auf: „Ha, das sieht aber doch sogar die Frau Schwitzgäbele ein —“ — „Die Frau Schwitzgäbele holt der Teufel, wenn sie sich weiter in meine Sachen mischt! Fertigt jetzt, wegtreten!“ — „Oho, beim Militär sind wir nicht,“ sagte der Gesell, griff aber nach seiner Mütze und ging. — Jason sah sich in der Werkstatt um und bemerkte ganz hinten in einer Ecke einen großen Vogelkäfig; drin hockten auf einer Stange eine Schleiereule und ein Käuzlein, und unten trieben sich zwei Krähen herum. „Was ist denn das?“ fragte er den Luile, der sich ganz zahm an einem Schraubstock zu schaffen machte; „wer legt denn hier eine Menagerie an?“ — „Der Herr Schwitzgäbele,“ antwortete Luile. „So, der Herr Schwitzgäbele! Und zu was Zweck?“ — Luile antwortete nicht, grinste nur und rieb sich die Backen, die noch rot von den Ohrfeigen waren. Dem Meister dämmerte etwas. Er ging auf den Lehrbuben zu und hob die Hand, Luile erwartete eine weitere Ohrfeige und duckte sich zur Seite; der Meister aber legte ihm ruhig die Hand auf den Kopf und fragte ganz freundlich: „Hat's weh getan, Luile?“ — „Saumäßig!“ — „Das hat's auch sollen! Verklagst du mich immer noch?“ — „Nein,“ erwiderte Luile weinerlich, „und wenn Sie mich nicht mehr hauen, will ich alles gestehen.“ — „Was denn? Nur heraus!“ — „Wie man den Geist macht!“ — „So den macht du? Wart, Schlingel!“ — „Nein, nicht ich!“ quakte der Bub' und duckte sich wieder, „nicht ich, der Herr Schwitzgäbele!“ — „Aber du hilfst ihm?“ — „Ja, ein bißchen schon.“ — „Also, heraus mit der Sprache!“ — „Früher hat er nur Späßen ins Kamin getan, jetzt macht er's mit Eulen und Krabben, daß es ärger flattert, und weil sie weniger leicht oben zum Kamin hinauskommen als die Späßen.

Und den andern Spektakel kann man auch machen, weil das Haus ja so hörfam ist, daß man meint, es sei oben, wenn etwas unten schlurft —“ — Der Meister unterbrach diese Erklärung: „Und so weiter, und so weiter! Nun werden wir den Geist bald haben! — Und du weißt jetzt wohl auch, ob die Frau Meisterin zu Haus ist oder nicht?“ — „Ja! Sie ist mit der Frau Schwitzgäbele in einer Kaffevisite bei der Frau Stadtrat Vaudistel. Vor Nacht kommen sie nicht heim; und der Herr Schwitzgäbele ist beim Abendessen.“ — „So, so! Ist gut. Und wann wird heute der Geist eingefest?“ — „Der Herr Schwitzgäbele hat schon, ehe er fortging, eine Eule ins Kamin getan; wenn er heimkomme, fange er, wolle er die zweite einfest.“ — „Wo?“ — „Wenn man die obere Bodentreppe hinaufkommt, an dem Kamintürchen rechter Hand; dort geht's am besten.“ — „Gut. Heut wird's bald dunkel. Du machst jetzt, daß du dein Nachtesen bekommst, dann setzt du dich noch eine Stunde hinter dein Geometriebuch — und dann ins Bett und morgen zur Zeit heraus. Und keinem Menschen ein Wort gesagt! Verstanden?“ Luile nickte vergnügt, nahm sich aber vor, ehe er ins Bett gehe, noch zu horchen, was es etwa weiter gebe.

Jason Maier ging in seine Wohnung hinauf, sah nach seinem Buben, traf ihn gesund und munter und schon im Bett; er machte sich's bequem und aß etwas zu Nacht. Die Magd wunderte sich, daß der Meister so kurz angebunden und schweigsam war. Als es so ziemlich dunkel war, stieg er leise am oberen Stock vorbei und die Bodentreppe hinauf; das Kamintürchen, das ihm Luile bezeichnet hatte, kannte er genau. Wie er oben stand, hörte er unten Tritte und Weiberstimmen, er merkte, daß seine Frau und die Tante Babette heimkamen, er hörte, daß sie beide heraufgingen in die Wohnung der Tante. Als sie drin waren, horchte er am Kamin: richtig, da flatterte etwas, war dann wieder ruhig und flatterte wieder, bald tiefer, bald höher; manchmal schnarchte etwas, und es gab allerlei Töne. Als das Geflatter wieder am Türchen war, rief er es rasch auf und griff auf Geratewohl hinein — da hatte er einen Vogel am Fittich und zog ihn heraus. Die Eule zappelte und schlug und hackte und biß ihn in die Hand, er ließ nicht fahren, bis er sie so bequem an beiden Flügeln hatte, daß sie nichts mehr machen konnte; dann ging er hinunter in die Wohnung der Tante. Die beiden Frauen hatten Licht und schwatzen noch eifrig über einen Stoff aus der Kaffevisite — als plötzlich Jason unter die Türe trat, die rußgeschwärzte Eule in der blutenden Hand. Ein entsetzter Aufschrei der beiden — die Tante sank wie ein Mehlsack auf das Sofa und Frau Emma schrie: „Um Gottes willen, Jason, wo kommst du her?“ — „Unteroffizier Maier, von der Reserveübung zurück!“ antwortete Jason im militärischen Meldungston und fügte trocken bei: „und da habt ihr euren Geist!“ Zugleich ließ er die Eule los, sie flatterte zuerst auf den Boden, dann der Tante Babette auf den

Schoß, daß diese Zetermordio schrie, dann auf einen Eschschrank, dort warf sie eine Porzellanvase herunter, diese ging klirrend in Stücke, die Gule aber hockte in der Ecke und schnarchte und fauchte. Die Tante saß einen Augenblick sprachlos, dann schrie sie: „Das ist mein Tod! Ich muß sterben!“ und dann fing sie an zu schluchzen und zu heulen, daß es ihr Herzstöße gab. Emma rief: „Jason, tu doch das Ding hinaus! Das ist entsetzlich!“ — er aber antwortete finster: „Fällt mir nicht ein! Der Geist ist ja ein guter Bekannter von euch. Übrigens wär's gut, Frau, wenn du nach dem Buben sehen würdest!“ — „Du bist ein schrecklicher Mensch!“ rief Emma und stürzte zur Türe hinaus. Jason blieb stehen und betrachtete sich die Frau Babette Schwigäbele in ihrem Jammerzustand; sie schluchzte leiser und langsamer, hörte endlich ganz auf und sah sich den Mann an, als wollte sie jetzt zum Angriff übergehen. Er aber kam ihr zuvor und fragte bestimmt: „Glauben Sie immer noch an den Geist, Frau Tante?“ — „Ach, laß mich ungeschoren, du Kujon!“ war ihre gereizte Antwort. „Der Kujon heißt Julius Schwigäbele,“ erwiderte Jason, „das wissen Sie doch auch. Oder wissen Sie nichts?“ — „Darauf bin ich dir keine Antwort schuldig!“ — „Dann weiß ich genug!“ —

„Was weißt du genug? So, also das ist der Dank für alles, was ich an euch getan habe? So geht man mit einer einjamten Witwe um —“ und nun ging's mit neuen Schluchzen, mit Tränen und Herzstößen weiter in dem Tone, den Jason gut genug kannte. Er ließ die weinerliche Beredsamkeit eine Weile schweigend über sich ergehen, dann erhaschte er das Wort und begann: „Sie haben das Recht, Frau Tante, bis an ihr seliges Ende in dieser Wohnung zu bleiben. Aber es wäre vielleicht jetzt für Sie selbst ratsam, wenn Sie sich freiwillig entschließen könnten —“ „Was?“ schrie sie, „nun will man mir auch noch ausbieten? O ja, ja freilich — wenn man mir so kommt — wenn das der Dank ist — ja, ja, ja, gleich morgen zieh' ich aus — ganz gewiß, ja, ja — ich gehe, ich gehe, eh' man mich vollends umbringt —“ — „So große Gile hat's gerade nicht,“ unterbrach sie Jason freundlich, „aber wenn Sie durchaus aufs nächste Ziel kündigen wollen —“ „Ich kündige, ich kündige!“

schrie die Tante — da ging die Türe auf und Julius stand auf der Schwelle. Er hatte den Hut tief im Nacken, zwischen Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand ließ er sein dünnes Zafelstöckchen tanzen, die linke hatte er in der Hosentasche und lachte stumpfsinnig mit dem ganzen Gesicht; er war offenbar stark angeheitert. Einen Augenblick stützte er und fragte: „Was ist denn da los? Was tust denn du da, Better Jason, Prinz von Griechenland?“ Ohne ein Wort zu sagen, sagte ihn Jason an einem Rockknopf, schob ihn ein wenig halbrechts und deutete nach der Gule auf dem Eschschrank. Julius lachte hell auf, ging etwas schwankend auf den Schrank zu und rief: „Ja, was tust denn du da, du herziges Tierlein, du liebs Geißlein? Kich, kich, kich!“ — und er streckte der Gule zwei Finger entgegen; diese hakte ihn in den Zeigefinger, daß das Blut floß, dann stapfte sie mit den Flügeln, flog ab und nahm alles mit, was noch Zerbrechliches auf dem Schranke stand, strich einmal durch die Stube, fand dann einen offenen Fensterflügel, und hinaus war sie. Tante Babette sank kreischend wieder in die Sofaecke und Julius bemerkte jetzt erst ihren aufgelösten Zustand; es schien ihm zu dämmern, was da eigentlich los sei, und er schrie Jason an: „Was hast du mit meiner Mutter? Ich lasse meine Mutter nicht beleidigen!“ Jason erwiderte kalt: „Wer sie beleidigt, das bist du mit deinen Bubeveien!“ — „Wa—as?“ —

„Lausbubereien, wenn dir das besser gefällt!“ —



Die Tante sank wie ein Mehl sack auf das Sofa.

„Kerl,“ knirschte Julius, „wenn du satisfaktionsfähig wärest —“ — „Das heißt wohl: wenn ich ein Student wäre? Dann könntest du von mir noch einmal einen Durchzieher haben, wie den, den dir der Hahn übers Maul gezogen hat! Man kennt dich, Mändle!“ Sprachlos vor Wut erhob Julius sein Stöckchen, mit einem raschen Griff hatte es Jason erfaßt und ihm aus der Hand gewunden, er brach es mitten entzwei und warf es ihm vor die Füße. „Wenn ich dir gut zum Rat bin,“ sagte er, „gehst du jetzt ins Bett und schläfst deinen Kausch aus. Morgen können wir weiter reden.“ Julius war im Begriff, sich auf ihn zu stürzen. Jason erwartete ihn mit geballten Fäusten, da warf sich Tante Babette mit der ganzen Wucht ihrer Persönlichkeit zwischen die Gegner und drängte ihr Söhnchen zurück. „Geh,

geh, Julius! Der Wüterich bringt dich um!“
treischte sie — und der betrunkene Feigling ließ sich
richtig von ihr ins Nebenzimmer befördern.

Jason ging. Draußen vor der Türe stieß er auf
den Luile, der in der Tat gehorcht hatte. Schwupp
hatte er abermals eine Ohrfeige, daß er eiligst sich
nach seiner Kammer aufmachte. Jason stieg langsam
die Treppe hinunter und atmete stark; er hatte die
Empfindung, daß er jetzt dem schwersten Kampfe ent-
gegengehe, dem mit seiner Frau, und seine Sieges-
gewißheit ließ nach. Als er seine Wohnstube betrat,
saß seine Frau an dem Wägelchen, in dem der
Kleine schlief, sie hatte die Arme auf den Rand des
Wagens gestützt und das Gesicht in den Händen
verborgen. Den Lärm oben hatte sie wohl gehört
und sich nichts Gutes dabei gedacht; aber hinauf-
getraut hatte sie sich nicht, obwohl die Magd einmal
hereingekommen war und gesagt hatte, da droben
gehe es zu, wie wenn's Mord und Totschlag geben
wolle. Die gute Frau war eben leider auch im Ge-
heimnis des Geistermachens gewesen, wenn auch erst
seit kurzem und mit ganz schlechtem Gewissen; aber
ihrem Mann zuerst ein gutes Wort zu geben, nach-
dem er so barsch aufgetreten war, dazu konnte sie
sich nicht entschließen, und so legte sie sich aufs Ab-
warten. Sie sah nicht auf, als ihr Mann einge-
treten war, und auch dieser stand eine Weile da
und betrachtete sie schweigend. Endlich sagte er sich,
daß doch alles vollends zum Austrag kommen müsse,
und begann in sehr ernstem Ton: „Emma, ich will
dich nicht fragen, wie viel du von der Geisterge-
schichte gewußt hast —“ Sie zog die Hände halb
vom Gesicht und sah scheu zu ihm auf; er fuhr fort:
„aber der Tante hab' ich einmal das Nötige gesagt, und
dem Julius, dem elenden Tropfen, hab' ich gehörig
ausgewischt!“ Da starrete sie auf einmal auf seine
rechte Hand, die mit Ruß und mit Blut beschmiert war,
sie sprang entsetzt auf und schrie: „Um Gottes willen,
Jason, was hast du ihm getan? Du hast Blut an
der Hand!“ Er warf einen Blick auf die Hand und
sagte: „Natürlich!“ — „Was hast du ihm getan?“
rief sie noch einmal und rang die Hände. „Mord
und Totschlag geb's, hat die Magd gesagt — Jason,
du wirst doch nicht —!“ Nun betrachtete er sie
ein paar Augenblicke ohne Antwort — sie sah
reizend aus in ihrer Aufregung; dann lachte er hell
hinaus und sagte: „Schatz, sei nicht närrisch! Das
ist doch mein Blut! Der Geist hat mich böse ge-
hakt, als ich ihn aus dem Kamin zog. Der Julius
liegt im Bett und schläft seinen Rausch aus.“ —
„Gott sei Dank!“ lispelte sie; „aber Jason, wie
bist du denn heut?“ — „Wie ich von Anfang an
hätte sein sollen, dann hätet ihr nicht so viel Dum-
mheiten gemacht! Im übrigen zieht die Tante aufs
nächste Ziel aus.“ — „Das ist doch nicht möglich!“
— „Doch! Sie hat selbst gekündigt. Allerdings
habe ich ihr dabei ein bißchen nachgeholfen. Nun, was
sagst du dazu?“ Emma schwieg und machte ein
nachdenkliches Gesicht; sie ging und holte Wasser
und begann ihm die Hand zu waschen. Er ließ

sich's lächelnd gefallen; nach einer Weile sagte er:
„Das Haus wird also nicht verkauft. Die Tante
geht —“ „Wenn sie geht,“ warf Emma ein. —
„Sie geht sicher! Dafür laß mich sorgen. Sie wird
zwar morgen ihre Kündigung wieder zurücknehmen
wollen, aber da wird nichts draus. Sie geht, und
ihr Früchtlein werden wir wohl jetzt nach Amerika
besorgen müssen. Also, du bist einverstanden?“
Emma sah ihn an, die Tränen kamen ihr; aber auf
einmal fiel sie ihrem Mann um den Hals. „Du
hast recht, du hast recht,“ sagte sie halb weinend,
„es ist besser so! O sieh, ich hab's schon lang ge-
spürt: es hat nicht gut getan so, wie's gewesen ist,
und wenn's noch lang so fortgegangen wär', hätt's
ein Unglück gegeben. Aber was konnt' ich machen?
Ich war ganz im Bann von der Tante, und sie
hat mich ja doch aufgezogen — ich konnte doch nicht
böse gegen sie sein! Warum hast du nicht früher
so ausgefegt? Guck, du warst schrecklich heut —“



Sie holte Wasser und begann ihm die Hand zu waschen.

aber du gefällst mir so viel besser!“ Jason atmete
auf: im letzten schwersten Kampf war ihm der Sieg
leichter geworden, als er gedacht hätte. „Jung ge-
freit, hat niemand gereut,“ flüsterte er seiner Frau
ins Ohr, „'s ist halt nur, daß man sich gern hat, dann
kommt alles wieder ins Blei. Aber höchste Zeit
war's!“

Am andern Morgen trat Jason eine Viertelstunde
vor Beginn der Arbeitszeit in seine Werkstatt. Luile
war schon da, machte ein ganz freundliches Gesicht
und fragte, was er arbeiten solle; der Meister wies
ihm das Nötige an und fragte lachend: „Gelt, jetzt
willst du keine Ohrfeigen mehr?“ — „Nein, Meister,“
sagte Luile, „an denen kriegt man bald genug.“
Schlag acht Uhr traten die Gesellen ein, sagten höf-
lich guten Morgen und der erste Gesell nahm im

Namen der anderen das Wort: „Herr Maier, wir haben's uns noch einmal überlegt. Wenn Sie uns die Bedingungen zugestehen, die allgemein gefordert werden, so könnten wir schon bleiben.“ Jason kannte die Bedingungen schon, es handelte sich hauptsächlich um eine Lohnerhöhung, die ihm nicht gerade unbillig schien. „Gut,“ sagte er, „darüber ließe sich reden. Mit meinen Gesellen verhandl' ich schon, mit euerm Verband aber nicht.“ — „Ja, der Verband,“ sagte der Gesell, „der gefällt uns schon nicht mehr recht. Da war gestern abend so ein schnauziger Berliner da und wollte uns schuhriegeln — das paßt uns nicht. Wenn wir doch parieren sollen, parieren wir lieber einem Meister!“ — „Ist vernünftig,“ sagte Jason, „und die Lohnerhöhung könnt ihr haben; aber nur unter der Bedingung, daß in acht Tagen hereingeholt ist, was ihr in den letzten vierzehn Tagen habt liegen lassen. Also?“ Die Gesellen besannen sich noch einen Augenblick; dann sagten sie Ja und gingen an die Arbeit. So war Ordnung in der Werkstatt und blieb's auch.

Als er am selben Tag zum Mittagessen kam, erzählte er von seiner Frau, daß die Tante Babette richtig schon den Versuch gemacht hatte, die Kündigung zurückzunehmen und Emma auf die alte Weise gegen ihren Mann vorzuschieben. Aber diese hatte den Angriff diesmal abgeschlagen, indem sie darauf beharrte, sie habe da gar nichts zu sagen, die Tante solle sich an Jason wenden. Da hatte die Tante ihren Wutsorn bekommen, und als auch das nichts half, hatte sie wehmütig gesagt: „Gut, wenn einem die eigenen Kinder das Herz brechen, geht man gern! Wirft sehen, ich leb' nimmer lang!“ Auch das war umsonst gewesen, und Jason beeilte sich, der lieben Tante nach einer anderen Wohnung zu sehen. Nichtig fand sich's, daß ihre frühere Wohnung in ihrem ehemaligen Hause aufs nächste Ziel frei wurde; Jason schmiedete das Eisen, so lange es warm war — und später mochte die Tante es hundertmal bereuen, daß sie sich hatte hinaustriegen lassen — sie war draußen, und alle Versuche, den alten Tanz auch von draußen wieder zu beginnen, führten zu keinem Ziel. Sie starb auch nicht an gebrochenem Herzen, sondern wurde, soweit es möglich war, noch runder und ergab sich endlich in ihr Schicksal. Julius aber schiffte sich nach drei Wochen auf einem Amerikadampfer ein, ganz stolz und vornehm lächelnd; er habe eine Direktorstelle in einer Maschinenfabrik drüben schon so gut wie in der Tasche, behauptete er.

Als der Unteroffizier Maier später seine erste Landwehrübung machte, traf er den Dr. Eduard Hahn als Leutnant der Reserve in seinem Regiment; und als Hahn ihn bei Gelegenheit fragte, wie's denn jetzt daheim stehe, antwortete er vergnügt: „Ausgelegt hab' ich und geholfen hat's! Und was meine Frau angeht, so sag' ich Ihnen nur das eine: wenn ich einmal etwas brummig bin oder auch wenn sie mich einmal besonders gern hat, so redet sie mich als Herr Unteroffizier an.“

Im letzten Augenblick. Von Balduin Möllhausen.



Im Kampf mit zahlreichen Hindernissen war unsere Expedition bis in die Nachbarschaft der kalifornischen Wüste gelangt. Nach ungestört vollbrachter Nacht in einer öden wasserarmen Talsenkung warteten wir, unser Führer Leroux, einer der berühmtesten und ältesten Fährtenjucher, und ich, den Ausbruch des Trains nicht ab, sondern sattelten und ritten voraus. Die starre, gleichsam menschenfeindliche Kiesebene, auf der nur vereinzelte Zedernbüsche, Artemisiastauden und riesenhafte kandelaberförmige Kakteen Abwechslung schufen, war wenig geeignet, das Auge zu erfreuen; andererseits förderte sie die Neigung, im Gedankenaustausch schneller über die eintönig verrinnende Zeit hinwegzukommen.

„Führte Ihr Weg Sie jemals bis zu den Quellen des Mississippi hinauf?“ fragte ich den Alten in der Voraussetzung, die Aber seiner Erzählergabe zu öffnen.

„Nicht ganz,“ hieß es bereitwillig zurück, „nur eine kurze Strecke gelangte ich über die Fälle am San Antony hinaus und habe heut noch genug davon. Sechszunddreißig Jahre mag's her sein, also zu einer Zeit, in der man noch Gefahr lief, regelrecht skalpiert zu werden, und ein Wunder nenn' ich's, daß ich überhaupt ungeschunden von da oben herunterkam.“

Da ich erwartungsvoll schwieg, fuhr er nach einer Pause vedselig fort: „Wie sich alles seitdem änderte! Wo man damals den schwarzen Bären, Biber und Otter jagte, erheben sich heut Fabrikschornsteine und Kirchtürme, und Strecken, die zu durchwandern Monate erforderte, legen Dampfer und Lokomotiven binnen wenigen Tagen zurück. Die

Zeiten sind eben andere geworden und für unsereins nicht besser, Gott sei's geklagt.

„Wir waren unserer vier, richtige Freitrapper, wie sie unabhängig von den Pelzkompanien die Wildnisse durchstreifen, nur da vorübergehend ihren Aufenthalt nehmen, wo Aussicht auf Jagdbeute. In St. Louis, damals wenig mehr als ein Landstädtchen, rüsteten wir uns aus. Ein Reitpferd für jeden, zwei andere zur Beförderung von Stahlfallen, Munition und eines handlichen Fäschens Whisky, dazu ein ausreichender Tabakvorrat, war alles, was wir bedurften. Das Bett, in Form zweier Decken, führte jeder unter dem Sattel mit sich, und wenn je Kame raden leichten Herzens in die Zukunft schauten, so waren wir es, als wir an einem schönen Sommertage losmachten und die Richtung am Mississippi hinauf einschlugen. Unser Ziel waren die Fälle von San Antony, wo Ben Bold, einer der Unsrigen, bereits einen Winter verbrachte und von guten Erfahrungen zu reden wußte. Ja, leichten Herzens. Brauchten wir uns doch nicht zu überreiten, um im Spätherbst, wenn die Bälge erst im vollen Haar, zur Stelle zu sein, und wo wir auch rasten mochten: überall Wild im Überfluß, daß ein Gouverneur uns um die wohlbesetzte Tafel hätte beneiden können. So erreichten wir gegen Ende des Sommers den Pepinsee im Lande der Schippewäs und zwar eine mäßige Strecke unterhalb der Fälle. Da die dort beginnenden felsigen Ufer das Wandern mit Pferden stellenweise bis zur Unmöglichkeit erschwerten, wir aber darauf angewiesen waren, in den Mündungen kleinerer Wasserläufe nach Merkmalen von Biberkolonien auszulugen, setzten wir uns mit den Schippewäs in Verbindung. Freundschaftlich mit ihnen verkehrend, fanden wir in ihnen willige Abnehmer für zwei unserer Pferde, die sie mit kostbaren Bälgen und einem aus Birkenrinde hergestellten Kanoe bezahlten, wogegen sie die übrigen Sättel nebst Zaumzeug gegen Entgelt in Pflege zu behalten versprachen. Das Pelzwerk nahmen wir der Sicherheit halber gleich mit fort. Es diente gewissermaßen als Ballast, unter den wir das sorgfältig versteckt gehaltene Fäschchen heimlich verstaute. Mit unsern übrigen Habseligkeiten vervollständigten wir die Ladung, und als wir endlich, jeder mit einer kurzen Ruderkeule versehen, unser Fahrzeug bestiegen, überzeugten wir uns, daß es durch die Belastung an Sicherheit gewonnen hatte, und von den Schippewäs gewarnt, vor den Siour' auf der Hut zu sein, traten wir wohlgenut die Fahrt an. Die heftigen Strömungen meidend, hielten wir uns nahe den Ufern, wo stilleres Wasser uns begünstigte; nach Spuren von Bibern schauten wir indessen vergeblich aus. Erst als das dumpfe Dröhnen der Fälle deutlich zu uns herüberdrang, erregte ein in breitem Bett rieselnder Bach unsere Aufmerksamkeit. Wir landeten. Dann ergaben weitere Nachforschungen, daß er eine mäßige Strecke aufwärts durch kunstgerecht angelegte Dämme gestaut war, wodurch ein Talgrund unter Wasser gehalten wurde. Frisch abgenagte Baumstumpfen, mehr aber

noch die den Wasserspiegel überragenden oberen Stockwerke von Biberwohnungen verschlechten die letzten Zweifel, daß das Revier für die Herbstjagd gefunden. Bevor wir schieden, suchten wir die Umgebung in größerem Umfange sorgfältig ab, jedoch ohne Spuren von Eingeborenen zu entdecken. Nicht einmal auf alte Fährten stießen wir, für uns ein Beweis, daß die beiden zwar benachbarten, aber verfeindeten Stämme das Grenzgebiet zu betreten scheuten, in- folgedessen die Kolonie, seit Jahren ungestört, sich so überraschend hatte entwickeln können.

„Um den Bälgen noch einen Monat Wachstum zu gönnen, beschlossen wir, so lange oberhalb der Fälle zu jagen und erst auf der Rückreise die reichbevölkerte Republik mit aller Ruhe gründlich auszubeuten. An den Strom zurückgekehrt, gruben wir zunächst auf erhöhter Stelle eine Höhle und da hinein wanderten, um die Fracht zu erleichtern, die von den Schippewäs erhandelten Bälge und Felle, ebenso das Fäschchen, dessen Inhalt für die kälteren Tage bestimmt; kurz alles Entbehrliche, das uns obenein noch hindert hätte. Bedachtig, wie wir die ausgehobene Erde in den Strom geworfen hatten, bedeckten wir unsere Schätze zum Schluß mit einer Rasenschicht und entzündeten auf dieser ein gehöriges Feuer, vor dem wir die Nacht verbrachten. Auch sorgten wir dafür, daß nach unserem Scheiden der Brand sich über den sommerdürren Rasen weiter ausdehnte und ein Aschenfeld hinter uns zurückließ, auf dem die schlaueste indianische Spürnase keine Beute gewittert hätte.

„Mit dem erleichterten Fahrzeug gelangten wir trotz des Wogendranges bis in fast unmittelbare Nähe der Brandung. Dort zogen wir es aufs Trockne, nahmen es samt Inhalt auf die Schultern und umgingen die Fälle bis dahin, wo das Wasser zwar reißend, jedoch wieder regelmäßiger floss. Ein hart Stück Arbeit blieb die Fahrt immerhin; da uns aber niemand trieb, schlugen wir es auf die Zeit. So hatten wir in den ersten beiden Tagen kaum zwei englische Meilen hinter uns gelegt, als wir, am westlichen Ufer hingleitend, eine Stätte entdeckten, die zum Landen einlud. Eine von dichtem Buschwerk umsäumte grasige Lichtung war es, die ein mächtiger, von unten bis oben mit Zweigen besetzter Zuckerahorn beschattete, daß man sich kein feineres Plätzchen zum längeren Aufenthalt hätte wünschen können. Nebenbei lockte die Jagd, mit der wir das Abspüren der Gegend verbanden, wiederum ohne auf verdächtige Merkmale zu stoßen. Schon allein der Überfluß an Wild bewies, daß wir uns auf einem von den verfeindeten Stämmen verschont gebliebenen Gebiet befanden. Wer aber hätte gehaut, daß wir schon seit unserem Verkehr mit den Schippewäs von einer Flotte Siour beobachtet wurden, die nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, uns für die Freundschaft mit ihren Todfeinden abzustrafen und auszuplündern. So lebten wir denn sorglos in den Tag hinein, und manchen Waschbären, manches Dossium, die bereits brauchbar im Haar, räuchernten wir aus

hohlen Bäumen, vereinzelter schwarzer Bären nicht zu gedenken, die vor die Büchse zu bringen schon mehr Mühe verursachte.

„Eine Woche oder so herum war verstrichen, als wir daran dachten, unser Lager eine Strecke weiter aufwärts zu verlegen. Es sollte unser letzter Tag unter dem Zuckerahorn sein und zwei von uns hatten sich mit ihren Büchsen zum Kundschaften auf den Weg begeben, während Ben Bold und ich zum Schutz



Doch schneller noch hatte ich dem Kanoe aus voller Kraft einen Stoß gegeben.

im Lager zurückblieben. Vor uns brannte ein mit trockenem Holz genährtes Feuer, dessen dünner Rauch zerfloß, bevor er hoch genug stieg, um unsere Anwesenheit unwillkommenen Gästen zu verraten. Es hinderte also nichts, die ungeteilte Aufmerksamkeit den frischen Fleischschnitten zuzuwenden, die, auf Stäbchen gespießt, um die Kohlenglut standen und des gelegentlichen Drehens bedurften. In unserem sorglosen Gespräch störte uns ein Schuß. Wir spitzten die Ohren. Unsere Vermutung, daß es einem Stück Wild gegolten habe, erschütterte nach kurzer Pause ein zweites. Von Argwohn beschlichen riet ich Ben, den Horn zu ersteigen und einen Blick in die Ferne zu senden. Seine Büchse ergreifend und auf den Stammästen wie auf einer Leiter flink emporkletternd, verschwand er gleich darauf hinter den dichten breiten Blättern, so daß ich ihn beim besten Willen von unten aus nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Eine Weile hatte er zwischen dem verworrenen Gestrüch hindurchgespäht und ich lauschte noch gespannt, als plötzlich die mit unverkennbarem Schrecken gedämpft ausgestoßenen Worte: „Rette dich!“ zu

mir herunterdrangen. Gleichzeitig vernahm ich das Geräusch, mit dem in geringer Entfernung jemand durch das Dickicht brach. Da gab es denn kein langes Bedenken. Büchse, Pulverhorn und Kugelsacke packen und zu den Stahlfallen ins Kanoe werfen war das Werk eines Augenblicks, als auch schon die ersten braunen Gestalten auf der Lichtung erschienen und mit geschwungenen Messern und Beilen auf mich einstürmten. Doch schneller noch hatte ich dem Kanoe aus voller Kraft einen Stoß gegeben, und mich zugleich hineinschwingend, erreichte ich glücklich die heftige Strömung, jedoch unter Zurücklassung der Ruderkellen. Dieser Umstand war den Wilden nicht unbemerkt geblieben, und mich offenbar wehrlos wahnend, stürzten die vordersten mir nach in den Fluß. Die Fluten hatten unterdessen das Kanoe mit fortgerissen, doch schneller noch folgten die Feinde, die sich desselben Vorteils erfreuten und als gewandte Schwimmer mit langen Stöcken nachhalken. Nicht ohne Besorgnis beobachtete ich die allmähliche Verengerung der zwischen ihnen und mir bestehenden Entfernung. Dabei spiegelte sich in den braunen Gesichtern eine Wut, die nachträglich ihre Erklärung darin fand, daß der eine Kundschafter bei dem hinterlistigen Überfall einen der Ihrigen niedergeschossen hatte. Ob es hätte umgangen werden können, weiß ich nicht, mein' aber, daß dadurch nichts gebessert worden wäre. Und so rückten die Verfolger mir Stoß um Stoß näher, begleitet von dem ermunternden Gellen der auf dem Ufer zurückgebliebenen Genossen. Was mir aber bevorstand, wenn ich in ihre Gewalt fiel, darüber belehrte mich, daß die Hunde ihre Messer zwischen den Zähnen hielten, augenscheinlich um zunächst das Kanoe zu umringen, dann von allen Seiten zugleich mich anzugreifen und kampfunfähig zu machen. Da ich zögerte, zur Büchse zu greifen, galt es ihnen als Bestätigung, daß ich sie in der Hast zurückgelassen habe, oder sie mochten sich besonnen haben, mir blindlings auf den Leib zu rücken. Dafür behielt ich sie um so schärfer im Auge, und erst als der vorderste nur noch wenige Ellen entfernt, bewaffnete ich mich zu ihrem sichtbaren Schrecken. Doch kaum flog der Kolben an die Schulter, als alle untertauchten. Hofften sie, mich zu beirren, auf daß ich meinen Schuß verfrüht abgebe, so hatten sie sich heillos getäuscht. Luft schöpfen mußten sie auf alle Fälle, und so wartete ich geduldig, bis der erste Kopf oberhalb des Wasserspiegels erschien, um ihn in demselben Augenblick von der Kugel durchbohrt zurücksinken zu sehen. Noch einmal tauchte der Lump bis zur halben Brusthöhe empor, um alsbald wieder lautlos zu verschwinden.

„Wütendes Gellen schallte von dem bereits fernen Uferande herüber, mit wütendem Geheul antworteten die drei noch übrigen Verfolger. Um mich am Laden zu hindern, verdoppelten sie ihre Anstrengungen. Meine Lage aber gestaltete sich dadurch noch verhängnisvoller, daß das Kanoe auf einen Strudel geraten war und auf derselben Stelle zu treiben begann, und ich war eben im Begriff, eine neue Kugel in den

Lauf zu stoßen, als die beiden Nächsten die Hände nach dem Kanoe ausstreckten. Ich ließ die Büchse fallen, und bevor der erste festen Halt gewann, hatte ich ihn mit einer der schweren Stahlfallen über den Kopf geschlagen, daß ihm Hören und Sehen verging. Er verschwand wenigstens, und nach dem mit vollster Kraft geführten Hiebe hatte ich mich noch nicht aufgerichtet, als der zweite, wie unter dem Kanoe hervor, blüßschnell vor mir auftauchte, mit beiden Händen meinen Hals umklammerte und dem Genossen, der eine Strecke zurückgeblieben war, zurief sich zu beeilen. Ich vermochte nur noch, ihm das Messer zwischen den Zähnen hervorzureißen. An dessen Benutzung hinderte mich dagegen, daß ich, um der an meiner Kehle hängenden Last zu begegnen, mit beiden Armen mich ausstülte. Zugleich fühlte ich, daß infolge des Luftmangels die Bestimmung mich zu verlassen drohte, und es wäre mein letztes gewesen, hätte der Gegner, um dem Kentern vorzubeugen, mit dem einen Knie nicht auf dem Bootsrand nach einem Halt gesucht. Doch schlüpfrig von der Rasse, glitt er ab, und nunmehr unserem beiderseitigen Gewicht nachgebend, neigte das Kanoe sich plötzlich zur Seite, der Griff um meine Kehle lockerte sich, und zu einer letzten Anstrengung mich emporrassend, führte ich mit der bewehrten Faust blindlings einen Stoß nach seinem Halse. Ob mit



Zu einer letzten Anstrengung mich emporrassend, führte ich mit der bewehrten Faust blindlings einen Stoß nach seinem Halse.

tödlichem Erfolg, weiß ich nicht. Ich gewahrte indessen, daß er untertauchte, wieder auf der Oberfläche erschien und, einen Blutstreifen hinter sich herziehend, dem Ufer zustrebte. Und die höchste Zeit war es, daß ich von ihm loskam; denn nur um

Sekunden handelte es sich, und der andere, der bereits den Bootsrand packte, hätte mir in meiner Hilflosigkeit wie einem Hammel auf der Schlachtbank die Windpfeife durchgeschritten; nunmehr aber beeilte er sich, dem flüchtenden Genossen zu folgen.

„Erleichtert atmete ich auf und kehrte meine Aufmerksamkeit dem wie ein Kork tanzenden Fahrzeug zu. Es war inzwischen von dem Strudel hinuntergeglitten und schoß mit rasender Eile und zwar fortgesetzt in schiefer Lage einher. Gänzlich umschlagen befürchtend, neigte ich mich über Bord, fuhr aber erschrocken zurück, als ich in das verzerrte Gesicht des von der Falle Getroffenen sah. Mit schwindender Kraft hatte er sich am scharfen Bug festgeklammert. Tot war er, aber die starren Fäuste konnten nur mit dem Messer gelöst werden, worauf die Wellen über ihm zusammenzuschlugen.

„Den heimtückischen Feinden entronnen, zeigte die Gefahr sich nunmehr von einer anderen Seite. Die Fälle waren nicht mehr weit, und da mir jedes Mittel zum Steuern fehlte, trieb ich, sofern es mir nicht gelang, das Kanoe zu verlassen und irgendwo festen Fuß zu fassen, dem unabwendbaren Verderben entgegen; denn an Schwimmen in den tosenden Strudeln war beim besten Willen nicht zu denken. Ratlos spähte ich um mich. Die Indianer, die unzweifelhaft mit meinem Ende rechneten, besanden sich längst außer Sicht. Ich selbst dachte nicht anders, zumal ich in die Hauptströmung geraten war, die mich nach der Mitte des Stromes hinauftrug. Doch was mir als ein Verhängnis erschien, gereichte mir zum Heil. Es erwies sich nämlich, daß sie, von dem westlichen Ufer abprallend, die schräge Richtung nach dem östlichen hinüber verfolgte. Bald darauf flog das Kanoe dicht an schroffen Felsvorsprüngen vorbei und zwischen aus den Kluten emporragenden Klippen hindurch; dann aber dauerte es voraussichtlich nur Minuten, bis die Strömung wieder abwich, und nutzte ich die nicht aus, so war ich verloren.

„Den ersten Versuch unternahm ich mit den Fallen. Zu sicherem Wurf brachte ich beides im Vorüberschießen auf einen Felsblock, der noch in der Uferwand haftete. Der nächste nahm Pulverhorn und Kugeltasche in Empfang. Ebenso rettete ich eine kurze Strecke weiter die Büchse. Dann stand ich auf der Lauer, um auch für mich eine Gelegenheit zu erspähen. Felsen folgte auf Felsen, doch keiner, der den Füßen einen Halt oder den Händen einen rettenden Strauch geboten hätte. Schroffer wuchsen die Gesteinsmassen empor, drohender drang das Brüllen und Tosen zu mir herüber. Ums Gleichgewicht kämpfend, bohrte ich die Blicke förmlich in das Ufer ein. Die Brandung ringsum belehrte mich, daß die Strömung abermals abprallte und eine neue Bahn wählte, da gab es kein Zaudern mehr. Den einen Fuß auf dem Bootsrand, faßte ich den nächsten Vorsprung ins Auge, und gelangte, mir einen heftigen Schwung gebend, hinter demselben in ruhiges Wasser, das mir knapp bis an die Brust reichte. Der Stoß hatte das Kanoe umgeworfen, ich selbst

aber war gerettet. Silfertig kletterte ich nach oben, wo ich mich erschöpft auf den Rasen warf. Mein nächster Gedanke galt den Gefährten. Was war aus ihnen geworden? Waren alle in die Gewalt der Siour gefallen? Konnte der eine oder der andere nicht gleich mir entkommen sein? so fragte ich mich. Wie von ihnen, trennte der Fluß mich auch von den verschlagenen Feinden; ich mochte daher ohne Gefahr bis dahin zurückgehen, wo der Ahorn die verhängnisvolle Stätte kennzeichnete. Wieder im Besitz von Büchse, Munition und Fallen, wanderte ich stromaufwärts. Die ganze Nacht verbrachte ich auf dem ungebahnten Wege. Erst als der Tag sich lichtete, erkaunte ich unsern verödeten Lagerplatz. Die Koflen des verlöschenden Feuers hatten das zerstampfte Gras in Brand gesetzt, der langsam dem Ufer zuschwälte und in den trockenen Treibreisern neue Nahrung fand. Sonst regte sich nichts. Vorsichtiger noch schlich ich weiter, bis ich dem Ahorn gegenüber eintraf. Den Schutz des Gebüsches suchend, lauschte und spähte ich argwöhnisch. Alles blieb tot und still. Endlich schickte ich unsern Signalpfeiff über den Fluß. Er wurde sofort beantwortet, doch niemand zeigte sich. Erst als ich ins Freie hinaustrat, erblickte ich Ben, der zu meinem Erstaunen mit der Büchse auf dem Rücken von dem Baum kletterte und durch dringliches Winken mich aufforderte, ihm mich zuzugesellen. Leicht gesagt, aber schwer ausgeführt. Der Fluß war breit, die Strömung gefährlich; doch ich stand damals in Ihrem Alter, da setzt man sich leichter über Unbequemlichkeiten hinweg. Wiederum stromaufwärts wandernd, warf ich von Zeit zu Zeit ein Stückchen Holz oder Rinde ins Wasser und spähte ihm nach, so lange es sichtbar. Damit verbrachte ich eine halbe Stunde, als ein größerer Ast, den ich hinausgeschleuderte, die Richtung nach dem jenseitigen Ufer einschlug. Das war entscheidend. Ich schleppte mehrere von der Sonne ausgedörrte Treibhölzer herbei, schnürte sie mittels gedrehter Weiden zusammen, befestigte meine Habeligkeiten samt Kleidungsstücken auf denselben, und das kleine Floß vor mir herschiebend, vertraute ich mich schwimmend der Strömung an. Und sie half rechtchaffen nach; denn als ich landete, betrug es noch immer eine Strecke bis zu dem Punkt, wo Ben mich ungeduldig erwartete. Wieder vereinigt, wechselten wir nur wenige Worte über meine Flucht. Zu ernst beschäftigte uns das Los der Gefährten. Waren sie noch am Leben, so mußten wir alles daran setzen, sie den grausamen Feinden und einem qualvollen Tode zu entreißen. So kann der Mensch nie zu vorsichtig sein; denn hätte Ben die Büchse nicht mit nach oben genommen, wo dichtes Laub ihn den schärfsten Augen entzog, er selbst aber nordüfzig einen Blick nach unten zu werfen vermochte, so würden die listigen Hunde unfehlbar nach dem Besitzer des Gewehrs gesucht und ihn auch gefunden haben, während sie andererseits in der wilden Aufregung und gährenden Wut an nichts weniger dachten, als an eine nähere Prüfung der schattigen Baumkronen. Wie Ben berich-

tete, war die Kotte, nachdem das Kanoe samt seinen Verfolgern von der Strömung um die nächste Uferbiegung herumgeführt worden, ihm nachgegangen, bis Gellen und Heulen, das bei der Begegnung mit den beiden Überlebenden sich erhob, ihn auf den Gedanken brachte, daß ich doch wohl mit heiler Haut davongekommen sei. Zu seinem Schrecken kehrten sie noch einmal zurück, und er gab sich schon verloren, als sie, anstatt nach ihm zu forschen, ihre Rache an den Nuderkellen und sonstigen umherliegenden Gegenständen kühlten, alles zertrümmerten und in den Strom warfen. Damit fertig, gingen sie, wie Ben auf seinem lustigen Sitze erkundete, bis dahin zurück, von wo aus sie vorigen Tages den Angriff auf uns einleiteten.

„Zunmer noch einen Überfall fürchtend, verbrachte er die Nacht da oben. Erst kurz vor meinem Signalpfeiff entdeckte er, daß die Wilden ausbrachen und in westlicher Richtung abzogen.

„Verschlagen und halbverhungert rasteten wir vor allen Dingen. Zum Glück hatte die Brut sich zwar an unserm Fleischvorrat gütlich getan, jedoch verabsäumt, den Nest mit fortzunehmen. Ein Mahl war daher bald angerichtet. Zur Sicherheit steckten wir noch einige geröstete Fleischstücke zu uns, und mit frischen Kräften begaben wir uns auf den Weg.

„Nachdem wir uns im Vorbeigehen überzeugten, daß die Siour, die unglückseligen Gefangenen zwischen sich, ihre Neststätte in der Tat ausgegeben hatten, folgten wir ihnen auf dem frisch gebrochenen Pfade nach. Meile auf Meile wanderten wir, und die Sonne neigte sich dem Untergange zu, als mehrere Rauchsäulen uns darüber belehrten, daß wir uns einem größeren Lager näherten. Von da ab verdoppelten wir unsere Vorsicht. In weitem Bogen daselbe umschleichend, gelangten wir auf eine felsige Hügelkette, die das Tälchen eines spärlich fließenden Baches begrenzte und einen Überblick ermöglichte. Mehrere Lederzelte erhoben sich auf der grasigen Lichtung. Pferde weideten hier und da. Der hochstehende Mond und die lodernden Feuer verbreiteten hinlänglich Helligkeit, um die Gefährten deutlich zu unterscheiden. Unter einem Baum saßen sie, mit dem Rücken an dem Stamm gefesselt. Hin und wieder stürzte eine wütende Squaw auf sie zu, um sie keifend mit Verwünschungen zu überschütten und das Messer drohend vor ihren Gesichtern zu schwingen. Andere kauerten am Wasser und sandten abwechselnd unheimliches Klagegeheul in die Nacht hinaus. Die Männer lagerten um ein größeres Feuer. Der Kalumet ging von Hand zu Hand, und wenn einer sich erhob, so geschah es, um in wilder Rede den Nachedurst zu schüren. Nach unserem Dafürhalten hatten die beiden Gefangenen, sofern wir nicht einschrritten, nur noch vier Tage zu leben; denn so lange dauerte es bis zum Vollmonde, dessen geheimnisvoller Wechsel die Nähe des großen Manitu verriet.

„Auf den ersten Blick begriffen wir die Unmöglichkeit, die Armsten weder durch List noch durch Gewalt

zu befreien. Wäre es uns bei dem unter den Wilden herrschenden Sicherheitsgefühl und der damit geeinten Sorglosigkeit wirklich gelungen, die Bande zu zerschneiden, so hätte die mißglückte Flucht nur unser aller Ende besiegelt. Und so gipfelte unsere Hoffnung allein darin, daß der Wasserlauf vor uns dasselbe Flüsschen sei, nahe dessen Mündung wir das Biberdorf entdeckten. Bestätigte sich das, so konnte die Entfernung bis dahin höchstens sieben bis acht englische Meilen betragen. Dann aber gelangten wir mit dem Fäßchen in den Besitz von Mitteln, durch die wir sogar einer noch stärkeren Horde gewachsen gewesen wären.

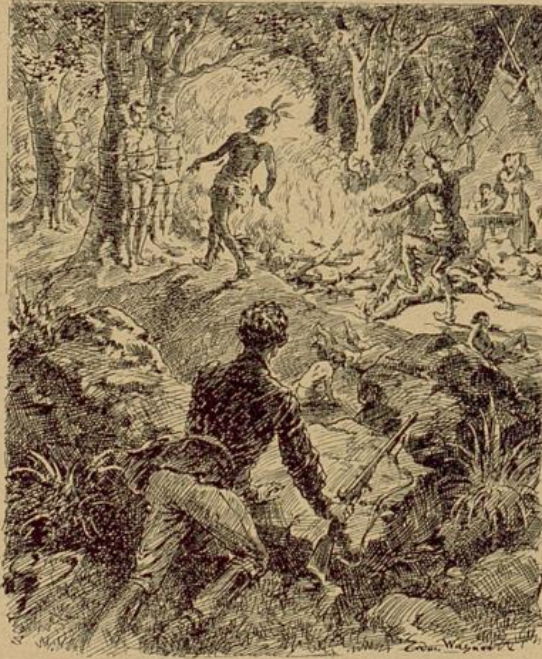
„Zum Äußersten entschlossen, schlichen wir auf dem keine Fährten annehmenden Abhänge in den Bach hinab, wo die Spuren ebenso schnell verwischt wurden, wie sie entstanden, und ihn zum Wegweiser wählend, erreichten wir noch vor Tagesanbruch die Biberdämme und unsere Schatzkammer. Nach kurzer Rast und einem kräftigen Zug aus dem Fäßchen traten wir den beschwerlichen Rückweg an. Abwechselnd trugen wir die Waffen und den Whisky, und über die innezuhaltende Richtung nicht im Zweifel, trafen wir bei Einbruch der Dunkelheit in der Nachbarschaft des feindlichen Lagers ein. Da ich unfehlbar wieder erkannt worden wäre, unternahm Ben es, mit den Sioux in Verkehr zu treten, wogegen ich selbst unter dem Schutz der Nacht bis an den Saum der Lichtung vorkroch, wo ich mich behutsam zwischen Gestein und Gestrüpp einnestelte.

„Ben war inzwischen auf einem Umwege dem bekannten Pfade zugeeilt, und in denselben einbiegend, schritt er frei und offen ins Lager. Sein plötzliches Erscheinen rief eine geräuschvolle Bewegung hervor. Als man ihn umringte, bot er den mißtrauischen Wilden sein Feuerwasser zum Tausch für Pelzwerk an; zugleich gab er als Beweis seines Vertrauens zu verstehen, bei ihnen übernachten zu wollen. Eine kurze Beratung folgte, worauf man ihn um das Faß erleichterte und vor die Gefangenen hinführte. Argwöhnisch hingen alle Augen an beiden Theilen. Doch die Unglücksgefährten waren auf der Hut. Nicht mit der leisesten Miene verrieten sie Erkennen. Das aber genügte den schon allein durch den Anblick des Fasses

gefährlich aufgeregten Rothhäuten nicht, und so machten sie kurzen Prozeß. Um sich dem Genuß des ihre Sinne schon im voraus bannenden Feuerwassers ungestört hingeben zu können, schnürten sie Ben ebenfalls an einen Baum, worauf die Hälfte der Krieger das Lager verließ, um die nächste Umgebung zu durchsuchen. Großen Eifer verrieten sie beim Abspüren nicht, denn schon nach einem Viertelstündchen führte überwältigende Gier sie wieder zurück, wobei einzelne so dicht an mir vorüberschritten, daß ich sie beinahe mit der ausgestreckten Hand hätte berühren können. Die Aussicht auf einen festen Rausch hatte sie blind und taub gemacht.

„Endlich reichte man sich um das Feuer. Das Spindloch des Fasses wurde geöffnet und in langen Zügen trank der vornehmste Krieger, während die lüfternen Augen der übrigen ihn mit neidischer Spannung überwachten. Als er das unhandliche Gefäß absetzte, wollte ein anderer zugreifen, allein einer neuen Geduldprobe war keiner mehr gewachsen. Das Fäßchen wurde daher in zwei Blechfessel entleert, aus denen jeder nach Belieben schöpfte, dann aber war's eine rechte Genugthuung, zu beobachten, wie alle sich in ihr Verderben hineintrauten. Weiber und Kinder, die sich anfänglich schon im Hintergrund hielten und schon allein durch den Whiskyduft unwiderstehlich angezogen wurden, rückten immer näher, bis sie endlich hinter den unerfättlichen Zedern kauerten und mit der Raubgier hungriger Wölfe den Zeitpunkt herbeischnitten, in welchem der letzte besinnungslos umsinken würde, um dann selbst über den Nest, so weit er nicht verschüttet worden, herzufallen. Ja, dergleichen muß man gesehen haben, um es zu glauben. Aber die Wirkung des Alkohols auf die Indianer ist fast eine unmittelbare und daher um so gefährlicher.

„So entwickelte sich denn auch hier ein Gelage, wie ich in meinem langen Leben nie ein gräßlicheres beobachtete. Dumpfes Heulen, wahnwitziges Lachen und wütendes Zammern zitterten durch die Nacht. Unterdrückte Feindschaft und verheimlichte Eifersucht brachen sich Bahn. Im Kampf um die gefüllten Tonnapfe wurden Messer gezückt und der Tomahawk geschleudert. Aber die blöde stieren Augen waren geblendet, die bewehrten Arme erschlaft, daß die



Endlich erhob sich ein junger Krieger und schwanfte, das Beil in der Faust, auf die Gefangenen zu.

Waffen ihr Ziel nicht erreichten oder es verfehlten. Endlich erhob sich ein junger Krieger und schwankte, das Beil in der Faust, auf die Gefangenen zu. Mir stand der Atem still und ich zog bereits die Büchse vor mich hin, als er taumelte, hinfiel und nach dem vergeblichen Versuch, sich wieder aufzurichten, wie leblos dalag. So folgte einer dem anderen. Wer zusammenbrach, verharrte mit verzerrten Zügen und gekrümmten Gliedern in der unnatürlichen Stellung. Raum aber war der Letzte einer unlösllichen Betäubung anheimgefallen, als Weiber und Kinder sich herandrängten, und jedes fand noch mehr als genug vor, um sich dem Genuß des Feuerewassers nach Willkür hingeben zu können. Schneller als der Männer bemächtigte sich ihrer Trunkenheit. Ringend um die Vorhand, wanden sie sich scheußlich durcheinander und stolperten über die Leiber der Besinnungslosen, um nicht mehr aufzustehen. Schwächer wurde das Keifen, Grunzen und Kreischen. Blöder stierten die verglasteten halbgeschlossenen Augen. Die Mutter wälzte sich auf den Säugling, die Faust des Vaters umklammerte das Messer, an welchem vielleicht das Blut des Bruders oder des Sohnes klebte. Es war fürchterlich anzuschauen und doch kein zu hoher Preis für die Befreiung der Gefangenen. Der wüste Lärm war aber noch nicht ganz verstummt, als ich mit schnellen Schnitten deren Bande löste und sie aufsprang, um durch heftige Bewegung die in Krämpfen erstarrten Glieder neu zu beleben und zu schmeidigen. Obwohl hier und da ein Kopf sich hob, unter dem wirren schwarzen Haar hervor stumpfsinnig zu uns auf sah und wieder zurück sank, fühlten wir uns doch vollkommen sicher. Auf mehr als sechs Stunden zum Vorsprung durften wir indessen nicht rechnen, und so trafen wir schleunigst unsere Vorbereitungen zur Flucht. Vier Pferde standen bald unter Reitsätteln, vier andere unter Packböcken. Auf zweien von diesen verladen wir den wertvollsten Teil des vorhandenen Pelzwerkes und damit waren wir reisefertig. Es brauchte nur noch die Möglichkeit der Verfolgung abgebrochen zu werden. Das niedergebrannte Feuer wurde geschürt und mit dem zur Hand liegenden Holz genährt, daß es hoch aufloderte, und dahinein wanderten Sättel, Riemenzeug und Fangleinen. Es folgten alle Waffen, die in der Haft zu finden waren; sogar die Küchengeräte wurden der Vernichtung preisgegeben, und wohlgenut ritten wir der Biberkolonie zu. Die tags zuvor geöffnete Schatzkammer fanden wir unberührt. Ohne Zeitverlust zogen wir die verborgenen Vorräte ans Tageslicht, verladen sie auf die beiden noch unbelasteten Pferde, und ungestört ging es am Mississippi hinunter nach dem Dorfe der Schippewäs."

Mit dem letzten Wort hielt Leroux sein Pferd an. „Ich kalkulier“, wir erwarten den Train,“ bemerkte er absteigend.

Ich folgte seinem Beispiel. Wir befanden uns in der Mündung einer zerklüfteten Schlucht. Vor uns dehnte eine von Bergjochern eingeschlossene salbe Sandebene sich aus, ein Bild wahrer Trostlosigkeit. Wie

um uns für den Anblick zu entschädigen, zauberte die Mirage, durch den Zusammenstoß ungleich erwärmter Luftschichten bedingt, einen trügerischen, wellenschlagenden Wasserpiegel vor uns hin.



Maria Roth
Josef Bachsteiger

Der Gotteslohn.

Bachsteigers Sepple hatte in seiner Jugend nicht viel Speck und Nuten schnitten bekommen, und Braten gar kannte er nur vom Hörensagen. Sein Vater war nämlich nur ein armer Holzmacher, dazu noch häufig krank, und die Mutter ging, soweit sie bei ihrer Kinderschar Zeit zu erübrigen vermochte, bei den Bauern in Tagelohn, wobei sie auch keine Reichtümer zu sammeln vermochte.

Trotz alledem wuchs der Sepple, der Kronprinz der Holzmachersfamilie, prächtig auf, und man sah es seiner strammen Haltung und den gesund roten Backen entfernt nicht an, daß der Magen weniger gut als der des Bürgermeisters Hänslle versorgt wurde. Ja, man hätte eher das Gegenteil annehmen können, denn Bürgermeisters Hänslle, dem man den ganzen Tag „Mund, was willst du“ zuschobbe, so daß keine genossene Speise die ihr gebührende Zeit zur Verdauung bekam, sah im Gegensatz zu dem Bachsteiger Sepple sehr elend, schwächling und gelbhäutig aus.

Der Bachsteiger Sepple war aber nicht nur körperlich, sondern auch, was Geist und Gemüt betraf, ein sehr wohlgeratener Bursche. Der Pfarrer und sein Lehrer meinten oft, es sei schade, daß er in der Bachsteigerhütte und nicht auf dem Rinkenhof, wo die erforderlichen Mittel da wären, zu Hause sei, denn wenn einer, so hätte der das Zeug zum Studieren.

Der Sepple grübelte über seine Armut nicht weiter nach. Er hielt sich nicht an die Wörtchen „wenn“ und „aber“, er rechnete nur mit der Tatsache und betrachtete die Dinge frisch und munter, wie sie waren. Er wurde zuerst ein fideles Gänsehirt, dann, als er die Hosen selbst zuzuknöpfen verstand, wurden die Schweine und schließlich die Kühe, Kälber und Ochsen seiner Obhut anvertraut, die er denn auch meisterlich zu regieren verstand.

Bei den Bauern, deren Hirte er war, gab es nun zwar fettere Bissen als in der Hütte seiner Eltern. Aber dennoch gefiel es ihm nirgends besser als daheim bei seinen Angehörigen, und die glücklichsten Stunden waren es, die er an Sonntagnachmittagen bei seiner „Tate“ (Mutter) zubringen konnte. Und als die Tate ihm eines Sonntags unter Tränen erzählte, daß es anfangs fast nimmer zureichen wolle,

seit der Vater wieder drei Wochen krank gelegen und nichts mehr verdienen konnte, da stürzten dem Sepple ebenfalls die Tränen aus den Augen, und in der weichen Stimmung schlang er beide Arme um der Mutter Hals und sagte: „O Tantele, wenn ich nur erst groß bin, sollst du keine Not mehr leiden,“ und als er an jenem Nachmittage heim zu seiner Bäuerin kam und diese ihm, wie gewohnt, ein Stück Speck und Brot vor dem Ausfahren vorsetzte, schob er beides zurück und sagte: „Nit, nit, Büri. I will nünt meh' z' Obe und z' Müni, so lang min Vatter so chrank ischt und d' Muetter so schmal choche muess. Hebet de Speck und 's Brot, wo ich esse sött, uf die Woche un gem mer's derno am Sunntig alles mitenand, aß i's miner Muetter bringe cha!“

Die Bäuerin, die auch keinen Stein an Stelle des Herzens liegen hatte, war gerührt ob Sepples kindlicher Liebe und meinte: „Deiner Mutter, Sepple, will ich Speck und Brot schicken, wenn es ihr so söllt mangelt, und auch hie und da ein „Chacheli“ Milch und Erdäpfel. Aber du brauchst deswegen nicht zu fasten. Ich nur tapfer und fahr denn us in Gottesname. Du bist ein recht braver und gattiger Bub.“

Der Sepple war überglücklich über das Versprechen der gutherzigen Bäuerin, und damit ihr Lob betreffs des braven und gattigen Bubens seine Rechtfertigung finden sollte, bemühte sich Sepple nur noch mehr in der Bäuerin Dienst; fleißiger trug er ihr Holz in die Küche, noch sorgsamer hütete er das ihm anvertraute Vieh, zarter und liebevoller ging er mit dem kleinen Theresle, der Bäuerin Töchterchen, um, und er dachte schon der Zeit, wo er auf dem Hof den Knecht machen und durch den erhöhten Lohn noch mehr zur Linderung der Not, die in seiner Eltern Verghäuschen so erbarmungslos sich niedergelassen, beitragen konnte, da kam der Pflasterermeister Nübling auf den Hof, um unter der Dachtraufe eine Rinne aus Rheinwaden herzustellen. Der Sepple mußte ihm den Handlanger machen, und erwies sich dabei so fleißig und geschickt, daß Herr Nübling dachte, einen besseren Lehrbuben, den er gerade brauchte, würde er nirgends mehr finden.

„Sepple,“ sagte er eines Tages zu ihm, „hättest du nicht Lust zum Pflastererhandwerk? Es ist das schlimmste noch lange nicht. Mir scheint, daß du sehr gut dazu passen würdest.“

„Ja, verdient ein Pflasterer auch viel Geld?“ fragte Sepple, der dabei an seine bedrängten Eltern dachte, „ich muß eben schon einen Lohn haben, daß ich mein armes „Tantele“ unterstützen kann.“

„Das wird dir bei meinem Handwerk eher möglich sein, als wenn du Bauernknecht bleibst. Als Lehrling bekommst du bei mir Kost und Wohnung, ich beschaffe dir die Kleider und gebe dir überdies das erste halbe Jahr wöchentlich zwei, später drei, auch fünf Mark. In zwei Jahren hast du ausgelernt, dann verdienst du fünf, auch sechs Mark am Tag, bei Accordarbeit und erforderlichem Fleiß kannst du es auf zehn Mark bringen!“

Fünf bis sechs Mark im Tag! Das schien dem Sepple, der im Jahr nur dreißig Mark und zwei Paar Pechschuhe nebst Strümpfen und Zwilchhofen bezog, ein Vermögen zu sein, und die Aussichten, die ihm da der Pflasterermeister eröffnet hatte, brachten ihn fast aus dem Häusle.

„Mir wär's schon recht, Meister Nübling, aber Ihr müßt halt mit mine Eltere und au mit em Bur rede. Denn so drus laufe möcht' i doch nit,“ sagte Sepple.

Und Meister Nübling sprach zuerst mit Sepples Angehörigen und dann ebenso mit seinem derzeitigen Meister, dem Ninkenbauern. Die ersteren waren gerne damit einverstanden, und der Ninkenbauer sagte, er verliere den Sepple, an dem er sich einen tüchtigen Knecht heranzuziehen beabsichtigt habe, ungern, aber seinem Glück wolle er nicht im Wege stehen. Wenn der Sepple beim Handwerk ein besseres Auskommen finde, nun wohl denn, er gönne es ihm von Herzen, denn er sei immer ein fleißiger, braver Bube gewesen, der ein besseres Stück Brot verdient habe.

So zog Sepple mit Meister Nübling in die Stadt, und beide hatten es nicht zu bereuen. Sepple wurde ein tüchtiger Arbeiter in seinem Fach, und die Frau Meisterin sagte oft, einen braveren Lehrlingen hätten sie noch nie im Hause gehabt.

Schon als Lehrlinge schickte Sepple alles, was er nur ausbringen konnte, heim an seine Eltern, und als er einmal Geselle wurde, konnten diese in jedem Monat sicher auf einen Beitrag von dreißig Mark rechnen. Zur Besperzeit, wenn seine Mitgesellen sich jeweils ein paar Flaschen Bier genehmigten, trank Sepple nur zwei Glas, aß ein tüchtiges Stück Brot dazu, und abends ging er gar nicht ins Wirtshaus; von einem „Blauen“ war bei ihm gar keine Rede. Er hatte zwar dieses mäßigen Lebens wegen viel anzustehen von den andern, aber das Bewußtsein, seine kindliche Pflicht erfüllt zu haben, tröstete ihn über alles. Und als seine Meisterin einmal meinte, seine kindliche Liebe sei ja schön und zu loben, daneben aber sollte er doch auch mehr an sich selbst denken und nicht gar alles heim schicken, sondern auch etwas auf der Sparkasse anlegen, da sagte Sepple, der inzwischen zu einem strammen, prächtigen Sepp ausgewachsen war: „Auf die Sparkasse? Da lege ich ja schon lange alles an, was ich erübrigen kann, und zwar in die Sparkasse unseres lieben Herrgottes, wo das Kapital am besten angelegt und verzinst wird. Meine Mutter sagt allemal, wenn ich heimkomme, „Sepple,“ sagt sie, „du verdienst dir einen Gotteslohn an uns.“ Und was meine Mutter sagte, hat sich noch immer als wahr erwiesen, und so sehe ich getrost der Zukunft entgegen, und was sie mir auch bringt, Leben oder Tod, ich erschrecke nicht, denn ich hab' meine Kindespflicht immer erfüllt und halte mich an das göttliche Wort, welches sagt: »Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest und es dir wohl ergehe auf Erden.« Aber auch ohne diese Verheißung, ohne Aussicht auf Wiedervergeltung würde ich meine Pflicht tun. Wo kein Gesetz mich zwingt,

da spricht mein Herz. Ich könnte meine Eltern, denen ich nächst Gott alles verdanke, die von Jugend auf ihr mageres Stücklein Brot mit mir teilten, nicht darben sehen."

Die Meisterin war gerührt über diese Worte und konnte ihn nicht genug loben, dafür aber verspotteten ihn seine Mitgesellen um so mehr, doch Sepple sagte dann immer nur: "Lacht nur, wer zuletzt lacht, lacht am besten, und ich glaube, daß ich der Letzte im Lachen sein werde." Er behielt Recht, er konnte wirklich zuletzt lachen.

In Hinterfingen, seinem Heimatsorte, war der Badwirt, trotzdem er der Mittel zum Leben viel mehr als genug hatte, auch der grauen Haare und Jahre noch wenige zählte, zu seinen Vätern gegangen, und seine Frau, die Marianna, die nun meinte, es sei nicht mehr zum Dasein, folgte ihm in ganz kurzer Zeit darauf. Marelli, der Eltern einziges Kind, war nun die Erbin all ihres reichen Nachlasses. Das Bad war gut besucht, lag in überaus schöner, gesunder Gegend, war schuldenfrei, und die schönsten Äcker und Wiesen, die in der Hinterfinger Gemarkung lagen, gehörten dazu.

Ein Wirt zu werden, ist heute gar vieler Menschen Absicht und Begehr. Denn die immer zunehmende Mode des Zusammenstehens, Wirtshaushockens und die Trunksucht machen diese Geschäfte vor allen andern rentabel. Und dann ist es auch plästerlicher und weniger mühsam, mit den Gästen zu politisieren, als am Schraubstock, Amboß oder an der Hobelbank zu stehen, wobei das Brot nur unter vielem Schweiß gewonnen wird. Daher kommt es auch, daß alle älteren Herrschaftsdienere, Kutscher, Landwirte, denen das Arbeiten verleidet, auf die Frage: "Was wirst du nach deiner Verheiratung oder nach Aufgabe deines jetzigen Geschäftes beginnen?" zur Antwort geben: "Eine Wirtschaft will ich pachten. Das ist ein Geschäft, wobei man allein noch auf einen grünen Zweig kommen kann."

Und wenn nun gar noch eine Badwirtschaft mit erträglicher Dekonomie frei wird, dann kann man sich denken, daß alle Hände sich darnach ausstrecken, besonders wenn sie zu erheiraten ist, und man im Glücksfalle nicht zu kaufen braucht.

Und so kam es denn, daß des Badwirts Marelli, das nun im Bad zu Hinterfingen das Regiment führte, eine sehr gesuchte Person wurde. Leute aus allen Ständen beiderlei Geschlechts kehrten nun ein. Die alte Nazibäuerin, die sehr viel Hochmut und drei heiratsfähige Buben hatte, stellte sich ein, weil, wie sie sagte, ihr Keißimatismus den Gebrauch des Bades nötig mache. Und damit man ja von der Wahrheit ihrer Angabe überzeugt werden möchte, badete sie täglich zweimal und aß daneben wie ein Drescher. Unter Tags sprach sie dann vom Wetter, von den Heiligen, vom Korn und vom Hansbau und so ganz nebenher natürlich auch von ihrem Schorsch, der in Karlsruhe bei den Grenadieren stand und schon einen Knopf bekommen hatte. Der sei einer, wie es sie nicht alle Tage schneie, sagte die Nazibäuerin

zu Marelli, der jungen Badwirtin. Die Mädchen in Karlsruhe, sogar die Tochter seines Feldwebels, man solle denken, laufen sich fast die Beine ab um ihn. Er aber, das habe er schon oft geschrieben, wolle eine tüchtige Frau vom Lande, die Hand mit anlegen und selbst kochen und bügeln, waschen und nähen könne, keine so verhätschelte Stadtmamsell, an der bloß der Mund gut sei. Sie, die Nazibäuerin, habe um den Schorsch keine Angst, der gäbe einen Mann aus dem ff, und selbst das Marelli würde sein Glück mit ihm machen, meinte sie. Als das Marelli aber auf diese Herausforderung nicht einging und unter den Worten: "Ich muß nach dem Fleisch sehen, ob es weich ist," zur Küche sich begab, und auch spätere Anzapfungen geschickt zu umgehen verstand, erklärte sich die Nazibäuerin als geheilt und zog wutschnaubend heimwärts. Nun steckte des Bürgermeisters Hans ein goldenes Knöpfchen vornen in die fein gefältelte Brust seines Sonntagshendes und zog ein rotseidenes Knüpfle, ein Halsstüchle, an, dessen Franzen im leisen Zephyr des Frühlings sich wiegten, und versuchte mit herrischem Auftreten sein Glück, aber alles war umsonst. Marelli blieb kühl bis ans Herz hinan, und Hans konnte gehen, woher er gekommen. Jetzt ließ sich des Müllers Andres Kanonentiefel nach der neuen Mode machen, bestieg des Vaters Fuchswallach und suchte als Ritter zu gewinnen, was Hans, dem Bürgermeistersohn, zu Fuß nicht gelungen war. Auch er hatte kein Glück. Aber Marelli mußte heimlich nur lachen ob seinem Gebaren und sagte zu sich selbst: "Sie können laufen und reiten, sich putzen und schmücken, solange mein Herz nicht warm wird, nehme ich keinen. Und besonders solche Proben, die mir durch ihre Anträge eine Gnade zu erweisen vermeinen, sind mir in der Seele zuwider."

Als ihr aber Sepples Mutter, die im Bad zum Waschen angestellt war, von des Sohnes Liebe und Treue, von seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit erzählte und seine Photographie und die Postabschnitte, die sie jeweils mit den Geldsendungen erhielt, zeigte und dabei Freudentränen vergoß, natürlich und ungemacht, und ohne eine Absicht dabei zu haben, da wurde es dem Marelli warm ums Herz, und es sagte: "Was der Sepp Euch schon alles getan hat, Bachsteigerin, ist viel, wenn man bedenkt, daß er jeden Pfennig erst sauer verdienen muß, und die, welche ihn einst zum Mann bekommt, kann sich glücklich schätzen. Denn wie die Liebe und Treue des Sohnes zur Mutter, so die Liebe zum Mädchen seiner Wahl. Habe ihn schon lange nicht mehr gesehen, er kommt so selten nach Hinterfingen."

"Er ist halt immer am Sparen, und er hat schon oft gesagt, daß er das Geld lieber bei uns, seinen alten Eltern, als an der Eisenbahn anlege. Nächste Pfingsten aber wird er kommen, und wir freuen uns jetzt schon drauf."

"Hoffentlich wird er dann auch dem Bad einen Besuch abstatten," sagte Marelli. "Habe ihn immer gut leiden können, weil er so brav, artig und nicht

so grob wie die andern Buben war, und möchte ihn gar gern wieder einmal sehen.“

Die Bachsteigerin war glücklich, daß das Mareili, die reiche Badwirtin, sich auch für ihren Sepp interessierte, und hinterbrachte ihm, als er heimkam, deren Wunsch, und der Sepp, der sich noch gar wohl an das Mareili erinnerte und an die Butterknechten, die es ihm oft auf dem Schulweg zugesteckt hatte, war gerne dazu bereit, diesen Wunsch zu erfüllen.

Der Sepp war bei seinem so mächtigen, soliden Lebenswandel ein recht hübscher Bursche geworden. Etwas über mittelgroß, hatte er eine gesunde, blühende Gesichtsfarbe, schöne, treue, herzzgewinnende, blaue Augen, blonde Kraushaare, und ein allerliebstes Schnurrbärtchen, und als er nun der jungen Badwirtin Besuch machte und ihr so treuherzig, freundlich und gewinnend die Hand reichte, da wurde Mareili über und über rot, und das Herz wurde warm und wärmer und heißer, je länger sie mit dem Sepp verkehrte. Der Sepp selbst aber sah zu Mareili wie zu einer Heiligen auf, und sein bisher unberührtes Herz wurde bis in die tiefsten Tiefen bewegt. Und als er wieder fort mußte und Mareili die Hand reichte zum Abschied, da zitterte seine Stimme leise, als er sagte: „Adje, b'hüt di Gott, Mareili. So schwer wie diesmal ist mir der Abschied von Hinterfingen noch nie geworden.“

„Könntest ja auch da-bleiben, wenn dir das Fortgehen so antut,“ entgegnete Mareili.

„Und was treiben in Hinterfingen?“ fragte Sepp.

„Nun, hier im Bad gibt es Arbeit mehr als genug, und es mangelt immer mehr an einer männlichen Hand. Ich selbst kann doch nicht überall sein.“

„Mußt halt heiraten, Mareili, das ist das beste. Ich würde ja gern bei dir bleiben, nirgends lieber auf Gottes Erdboden als bei dir. Aber denk doch, Mareili, was die Leute sagen würden. Du weißt ja, wie böß die Welt ist. Und dann würde ich bei allem Fleiß auf deinem Geschäft den Lohn wie in der Stadt bei meinem Handwerk nie verdienen, was meine lieben Eltern bitter empfinden müßten. Nein, Mareili, so gern, so gern ich bei dir bliebe, es geht nicht, die Verhältnisse sind zu sehr dawider.“

„Und wenn wir nun die Verhältnisse verbesserten,

wie der Herr Lehrer es jeweils mit unseren Schulheften getan, wenn ich, um alles klipp und klar zu machen, sagte: bleibe da und werde Badwirt! — was würdest du sagen?“ fragte Mareili erglühend.

„O Mareili,“ erwiderte Sepp, „treibe keinen Spott mit mir, keinen Scherz mit meinem Herzen, es liebt dich zu sehr, um solches ertragen zu können. Ich weiß ja selbst, daß ich ein armer Schlucker bin und an eine solche Möglichkeit, an eine Verbindung mit dir nicht denken darf, und du solltest es nicht mit deinem Spott mir noch vorhalten. B'hüt Gott, Mareili,“ sagte er, ihr die Hand reichend.

„Sepp, ich treibe keinen Spott mit dir, wie kannst du mir auf solche Gedanken kommen. Ich sage im Ernst: bleibe da und werde Badwirt. Und hast du kein Vermögen, so bringst du mir doch ein treues, braves Herz und Gottes Segen, und das beides ist mehr als alles andere.“

Was nun folgte? Ein Glück, ein Lieben, ein Herzen, ein Küssen, wie es nur zwei echte Liebesleute kennen.

Sepp blieb wirklich da, und vier Wochen später lasen die Hinterfinger am Rathaus eine Bekanntmachung, die ihre Nasen sehr in die Länge zog. Damit sie in keinem Zweifel über die Wichtigkeit des standesamtlichen Anschlages sein konnten, verkündete der Pfarrer noch von der Kanzel: „Zum heiligen Sacrament der Ehe haben sich entschlossen: Joseph Bachsteiger, des Anton Bachsteiger und der Barbara Bachsteiger, geborenen Maier, ehelicher Sohn, — und Maria

Noth, des verstorbenen Franz Noth und dessen Ehefrau Maria Noth, geborenen Verteis, eheliche Tochter.“

Das war deutlich, und die Hinterfinger konnten, so viele auch dazu Lust haben mochten, nichts dagegen tun. Sepp und Mareili aber lebten zusammen in gutem Frieden. Um das Glück voll zu machen, schenkte Mareili dem Sepp ein paar allerliebste Kinder. Unter Sepps Leitung nahm das Geschäft einen hohen Aufschwung. Und sagte hie und da einer: „Was du anfängst, Sepp, gelingt dir, und das Geld macht in deinen Händen Junge,“ dann antwortete der Sepp: „Mich wundert's nicht. Ich legte mein Geld auf der Sparkasse des lieben Gottes an, und da trägt es Zinsen und Zinseszinsen und wird immer mehr. Ich steh' in Gottes Lohn!“



„Adje, b'hüt di Gott, Mareili.“

Suum cuique.

Eine Standrede.



Es war an einem warmen Sommerabend, der Löwenwirt von Vietigheim befann sich gerade, ob er schon zu Bette gehen sollte oder noch ein Stündchen vor die Haustüre sitzen. Auf Gäste brauchte er nämlich heute nicht mehr zu warten, obgleich die Uhr noch nicht einmal die achte Stunde zeigte. Auf dem Lande ist es damit bekanntlich so: Des Bauern größter Freund nach getaner schwerer Feldarbeit ist der Schlaf, und wer seit vier Uhr morgens auf den Beinen ist, der braucht sich nicht zu genieren, mit den Hühnern zu Bette zu gehen. Da guckte auf einmal der Hintende zum Fenster herein, und jetzt wußte der Löwenwirt, was er zu tun hatte denn als der Hintende nach einem herzlichen Grüß Gott fragte: „Soll ich hineinkommen oder kommt Ihr heraus?“ da nahm der Löwenwirt sein Päcklein roten Reiter vom Gläserbrett und wanderte mit dem Hintenden hinter nach der nahen Dorflinde, unter der sich Kilian der Schmied und der Barbier Peter bereits niedergelassen hatten. Als der Herr „Medizinalrat“ den Hintenden kommen sah, hatte er den merkwürdigen Einfall, die paar Schritte nach seinem Hause zu laufen, von wo er nach wenig Augenblicken mit zwei großen Papierlampions zurückkam, die er noch von einem Sebanfeste her im Besitze hatte. Der Hintende aber verbat sich lachend eine solche Ehrenbezeugung und meinte, er solle die Kerzen lieber aufsparen bis zu seiner nächsten Kindtaufe oder etwas Ähnlichem. Eben kam auch der Knöpflebauer auf die Dorflinde zu; er suchte den Löwenwirt. „Wo fehlt's, Knöpflebauer?“ fragte dieser, „Ihr macht ja ein Gesicht wie acht Tag' Regenwetter!“ — „Wo's fehlt?“ gab der Bauer zur Antwort, „der Teufel ist los und die Knechte sind fort, mitten-in der Ernte fortgelaufen, das Lumpenpack! Die Kerli het der Haber g'stoche, mer isch immer

no viel f'gut mitene, nix z' fresse sott merne gebe, dene Raibe. I wott, sie müesste 's Broi kaufe un der Laib tät zehn Mark koste.“ Mit dem Davonlaufen der Knechte hatte es aber folgende Bewandnis: Tags zuvor war ein starkes Gewitter niedergegangen und der Bauer bestand darauf, die Garben müßten hereingeholt werden, obgleich es schon zu regnen anfing. „Nas sind sie nun doch schon einmal,“ meinten da die Knechte, „und hexen können wir auch nicht.“ Bei ruhiger Überlegung hätte der Knöpflebauer selbst eingesehen, daß es unter diesen Umständen schon das vernünftigere gewesen wäre, die Garben, wie die Knechte meinten, draußen zu lassen, aber da er nun einmal anders befohlen hatte, so glaubte er auch, auf seinem Befehl bestehen zu müssen. „Das werd' ich besser verstehen,“ schrie er die Knechte in gereiztem Ton an, „die Garben müssen heim und damit Punktum.“ Da es aber jetzt in Strömen regnete, wollten der Xaver und Hans, der Oberknecht, dem meisterlichen Befehl keine Folge geben, und nun brach auf dem Knöpflebauernhof ein Gewitter los, ärger als das droben am Himmel, und da der Bauer in den Donner seiner Rede Worte legte, die in keinem Komplimentierbuch stehen, so warfen die Knechte dem Meister Geißel und Gabel vor die Füße und gingen fort, ohne Adieu zu sagen. So standen die Sachen, als an dem Abend der Knöpflebauer zum Löwenwirt gekommen war, und erst als dieser ihn



„Die Garben müssen heim und damit Punktum.“

auszuhelfen versprochen hatte, fiel ihm der größte Stein vom Herzen, aber seinem Zorn glaubte er noch nicht Luft genug gemacht zu haben. „'s isch halt kei Verlaß uf d' Lüt' meh,“ schimpfte er, „frech, suul un widerspenstig sin alli!“ — „Halt einmal,“ rief jetzt der Hintende, „ich glaub', Ihr schüttet da das Bad mitsamt dem Kind aus. Recht war es gewiß nicht von Euren Knechten; was Ihr befohlen

habt, das hätten sie tun sollen, wenn der Befehl auch noch viel dümmere gewesen wäre, denn es wäre doch nur zu Eurem und nicht zu ihrem Schaden gewesen; aber wüßt machen hättet Ihr nicht sollen, damit seht sich niemand in Respekt. Ich an Eurer Stelle hätte einfach selbst die Gabel auf die Achsel genommen, und ich bin überzeugt, die Knechte wären Euch nachgelaufen wie Hündlein. Ihr kennt doch den Spruch: »Der Herr muß selber sein der Knecht, will er's im Hause haben recht,« oder den ähnlichen: »Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber tut.« — »s wird ein au bald nix anders meh übrig blibe,« meinte der Knöpflebauer verdrücklich, »mer kriegt uf em Land jo fast überhaupt teini Dienstbote meh, alles rennt in d' Stadt un in d' Fabrike. Die sin überhaupt unser größter Schade. Mer sott all in d' Luft spreng, bigott! Die nehme uns d' Lüt' vor der Nas' weg, un die noch bliebe, die sin frech und widerspenstig, weil sie wisse, wie rar sie sin un wie nötig mer sie het.« — »Sachte, Knöpflebauer, wir wollen die Sache einmal genauer untersuchen, wir werden dann bald finden, was Wahres daran ist. Seht, da fällt mir ein hübscher Spruch ein, er heißt: suum cuique und bildet die Inschrift des höchsten preussischen Ordens, des schwarzen Adlersordens. Ein preussischer Unteroffizier hat das seinen Rekruten einmal so übersetzt: suum — jedem, cuique — das Seine. Das ist nun zwar in der Reihenfolge der Worte falsch, dem Sinne nach aber richtig, und das ist schließlich auch die Hauptsache. Diesen schönen Spruch sollte man sich nun viel öfter ins Gedächtnis rufen, besonders wenn man im geringsten im Zweifel ist, ob man von einem anderen nicht mehr verlangt als das, wozu man das Recht hat. Es ist da oft gar schwer, die Grenze nicht zu überschreiten. Am besten ist es dann, sich für einen Augenblick vorzustellen, man sei der andere, d. h. in Eurem Fall: man sei der Knecht statt der Herr. Also Knöpflebauer, tut mir jetzt einmal den Gefallen, für einen Augenblick den Meisterrock aus- und dafür den Kittel von Eurem Knecht anzuziehen. Ich will's ekenso machen, oder, da ein Kalenderschreiber für gewöhnlich außer seinem Stiefelknecht keine Knechte hat, so will ich mir denken, ich hätte das Kalenderschreiben für eine Zeit lang aufgesteckt und sei bei Eurem Nachbar in den Dienst getreten. Am Sonntag treffen wir uns als alte Freunde hier beim Löwenwirt und natürlich werden wir dann auch die „Dienstbotenfrage“ miteinander besprechen. Glaubt Ihr nicht auch, daß es dann ganz anders lauten wird, als wenn Ihr dieselbe Frage in Eurem Meisterrock mit Eurem Freund, dem Speckbauern, verhandelt? Da wird nun auch auf die Fabrikarbeit die Rede kommen, und ich würde Euch dann z. B. folgende Geschichte erzählen.« — Hier stopfte sich der Hinkende eine frische Pfeife, dann begann er: „Ich habe da neulich in der Stadt einen jungen Menschen getroffen, der vorher einmal als Knecht auf einem Bauernhof war und den ich stets als braven Burschen gekannt habe.

»Wie geht's,« frage ich, »wo schafft Ihr jetzt?« — »In d' Fabrik geh' ich,« war die Antwort. »Tut Ihr Euch da ringer als beim Krautbauern?« frage ich wieder, »oder ist der Verdienst ein besserer?« — »Sell isch, wie mer's nimmt,« sagt der Toni, »d' Arbeit isch vielleicht nit so schwer, un wenn mer meh Lohn het, so mueß mer sich dafür halt au selber verköstige. Was ein mengmol d' Arbeit verleiße kömmt, das isch, daß es all Tag 's glich isch, un scho menge Tag ha-n i denkt: Jetz heue sie derheim, i wott, i kömmt' derbi si, oder gar, wenn's ans Herbst



„Do steh' i derno welleweg lieber in der Fabrik an minere Hechelmaschine.“

goht. Noch em Dresche ha-n i frill no nie b'langt, do steh' i derno welleweg lieber in der Fabrik an minere Hechelmaschine. Aber d' Hauptsach' isch mer halt doch, i kann der ganz Tag mi Arbeit ruhig fortzuschaffe un 's schwächt mer niemed dri. Un des isch au der Grund, warum i vom

Krautburehof suert bin. Bi den alte Lüt' isch's jo no gange, aber sit der Jung' regiert un dumm kummediert un derbi doch selber kei Gable in d' Hand nehme mag, isch mer's verleidet, un doherbi het mer 's ganz' Johr kei quet's Wörtli z' höre kriegt.« — So hat der Toni geredet, fuhr der Hinkende fort, »und jetzt wißt Ihr, wo ihn der Schuh gedrückt hat. Wenn ein Bauer so alle Donnerwetter auf seine Dienstboten herunter schimpft, wenn er sie überhaupt so behandelt wie der Krautbauer den Toni und der Knöpflebauer seine Knechte, dann ist es auch kein Wunder, wenn es so kommt, wie's gekommen ist. Wenn Euch ein Mensch gut genug dazu ist, Euch bei Eurer Arbeit zu helfen, so sollte er Euch auch nicht zu schlecht dazu sein, von Euch wie Euresgleichen behandelt zu werden. Aber daran lassen es heutzutage die meisten Herrschaften ihren Dienstboten gegenüber fehlen, und nicht nur auf dem Lande. Was nun aber die Landwirtschaft betrifft, so läßt sich glücklicherweise auch der größte Bauernhof mit verhältnismäßig wenig Leuten umtreiben, und die sind immer noch zu bekommen. Wenn ich ein Bauer wäre und hätte einen Knecht zu dinge, so wäre ich dabei fast so wählerisch, wie

wenn es gälte, meiner Tochter einen Mann zu suchen. Das wird nun manchem auf den ersten Blick fast als übertrieben erscheinen, es ist es aber nicht, und es ist dem Hintenden heiliger Ernst damit. Ist doch in den meisten bäuerlichen Haushaltungen der Bauer und die Bäuerin, der Sohn und die Tochter mit dem Knecht und der Magd an einem Tisch und aus einer Schüssel, und das ist auch recht so. Ist das nicht, als wenn die Dienstboten schon zur Familie gerechnet würden? Also wird doch wohl ein Bauer, der etwas auf sich hält, den Knecht und die Magd daraufhin ansehen, ob die Leutchen auch zu ihm passen. Er soll beim Dingen so vorsichtig sein, als wenn er seine Dienstboten zehn Jahre im Dienste behalten müßte, ohne sie in dieser Zeit wieder loswerden zu können, wenn sie ihm nachträglich nicht mehr gefallen, und er wird auch nur mit solchen gut fahren, die es doch wenigstens die Hälfte dieser

Zeit an einem und demselben Orte aushalten.“ Hier mußte der Hintende ein bißchen verschmaufen, er bringt's halt, trotzdem er das Predigen gewöhnt ist, doch noch nicht zu stande, acht Stunden hintereinander zu reden, wie dies der Reichstagsabgeordnete Antrick fertig gebracht hat, und in der kleinen Pause verschmähte er (der Hintende nämlich, nicht der Herr Antrick) auch ein Gläschen Apfelmoss nicht, das der Löwenwirt der kleinen Gemeinde unter der Linde aus einem großen Steintruge einschenkte.

Dann wendete er sich an Peter, der sein bekanntes schlaues Gesicht aufgesetzt hatte, und fragte ihn: „Nun, Peter, was haltet Ihr von der Sache?“ Da setzte sich der Peter in Positur, denn ihm war eine Redensart eingefallen, die er schon oft in den Landtagsberichten im Blättle gelesen hatte, und mit gravitätischer Miene antwortete er: „Ich kann mich nur voll und ganz den Ausführungen des geehrten Herrn Vorredners anschließen.“ Alle lachten, nur der Knöpflebauer brummte ärgerlich, denn es war ihm inzwischen ein Licht aufgegangen, erstens, daß der Hintende nicht so weit neben das Ziel geschossen hatte, und zweitens, weil es ihm zu dümmern begann, daß er, der Knöpflebauer, auf dem Holzwege war, wenn er geglaubt hatte, je kürzer man die Dienstboten und je weiter man sie sich vom Leibe halte, desto besser fahre man mit ihnen. „Wenn ich nun Knöpflebauer wäre,“ fuhr der Hintende fort, „und hätte einen Knecht gefunden, oder wenigstens einen braven Burschen, aus welchem sich ein tüchtiger Knecht machen ließe, Sohn ehrlicher Eltern, gesund, schaffig und kein Trinker, und als

Magd ein Mädchen, das flinke Hände und Füße hat und keine Schlampe ist, so kommt nun alles darauf an, was ich aus meinen Leuten mache, denn sie sind jetzt noch nicht viel mehr als ein gutes Rohmaterial, das ich entweder gründlich verpfuchen oder aus dem ich was Rechtsschaffenes schnitzen kann. An Fleiß und Eifer werden sie es in der ersten Zeit nicht fehlen lassen, denn neue Besen kehren gut. Jetzt gilt's, sie und ihren Eifer warm zu erhalten durch ein gutes Beispiel, das man selber geben muß, indem man zeigt, daß man nicht nur kommandieren, sondern auch selber mitangreifen kann und mag; — es geht eben nichts über ein gutes Beispiel! Und dann darf man es auch hier und da an einem aufmunternden Worte nicht fehlen lassen, und dort, wo sie es verdienen, schadet auch ein Wort der Anerkennung und des Lobes nicht, Ihr vergebt Euch nichts damit. Hören die Dienstboten aber vom



Da setzte sich der Peter in Positur.

frühen Morgen bis zum späten Abend nichts als Brummen und Schimpfen und das oft, ohne daß sie es verdient haben, dann könnt Ihr sicher sein, daß ihr Eifer und ihre Arbeitslust schon in den ersten drei Wochen verbracht sein werden. Was man mit dem „Kurzhalten“ erreicht, das könnt Ihr an jedem Kettenhund sehen. Eben, weil er „kurz“ gehalten wird, und nie ein gutes Wort zu hören bekommt, deshalb ist er so finster und bössartig geworden. Und wenn Ihr hie und da nach Feierabend Euch einmal nach ihren persön-

lichen Verhältnissen, ihren Leuten daheim und dergleichen erkundigt, überhaupt einige Teilnahme für sie zeigt, so dürft Ihr versichert sein, sie werden's Euch durch erhöhte Arbeitslust lohnen und auf Euren Vorteil sein, als wär' es ihr eigener. Ihr macht also noch ein gutes Geschäft dabei, und statt widerwärtiger und verdrossener Gesichter werdet Ihr nur freundliche und zufriedene um Euch sehen.“

„Bravo, Hintender, das habt Ihr wieder einmal gut gesagt,“ ließ sich jetzt eine weibliche Stimme vernehmen, es war die der Löwenwirtin, die sich mit einigen andern Frauen aus dem Ort zu den Männern gesellt hatte. „Es ist mir aus der Seele gesprochen, was Ihr da gesagt habt. Möchten's doch auch nur alle Hausfrauen hören und befolgen!“ — Nur der Knöpflebauer wußte immer noch nicht, was er für ein Gesicht machen sollte. Er sah aus wie das böse Gewissen, oder wie einer, der aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde, und um die Rede auf etwas anderes zu bringen, sagte er: „Aber das werdet Ihr zugeben, Hintender, die Fabriken sind

kein Segen für uns Bauern. Sie nehmen uns die Arbeitskräfte oder verteuern sie wenigstens.“ — „Knöpflbauer,“ antwortete darauf der Hinkende, „nehmt es mir nicht übel, aber davon versteht Ihr nichts. Ihr solltet eher froh sein, daß es solche gibt, denn die deutsche Landwirtschaft könnte den riesigen Menschenzuwachs weder beschäftigen, noch ernähren, und außerdem ist dies eine müßige Frage, denn Ihr werdet doch im Ernst nicht glauben, daß es anginge, der Industrie den Betrieb zu erschweren, um damit der Landwirtschaft einen Dienst von sehr zweifelhaftem Werte zu leisten. Die Industrie hat so schon genug um ihr Leben zu kämpfen; damit ist es also nichts. Ich muß Euch hier wieder an das schöne Wort erinnern: *Suum cuique!* — Jedem das Seine.“ — „Ihr habt da eben von der großen Volksvermehrung gesprochen,“ bemerkte darauf der Knöpflbauer, „die ist aber doch sicher kein Segen. Woher kommt sie? Daher, daß der Staat jedem das Heiraten erlaubt, ohne zu fragen, ob er auch im Stande sei, eine Familie zu ernähren.“ — „Da bin ich nun anderer Ansicht,“ erwiderte der Hinkende, „ich sehe doch noch lieber eheliche Kinder herumlaufen als uneheliche, und eine Zunahme der Letztern und gar nichts anderes wäre die Folge der Beschränkung der Eheschließungen. Und wenn man wirklich Schranken ziehen wollte, wo wären da die Grenzen, wo müßte man anfangen und wo aufhören? So manches Pärchen, das mit nichts anfing, hat es doch noch zu etwas gebracht und dem Staat tüchtige Söhne und Töchter geschenkt. Denkt auch hier an den Spruch, den ich Euch heut schon wiederholt gesagt habe. Nun, Peter, wie hieß er doch gleich? Ihr habt ja doch Latein studiert, wie Ihr oft sagt,“ und der Peter antwortete prompt: „*Summa Kathinka*, das heißt: Jedem das Seine!“ und nach dieser schönen Leistung sah er sich stolz im Kreise um.

Der Hinkende hatte eigentlich damit seine Standrede für diesmal schließen wollen, der Peter aber hätte gerne sein Licht noch ein wenig länger leuchten lassen, deshalb sagte er: „Die große Volksvermehrung gibt auch mir manchmal viel zu denken; darin geht es mir wie dem Knöpflbauer. Das Proletariat nimmt doch in bedenklicher Weise zu.“ — „Das Proletariat, wolltet Ihr sagen,“ verbesserte der Hinkende, „so nennen sich diejenigen, die von der Hand in den Mund leben; es kann eben nicht jeder Knöpflbauer sein. Weitaus die meisten „Proletarier“ sind aber zugleich fleißige Mitbürger, die ihr Brot in Ehren verdienen.“ — „Für die aber wir Stüren um Umlage bezahlen müßte,“ warf der Knöpflbauer dazwischen, der wieder Oberwasser zu bekommen anfing. „Wenn Ihr nur immer mit Euren „Stüren um Umlagen“ aufstrumpfen könnt!“ entgegnete der Hinkende. „Ich will Euch für heute darauf nur eines erwidern. Euer Jakob ist, soviel ich weiß, gegenwärtig in Karlsruhe bei den Grenadieren, er ist ein strammer Bursch und würde, wenn's sein muß, mit einem Duzend Franzosen fertig, nur dürften sie nicht auf einmal, sondern hübsch einer nach dem andern

kommen. Jetzt denkt Euch aber die allgemeine Wehrpflicht wäre abgeschafft worden, weil die Knöpflbauer von Konstanz bis nach Königsberg doch lieber keine Steuern zahlen möchten, denn was man hergibt, das hat man bekanntlich nimmer, das Reich aber kann ohne Geld keine Soldaten halten. O zerum, Knöpflbauer, da könnt's an einem schönen Tag schief gehen! Euren Hof könntet Ihr noch keine halbe Stunde allein verteidigen, wenn ein Feind im Lande wäre, mit Euren Mistgabeln und Dreschflegeln, besonders wenn Euch gerade noch die Knechte davongelaufen sind, weil Ihr es ihnen wüßt gemacht habt. Wie froh seid Ihr doch da, wenn Ihr denken könnt, daß unsere braven Soldaten, die mit Euren Steuern erhalten werden, Euch den Feind vom Leibe halten, und daß wir soviel Soldaten haben können, weil das Proletariat mit für die Volksvermehrung gesorgt hat. Ich glaube, in einem solchen Fall würdet Ihr auch nicht mehr über die große Volksvermehrung schimpfen, sondern im Gegentheil wünschen, es wären noch ein paar mal hunderttausend mehr. Seht Ihr nun bald ein, wie einfältig und kurzsichtig Euer Gejammer ist?“ — „Hurra,“ rief jetzt der Barbier Peter auf einmal begeistert aus, „der Hinkende hat recht! Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ — „Das ist das beste Wort, das Ihr heute noch gesagt habt, Peter,“ sagte der Hinkende, „und drum soll es für heute auch das letzte sein. Auch ist's schon spät geworden, darum gute Nacht, liebe Freunde, und auf fröhliches Wiedersehen im nächsten Jahre!“

Das Zibdinghüsle



Die Hinterbäuerin hatte nichts von dem an sich, was man schön nennt. Stehende graue Augen, aufgeworfene Lippen und eine plumpe Stumpfnase sahen trotzig in einem gelbhäutigen Gesicht. Die schwarzen Haare fielen, was nicht im Pöps befestigt war, in langen wilden Strähnen über die Schultern und gaben ihr ein zigeunerhaftes Aussehen. Vom Gestell will ich schweigen. Das wies

solche Absonderlichkeiten auf, daß deren Aufzählung und Vorführung nur mit Verletzung der guten Sitte geschehen könnte.

Nichtsdestoweniger fühlte sich die Hinterbäuerin trotz einer und glaubte, daß mindestens auf zwanzig Stunden in der Kunde keine mehr von ihrem Wert zu finden sei. Hatte sie nicht Haus und Hof, weit- ausgedehnte Matten und Äcker, einen großen Wald, in welchem dunkle, himmelanstrebende Tannen nur der Art des Holzhauers warteten, um in blinde Goldsüchse verwandelt werden zu können. Und hatte sie nicht einen Mann, der vollständig ihrem Willen sich beugte, der, wenn sie es befahl, Mann, und, wenn sie es haben wollte, auch wieder Weib war und im Brot einschneiden und Kaffeefochen eine besondere Geschicklichkeit entwickelte. Und war ihr Mundwerk nicht der Schrecken der Gegend, und hütete sich nicht jedermann, ihren Zorn herauszufordern?!

Ja, die Hinterbäuerin war eine, und was ihr Mundwerk anlangte, gab es im ganzen Land nichts zweites in der Art. Das war den ganzen Tag in fieberhafter Tätigkeit, und war es einmal so recht im Gang, dann war das Abstellen des größten Mühlrades ein Kinderspiel gegenüber der Bändigung dieser Zunge.

Alle Menschen, Ledige und Beweibte, Große und Kleine, Reiche und Arme, hatten in ihren Augen einen Makel, welchen ins gehörige Licht zu setzen sie für ihre heiligste Pflicht hielt. Ihr Sohn Fritz allein fand Gnade vor ihren Augen, und was sie andern Gutes nimmt, das häuft sie auf diesen ihren Liebling. „Er isch,“ sagte sie, „start wie ne Muni, g'scheut wie ne Fur und brav wie ne Lamm.“

Mehr kann man von einem Bauernsohn nicht verlangen. Und wenn die Hinterbäuerin sein Lob auch etwas zu hoch sang, das mußte der Neid gelten lassen, daß Fritz ein ganz netter, gesunder und bescheidener Bursche war, so daß einem hinsichtlich des Spruches: „Wie der Äcker, so die Rüben!“ die Frage vorschwebte: „Wie kann nur so ein böses Weib solch einen guten Sohn haben?“

Bis zum zwanzigsten Jahr war der Fritz der Mutter in allem gehorsam. Befahl sie Gott, so ging er rechts, und kommandierte sie Hüft, dann machte er links. Aber seit einigen Wochen stand das Verträglichkeitsbarometer sehr tief, und man konnte nicht wissen, ob es nicht plötzlich auf Sturm sinken würde.

An diesen Mißheiligkeiten war, wie das ja oft geschieht, die Liebe schuld. Der Fritz liebte ein hübsches Mädchen. Es hatte Backen wie Apfel, perlweiße Zähne, blaue Augen und seidenweiche, blonde Haare, eine schlante und doch kräftige Postur und vor allem ein heiteres Gemüt und ein grundbraves Herz, aber — und das war in Fritzens Mutter Augen der Hauptfehler — nur eine kleine Mitgift zu erwarten.

„Also wege dem,“ sagte sie, „soll i mi miner Lebzig plogt und verschunde ha, aß du, mi einzig Ghind, mi Fleisch und Bluet, mi Hoffnig und mi Stolz, dich an eso ne Bettelmaidli henke chasch. Wege dem han i g'hust und g'part und g'rackeret, aß eso

ne Bettelprinzessin cha do ine hoche und die groß Madam spiele! Nei, Fritz, do goht üsi Meinig jetz wit usenander, und wenn d' nit abgisch mit dene Dummheit, so gang i ins Wasser, derno chasch mache, was de witt, aber so lang i leb', chunnt kei Bettelmensch in des Hus als Suhn'sfrau. Das schwör' i bi Gott und alle Heilige!“

„Und i schwör,“ rief Fritz im höchsten Grad erregt, „wenn r im Meili no eimol Bettelmensch sage, so nimm i d'r Revolver und verschief mi. Lieber tot si, as eso ne brav und unschuldig Maidli verschimpfiere lo, lieber sterbe, as eso e herzlos, wüest Gschwätz ahöre, lieber d'r Höll zue, as en anderi neh. Au i schwör': Wenn i 's Meili nit ha darf, so nimm i kei andri! So, jetz wissen r's!“

„D du vermessene Bueb, het di denn des — Bettel . . .“

„Mueter, sage das Wort nimmi, oder, so woht e Gott im Himmel isch, i verschief mi; mi Seel, i verschief mi!“

„D du undankbar Ghind, weisch denn gar nimmi, aß i di Mueter bi? Het di des Maidli denn ganz verruckt g'macht, aß d' nimmi uf mi lose witt, wo-n i's doch so guet mit d'r mein' und immer nur guet g'meint ha!“ sagte sie weinerlich und die Schütze an die Augen haltend, weil sie sah, daß sie mit Gewalt nichts ausrichten konnte. „D Fritz, folg doch diner Mueter und los' nit uf ander Lüt und los' di nit verschiehe vo-m eso ne Bettel . . .“

„Mueter, schimpse nit! Ihr wisse, was i g'schwore ha, und i halt's!“

„D Fritz, mi liebe Fritz, het di denn des Maidli ganz verherzt? Darf denn di Mueter gar nit meh sage?“

„Ihr chönne sage, was Ihr wenn, aber 's Meili los' i nit verschimpfiere. Es verdient's nit. Ghinder stirb i!“

„Fritz, jetz sei vernünftig,“ sagte die Mutter, indem sie ihm schmeichelnd den Arm um den Hals legte, „Fritz, sei vernünftig und los' jetz, worum is nit ha will, aß du 's Meili nimm'sch: Lueg, mer henn e schöne Hof, e große Hof, aber, und das wisse halt viel Lüt nit, an grofi Schulde. Nimm'sch du jetz en arm Maidli, so chunnsch diner Lebzig nit us de Schulde und ich?! — nei, i darf nit dra denke, cha in der alte Hütte-n ufs Libbing und ha doch miner Lebzig g'schunde-n, aß i emol im Alter e recht Libdinghüsli chönnt baue lo. Aber, wo soll me 's Geld derzue neh, wenn du eso nen arme Tropf hirote tät'isch? Sieh'sch, wege dem isch's, und aß du sieh'sch, aß is nur guet mit dir mein', mueß i d'r sage, aß i scho mittem Maierbur g'schwätzt ha wege dir und siner Tochter. Er isch iverstande-n und lueg, das wär' e Partie für di. D' Tochter isch nett, flink und sufer und kriegt emol so zwanzigtusig Mark. Jetz sag, witt folge oder wie hesch's? Witt di Mueter mit G'walt unter d'r Bode bringe?“

„Nei, Mueter, unter d'r Bode sollen Ihr nit, aber bringe doch an mich nit drunter. I will alles tue, was Ihr nur ha wenn; aber 's Meili chan i nit

verlo. Das löst mi Herz nit zue und au mi Ehr' nit; denn i ha's im Meili g'schwore, es und kei andri müesß mi Frau geh. Soll i meineidig werde, soll i z' Grund goh us Gram und Chummer wegen Gelbsack?! Mueter, wenn Ihr das verlange, ich Euri Liebi zue mir nit wit her, sell will ich jeh gseit ha!"

"Nu," sagte die Mutter, "wenn d' denn gar kei Vernunft witt anneh, so mach, was d' witt. Aber mi Sege gib i nit, wenn du 's Meili nimmisch, jeh weisch's."

Seit dieser Unterredung sind schon wieder sechs Monate im Strom der Zeit verschwommen, ohne daß die Lage der Dinge eine andere geworden wäre. Der Fritz geht still seinen Geschäften nach und die Mutter sinnet und brüet.

Am meisten litt das Meili, das wirklich ein sehr gutes, braves Mädchen war. Es liebte den Fritz treu und innig und hätte ihn ebenso geliebt, wenn er auch nicht der Erbe eines Bauernhofes gewesen wäre. Es liebte ihn um seiner selbst willen, und konnte ihm nicht entzagen, und das um so weniger, als er soinnig und herzlich bat, das Meili möchte ihn den Unverstand der Mutter nicht entgelten lassen, sondern fest an seine Liebe glauben und auf seine Treue bauen könne den Segen der Mutter könne und wolle er zwar nicht heiraten, aber Gott, der keine wahre Liebe verlasse, werde Mittel und Wege finden, um den Eigensinn der Mutter zu brechen. Bis dahin wollten sie in stiller gegenseitiger Liebe ihren Trost suchen.

Solche Worte trösteten Meili, und sie zweifelte keinen Augenblick, daß sie doch noch als Fritzens Frau in den Hinterbauernhof einziehen würde. Ob etwas früher oder später, das ließ sie ziemlich kalt. Die Hauptsache, Fritzens Liebe, besaß sie ja, auf das andere konnte sie warten. Aber weh tat es ihr doch, daß sie, wenn auch unschuldigerweise, die Ursache des Zerwürfnisses zwischen Fritz und seiner Mutter war. Das nagte an ihrem Herzen und beunruhigte ihr zartes Gemüt, und obwohl sie sich absolut keines Unrechtes bewußt war, wäre sie doch zu Fritzens Bestem der eigensinnigen Frau zu Füßen gefallen, um den Dämon des Grolls aus ihrem Herzen zu bannen, wenn es Fritz nur zugelassen hätte. Der aber sagte: "Mei, Meili, das tuesch nit! Du chennsch mi Mutter nit. Wenn die öbbis im Chopf het, derf me nit nogä,



Der herbeigeholte Doktor schüttelte ganz bedenklich den Kopf.

sunst verspielt me. Mer blißen eifach ledig, bis es d'r Mueter langi Zit macht, und isch emol die lange Zit do, derno wird sie sich scho no anderst b'sinne. Oder sag, Meili," fragte er, sie zärtlich streichelnd, "sag, witt mer nit warte, goht's der z'lang?"

Heiße Tränen stürzten aus Meilis blauen Augen und rollten als glühender Tau in die reizenden Grübchen der purpurangehauchten Wangen.

An seine Brust sinkend, sagte sie schluchzend: "O Fritz, das isch di Ernst nit; das isch e müesßigi Frog, aber doch tuet's mer weh. De weisch jo, i bi und blib di, jeh und in alli Ewigkeit. I müesß jo, i cha nit anderscht!"

Fritz drückte sie an seine warme Brust, an sein laut pochendes Herz und tröstete sie mit den zärtlichsten Worten. Meili solle ihm nicht böß sein, sagte er.

Er habe es eben über alles lieb, da mache man gern ein Späßli, auch tue es einem gar wohl, wenn das liebe Mädchen ob solcher Frage so in Tränen und Erregung gerate. Solche Tränen seien die Bestätigung des schon oft vom lieben Mund Gehörten.

Es solle nur keinen Kummer haben. Er bleibe ihm gut, und wenn die ganze Welt sich dagegen aufbäume, so werde doch noch die Stunde kommen, wo er sein liebes Meili als ebenjo liebes Fraueli in sein Haus einführen könne.

"Jeh, Fritz, ich's mer aber doch ball verleidet. D'r Vatter wird alt und cha nimmi schaffe und i g'spür's au afange in de Bei, i möcht' jeh ball uf's Libding. Drum sag,

hesch der's ball überlegt mit 's Maier's Tochter?" sagte eines Tages die Hinterbäuerin zu ihrem Sohn.

"I ha-n ech's jo scho vor me halbe Johr gseit, wie-n i bsunne bi und doderbi blib' i. Wenn i 's Meili cha neh, so mach' i in vierzeh Tage Hochzeit, im andere Fall nimm i gar keini. An's Maier's Tochter han i no kei Augeblick denkt. Wenn au 's Meili keini Nichtümer mitbringt, so het's doch e guet Herz, ich flüsig, g'schickt und sufer, und wenn mer au kei neu Libdinghus baue lo chönne, so isch doch im zweite Stock Platz gmueg für Ech: e Stube, e Chuchi und e Chammere, und Ihr sinn mir und im Meili nit im Weg."

"I will aber nit in der Hütte si uf em Libding. I will e neu Hüskli, aß dir's weisch, und nebe dim Meili will i scho gar nit si, 's wär' mer wie Gist

und Galle; denn des Tier het di verherzt, des cha nit anderst si!"

"He nu," sagte Fritz, "so warte mer halt mit em Hirote. Mir pressiert's nit." Damit ging er seinem Geschäft nach.

Die Mutter aber ging im Zorn hinaus in den Garten, um das Unkraut auszureißen, wobei sie sich bei dem windigen Regenwetter derart erkältete, daß sie noch vor dem Nachtessen ins Bett mußte wegen des heillosen Stechens auf der linken Seite. Als sie aber im Bett war, ging es erst recht los und der herbeigeholte Doktor schüttelte ganz bedenklich den Kopf. "Lungenentzündung im höchsten Grad, sagte er, "die Frau ist alt, es ist die Frage, ob sie es überhaut, wir wollen unser möglichstes tun."

Der Doktor hatte sein möglichstes getan, die Angehörigen auch, aber es war nicht besser, sondern schlimmer geworden, und jetzt kämpft sie mit dem Tod und spürt, daß sie nicht mehr Meister wird. Jetzt an der Schwelle der Ewigkeit nehmen Stolz und Hochmut Abschied von ihr, die Furcht nimmt Besitz von ihrem verzweifelten Herzen und Gewissensbisse foltern ihre Seele.

"Fritz," sagte sie ächzend und stöhnend, "Fritz, i ha mi versündigt, jeh mueß i's büesse, i mueß sterbe und krieg e neu Hüslü, aber es grust mer d'rvoor. 's isch jeh emol so, aber du muesch no glücklich si. Nimm di Meili, Fritz, und verzeih mer und sag au im Meili, es soll mer verzeihe. Adje, Fritz, leb wohl und vergiß di Mueter nit!"

So hat sie noch eine Weile fortgesprochen; dann aber wurde die Stimme schwächer und schwächer, der Atem stockte und sie war nicht mehr.

Zwei Tage später wurde sie in ein nagelneues Häusle gelegt. Darin liegt sie nun ganz ruhig und zufrieden, und Meili, das nach der Trauerzeit Fritzens glückliche Frau wurde, ist ihr nicht mehr im Weg.

Der Fritz und 's Meili gehen aber jeden Sonntag auf ihr Grab. Denn der Fritz sagt: "D' Mueter het ihri Fehler g'ha, aber nit mir het si's nur guet g'meint, und nur d'r Unverstand isch d' Schuld gsi, aß sie mir mi lieb Meili nit het wölle lo. Gell, Meili, du verzeisch ere?"

Und das Meili weinte eine Träne und sprach ein stilles Gebet als Antwort.

Tabak und Schnapf.

Im Jahre eintausendachtundzweundsiebzig war es doch noch schöner auf der Welt als heute. Der Himmel schien mir blauer, die Sonne goldener, die Sterne hatten hellern Glanz, — über mir hingen Baggeigen, zur Rechten und Linken Zimbeln und Klarinetten, und auf allen meinen Wegen blühten am Rande die Blumen meiner ungetäuschten Hoffnung. Das macht: ich war damals siebzehn Jahre alt und hatte allerlei tolle Pläne im Kopf, in der Tasche aber leider Gottes gar nichts und drum blieben diese schönen Pläne alle im Kopf. Meine Eltern waren arm und konnten nicht einmal meinem un-

ruhigen Geist durch richtige Ausbildung eine solide Grundlage geben.

Mit zwölf Jahren mußte ich schon in einer Ziegelhütte mein Brot verdienen, und ich hatte ungefähr das Gefühl eines zum Fliegen bestimmten Vogels, dem die Flügel gestutzt worden sind. Die Arbeit war schwer, aber ich war noch jung und gesund und der Körper hätte sie ohne große Mühe verrichtet, wenn nur der unruhige Geist sich hätte beschwichtigen lassen und zufrieden geben können. Das tat er aber nicht und ich kam mir recht unglücklich vor bei der dreckigen Arbeit, und der geringste Anlaß war mir zur Niederlegung der Arbeit genügend. Und so kam es denn, daß ich oft nach neuen Stellen Umschau halten mußte; denn gegessen mußte ich haben, und ohne Arbeit bekam ich nichts, die Lustschlösser aber stehen sehr niedrig im Kurs.

Auch im Wonnemonat Mai des Jahres 1872 suchte ich wieder eine Stelle. Zu diesem Zweck las ich die Inserate der verschiedenen Blätter, und mein Streben richtete sich auf einen Ausläuferposten; ein solcher, dachte ich, erweitert meinen Gesichtskreis und läßt mir mehr Zeit zum Lesen; denn dieses war mein Hauptgenuß.

"Ein junger Bursche von 16—17 Jahren wird gesucht Klarastraße Nr. 13." So stand im Anzeigenteil der "Basler Nachrichten". Siebzehn Jahre bin ich ja, das wäre am Ende für mich. Wenn nur die unheilvolle Hausnummer nicht wäre, dachte ich. Dreizehn, das hatte ich gelesen, bedeutet Unglück. Ich wäre also gewiß nicht hin, wenn der Hunger nicht gewesen wäre. Aber dieser war schon zwei Tage daran, mir den Meister zu zeigen. Gezwungen durch ihn ging ich also nach der Klarastraße Nr. 13. Die nette, freundliche Frau, die mich empfing, schien mir auch gar nicht so unheilverheißend.

"Ah," sagte sie, "Sie kommen gewiß wegen der ausgeschriebenen Stelle. Ich weiß aber nicht, ob sie für Sie geeignet sein wird," setzte sie, indem sie mich betrachtete, hinzu. "Sie müßten nämlich aufs Land in eine Ziegelhütte. Mein Mann hat viele Jahre hier als Packer in einer Fabrik gearbeitet. Aber jetzt, wo so riesig gebaut wird, hat er wieder an sein altes Handwerk gedacht. Wir haben in Oberbränd einen Acker gekauft, und dort ist er jetzt am Backsteinmachen und da sollte er notwendig einen jungen Burschen haben. Aber für Sie wird es doch nicht sein."

Die Frau setzte deshalb Zweifel in meine Fähigkeit, weil ich damals, obgleich kräftig und groß, doch so ein mädchenhaftes Aussehen hatte, daß ich, mit der nötigen Gewandung angetan, ganz gut als ein Exemplar des schönen Geschlechtes hätte ausgestellt werden können.

"Wenn ich Ihnen aber sage und durch Zeugnisse beweise, daß ich schon seit Jahren in Ziegelhütten tätig war, was dann?" fragte ich die Frau.

"Ja, das wäre freilich recht, und Sie würden meinem Mann sehr willkommen sein. Wollen Sie also gehen?"

„Sofort!“ sagte ich, wohl einsehend, daß mich mein Schicksal einfach in der Ziegelhütte und sonst nirgends haben wollte.

„So preßiert es nicht,“ entgegnete die Frau, „erst essen Sie noch hier zu Mittag und dann trinken Sie ein Glas Bier; denn nach Oberbränd sind es zwei Stunden.“

Daß ich dieses Anerbieten nicht ausschlug, versteht sich; denn ich war siebzehn Jahre alt, konnte nie essen als den ganzen Tag, und nun war es doch schon zwei Tage sehr knapp hergegangen.

Nachdem ich die Kochkunst meiner neuen Meisterin durch tapfern Zuspruch anerkannt hatte und mein Magen zufriedengestellt war, ging ich, mit einem Bündel, in das die Frau allerlei Nötiges gesteckt hatte, und mit vielen herzlichen Grüßen an ihren Mann nach meinem Bestimmungsort.

Der Ziegler war freudig überrascht, als ich kam und als er das Bündel öffnete und ich ihm noch die Grüße von Frau und Kindern ausrichtete.

Es war wunderschön dahinten. Auf einer Höhe, von der man ins fruchtbare Leimental hernieder sah, stand mitten unter weiß blühenden Kirschbäumen der Schuppen, der die schon trockenen Backsteine und den Bretterverschlag, der unser gemeinschaftliches Bett einschloß, schirmte und deckte, und mich an ein amerikanisches Farmerhaus erinnerte. Im Lichte der Morgensonneschimmerten die graublauen Gebirgszüge des Jura, im Süden aber thronte auf zackigen Felsen die auch als Ruine noch imposante Landstron,

im Westen zogen die stolzen Häupter der Vogesen, im Norden blinkte das Häusermeer von Basel, überragt vom rötlich schimmernden Münster und dem stolzen Turm von St. Elisabeth.

Der neue Meister war ein unterseßter, rotbärtiger Mann von sechsunddreißig Jahren und ein schwärmerischer Methodist. Morgens und abends verrichtete er im Bette, das ich, wie schon gesagt, mit ihm teilte, seine Andacht, daß ich eine wahre Gänsehaut bekam und mir alle Haare zu Berge standen, so feierlich schickte er sein Gebet zum Himmel empor, und sein Gottvertrauen grenzte stark an Fatalismus. Seine angeborene Herzengüte, in Verbindung mit diesem religiösen Zug seines Wesens, ließ keine schlechte Behandlung zu. Er sah mich so als gleichwertig an, daß ich ihm nicht einmal Meister sagen durfte. „Denn,“ sagte er, „es gibt nur einen Meister, und

das ist Christus. Mir sagst du einfach Better Maier!“ —

Diese Behandlung und der schöne Aufenthalt veranlaßten mich, vorläufig zu bleiben, und ich hatte es nicht zu bereuen; denn als die Frau mit den Kindern und der Haushaltung auch kam, wurde es erst recht schön. Wir bezogen ein leer stehendes, reizend in einem Obstgarten gelegenes Bauernhaus, und als unter der ordnenden, fleißigen Hand der Meisterin die Haushaltung ins Blei gekommen war, und jedes Möbelstück an der richtigen Stelle stand, war es wunderbar heimelig, und ich war auch wie zu Hause. Die Frau ließ es mir an nichts fehlen, sie besorgte mir die Wäsche, flickte die Hosen, und die ganze Familie sah mich mehr als einen Bruder, denn als einen Fremden an.

So hatte ich den ganzen Sommer Gelegenheit,

die Lichtseiten des Familienlebens kennen zu lernen; denn kein Miston störte hier die Harmonie. Frau und Mann waren sich in zärtlichster Liebe zugetan, und eines suchte das andere zu ergänzen, eines dem andern die Arbeit abzunehmen, und alle ihre Gedanken waren einzig und allein der Erhaltung dieses ihres Glückes gewidmet.

Im Spätjahr, als die kalte Witterung den Fortbetrieb der Ziegelei verbot, nahm ich meinen Abschied, und da ich in eine fernere Gegend kam, sah und hörte ich vier Jahre nichts mehr von dieser Familie.

Dann aber machte ich einen Besuch, und was ich da sah, erschütterte mich in den tiefsten Tiefen meines Herzens.

Ich traf den ehemaligen Meister auf dem Hof, aber wie!? Die ehemals so kräftige Gestalt war geknickt, das Gesicht aufgedunsen und blaß, das Auge müde und trüb, und seine Haare sängen schon an, grau zu werden.

Als ich ihm die Hand geboten und ihn gegrüßt und im Verlaufe des Gespräches nach dem Befinden der Frau mich erkundigte, sagte er unwirsch: „Sie ischt drinn in d'r Stube. Gang nur ine, de chasch des Lueder im schönste Kusch tresse!“ —

„Was Ihr sagt!“ erwiderte ich betroffen, „Eure liebe Frau kann doch unmöglich einen Kusch haben. Und Ihr — wie kommt Ihr mir vor. Früher so fromm und jetzt solche Ausdrücke gegen die Frau, die Ihr so lieb gehabt!“ —

„So lieb g'ha,“ — sagte er, „sie het mi um mi Ehr und guete Namme, um mi Vermöge, um mi



Ich traf den ehemaligen Meister auf dem Hof, aber wie!?

Glaube, um mi irdisch und ewig Heil broocht. Sie isch e versoffe, liederig Tier und het die ganzi Zit e Nusch und i ha sie grad no so lieb, as i jeden Augenblick froh wär, wenn sie d'r Tüfel hole tät.“ —

Diese Gröfning schmerzte mich tief, und um die Frau in ihrem Verfall zu sehen, um mich von der Wahrheit des soeben Gehörten zu überzeugen, ging ich also in die Stube, die mich aber in ihrem jetzigen Zustand schon mehr an einen Stall gemahnte. Die einst so schönen, glitzernden Möbel waren verpusst und zerfchlagen, die Furniere hingen als lose Fetzen daran. Löffel, Messer, Gabeln und Kämmen lagen in schönster Eintracht unter dem Ofen, während ein alter Pantoffel neben der Zuckerbüchse auf dem Tische lag. Der Plüsch des Sofas war zerrissen, die Rohrstühle waren eingedrückt, der Boden war kohlschwarz, die Tapeten hingen von den Wänden, und von den Fensterseiben waren die meisten eingeschlagen. Zerfissen, schmutzig und schlampig, wie ihre Haushaltung, war auch die einst so nette, saubere Frau. Mit gläsernen Augen stierte sie mich an, und als ihr endlich bezüglich meiner Person ein Licht aufging, sagte sie mit lallender Zunge: „Aha, Ihr sinnt d'r Feliz! Willkommen au! Sitze doher, mer trinken e Gläsi Treber mitenand und wenn mi Tüfel no so wüescht tuet. Er soll mer de Mittag numme nimmi in d' Stube cho, der Chaib, d'r liederig, oder i steck em mi Seel 's Messer in Lib!“

Ich hatte genug. Ich erklärte der Frau, daß ich einen Schnaps nicht möge, daß ich überhaupt keine Zeit zu längerem Verweilen habe, und empfahl mich, im tiefsten Herzen den Ruin dieser einst so glücklichen Familie bedauernd. Ich ging in den Schwanen und ließ mir einen Schoppen Wein geben, und die Wirtin, die mich gleich wieder erkannte, erklärte mir auf mein Befragen den Verfall dieser Familie also: „Bi's Maier's,“ sagte sie, „goht's rasch bergab, 's wird bi nächstem alles verchauft. Und an allem isch d'r Tubak und d'r Schnaps 'schuld. D' Frau het 's Schnupfen ag'fange und het's so stark triebe, as es ball unappetitlich worden isch, bsunders wennne choche mueß. Drum sinnt denn die Arbeiter, wenn sie d'r Meister am nötigste bruucht hätt, z'mitts im Summer dervo g'losse und d'r Ziegler isch ganz närrisch worde.“

„Emol het er mit em Baumeister en Accord g'ha für hundertfüßig Bacheitei und hätt' sie solle um die b'stimmti Zit liefere. Er het also acht Arbeiter ig'stellt und alles isch ganz guet g'losse sowit. Do stellt d' Frau am e Mittag e Grieksuppe uf d'r Tisch und bim Abstelle keie-n ere e paar dicki, bruni Tropfe grad direkt in d' Suppe und d' Suppen isch brun worde, wie von ere Zwiebelesohse. Das isch denn doch denne Arbeiter e wenig z'stärke Tubak gsi. Sie henn uf d'r Stell d'r Lohn verlangt und sinnt furt.“

„Des au no,“ seit d'r Meister und goht ufe in d' Chuchi und haut si fröheier so lieb Lijettli dunderschiekig dure. D'r Zorn het en übermannet.“

„So het's ag'fange und an sellem Tag isch bi's Maier's d'r guet Geist uss- und d'r Tüfel izoge

und mit ihm d' Schnapsguttere. D'r Ma het grusig asange susen in sim Glend und het g'meint, er chönn's abeschwenke, aber jo, 's isch nur ärger wore und d' Frau het em's nogmacht und 's ischt nit lang gange, so het sie en übertrumpfet und me het g'seh, as d'r Pfarrer als recht het, wenn er seit: »Wenn e Wibervoldch ins Laster chunnt, wird's viel ärger as d'r Ma!« Es dured mi nur die nette Chinder. Sie verwahrloset au ganz. Früehier sinnt sie brav, artig und sufer gsi und jetz sinnt's wüeste, dreckige, frechi Hammel.“

So sagte mir die Wirtin, und nach dem Gesehenen mußte ich ihr leider jedes Wort glauben, und ich sagte mir: Der Mensch mag an einen Gott, an Himmel und Hölle glauben oder nicht, das bleibt wahr: Sünde ist Sünde, Vergehen Vergehen, und wer der Leidenschaft nicht gleich Zügel anlegt, geht unter, stürzt in einen Abgrund des Glendes, aus dem es keine Rettung mehr gibt. Drum, was wir tun, alles muß mit Maß und Ziel geschehen, an rechten Ort, zur rechten Zeit, ohne Leidenschaft, sonst — sind wir verloren, das liegt in den Gesetzen der Natur, und gegen diese sich anstemmen wollen, ist gleichbedeutend mit dem Kopfeintrennen.

Die versöhnten Geschwister.

In Heimsfetten wohnte der Maierbeck, und er war berühmt in seinem Fach. Denn solches Brot und solche Beckle, wie er, könne niemand machen, hatte die Stasi, seine Brotträgerin, schon mehr wie tausendmal gesagt, und sie glaubte es sogar selbst und mußte es glauben, weil sie noch nie über die Heimsfettische Gemartung hinausgekommen war und also auch noch keine andern Becken gegessen hatte. Im Orte selbst war ja außer dem Maierbeck keiner mehr, der Becken machte.

Der Maierbeck war ein Mann mittlerer Größe. Aus seinem lebergelben Gesicht schauten ein paar graue, stehende Augen, und in ihnen saß, lauernd und falsch, wie die zusammengerollte Kase im Ofenwinkel, der Geiz. Die Augenbrauen standen aufwärts wie der gedrückte Schnurrbart eines Unteroffiziers und waren ebenso buchsig und grau wie der wildwuchernde Schnurr- und Backenbart. Die Kopshaare hatten dieselbe Farbe, waren aber gelichtet wie der Tannenwald eines verschuldeten Bauern; seine Kleidung war alt und schäbig.

Seit zehn Jahren war der Maierbeck ein ehrfamer Witwer. Seine Frau hatte das ewige Reifen und Schelten satt bekommen, und da sie ihm in dieser Welt nicht ohne Skandal fortlaufen konnte, vertauschte sie das Diesseits mit dem Jenseits. Sie starb an der Schwindsucht und hinterließ ihm vier Kinder. Er weinte nicht viel Tränen um sie; denn sie hatte in der letzten Zeit nicht mehr viel arbeiten können, dafür aber beim Doktor und Apotheker große Rechnungen gemacht. Solche teure Artikel waren dem Maierbeck aber von jeher zuwider. Wenn er einmal aufrichtig gebetet hatte, war es da, als er ihr die

Augen zudrückte und sagte: „Herr, gib ihr die ewige Ruh!“ Er wünschte ihr Erwachen nicht mehr.

Die Wirtschaft übernahm seine Schwester, ein bleichsüchtiges, aber resolutes Mädchen von zweiundzwanzig Jahren. Sie mußte in die Fußstapfen der dahingegangenen Frau treten, mußte die Hausgeschäfte übernehmen, und sie tat es mit Energie und Geschick.

Sechs Jahre hatte sie ihm treu und fleißig gedient, auf seine Sache gesehen, als ob es ihr Eigentum wäre. Sie hatte die Kinder sauber und reinlich gehalten und musterhaft erzogen, daß selbst der Reid ihr in dieser Beziehung nichts anhaben konnte.

Nun aber hatte die Liebe Einzug in ihrem Herzen gehalten. Sie wollte den Schorsch, einen Seifensieder, heiraten. Er hatte ein schönes Geschäft und war ein ganz leidlicher Bursche. Aber ihr Bruder, der Bäcker, widersetzte sich diesen Plänen. Er rechnete, daß, wenn seine Schwester ledig bliebe, sie höchstens noch ein paar Jahre leben würde. Wenn sie starb, war er der einzige Erbe. Heiratete sie den Schorsch, dann starb sie voraussichtlich noch früher. Aber dann war dieser der Erbe, und er, der Maierbeck, ging leer aus, und er hatte doch das Geld so gerne.

„Was willst du auch heiraten,“ sagte er im Tone brüderlicher Besorgnis, „du bist doch nicht gesund und würdest es nicht mehr lange treiben. Lebst du aber wie bisher und bleibst ledig, dann kannst du es noch auf ein schönes Alter bringen.“

„Und wenn ich gleich am zweiten Tag sterbe,“ erwiderte die resolute Schwester, „so heirate ich doch den Schorsch. Er liebt mich, ich liebe ihn, und kein Mensch kann es uns verbieten, auch du nicht. Du hast mich ja auch nicht gefragt, als du heiraten wolltest und geheiratet hast. Soll ich deinetwegen mein ganzes Lebensglück aufopfern? Ist es nicht genug, daß ich dir zehn Jahre meines Lebens, vier Jahre als Magd und sechs Jahre als Haushälterin gedient habe?“

„Du verstehst mich nicht, Schwester,“ heuchelte der Maierbeck. „Es ist ja nur die Sorge um deine Gesundheit, die dich vor einem übereilten Schritte zurückhalten will.“

„Es nützt nichts,“ sagte die Schwester, die ihren Bruder durchschaute, „ich nehme einfach den Schorsch.“

Etliche Wochen nach diesem Gespräch war Rosa — so hieß die Schwester — Hochzeit. Alle Verwandten und Bekannten waren an ihrem Ehrentag gekommen und hatten sich mit ihr gefreut. Nur der Bruder, dem sie so treu gedient hatte, war schmollend daheim geblieben. Das tat der Rosa weh und sie nahm sich vor, kein Wort mehr mit ihm zu reden.

Ihr Bruder half ihr, diesen Vorsatz zu halten; denn er sprach auch nicht mehr mit ihr. Sie wohnten sich gegenüber, so daß sie einander in die Stube sehen konnten, aber weder „Grüß Gott!“ noch „V'üt Gott!“ wurde gesagt. Sie liefen aneinander vorbei wie zwei wildfremde Menschen, und gab es ein unvermeidliches Geschäft abzuwickeln, dann machten sie es schriftlich ab und schrieben darunter: „achtungsvoll“.

Des Maierbeck's Prophezeiung, daß Rosa im Ehe-

stand bald sterben würde, erfüllte sich nicht. Im Gegenteil, sie, die früher so blaß, mager und elend ausgesehen hatte, wurde dick, bekam rote Backen, und der Glanz der Augen verriet die Gesundheit eines völlig gesund gewordenen Körpers. Dagegen wurde der Schorsch, ihr Mann, bettlägerig und legte sich schon im zweiten Jahr ihres Ehestandes zum Sterben hin.

Hatte der Maierbeck an der Hochzeit gefehlt, am Leichenbegängnis stellte er sich ein, aber keineswegs aus Teilnahme. Durch Schorsch's Tod war die Schwester, die den Mann beerbte, eine sehr wohlhabende Frau geworden. Zum zweitenmal, kalkulierte er, würde sie nicht mehr heiraten. Ging sie mit Tod ab, dann war er der alleinige Erbe, wenn sie nicht zu seinen Ungunsten ein Testament machte. Dieses zu verhüten, mußte er sich ihr wieder nähern.

„Schwester,“ sagte er vor dem Friedhof, indem er ihr die Hand reichte,



„Schwester, meine herzlichste Teilnahme.“

„Schwester, meine herzlichste Teilnahme!“

„Ich danke dir,“ gab diese kühl zurück, „ich danke dir. Hätte nicht geglaubt, daß du mich noch einmal Schwester nennen würdest, indessen freut es mich, Bruder!“

Sie ging und ließ ihn allein zurück, allein mit seinem habgierigen Herzen.

Von jetzt ab wurde der Verkehr der beiden Geschwister wieder etwas erträglicher. Der Maierbeck ließ seine Seife und die in seinem Haushalt erforderlichen Spezereien bei seiner Schwester holen und nicht mehr in den andern Läden, wie er das bisher getan.

Diese war insoweit erkenntlich, daß sie fürder ihren Brotdarw bei ihm nahm. Weiter aber ging sie nicht. Er mußte jeden Schritt ihrer Annäherung seinerseits mit zehn vorhergehenden erkaufen. Denn die Schwester kannte ihn durch und durch und legte seinen Versöhnungsversuchen kein anderes Motiv als die nackte Habgucht unter.

Von einer wirklichen Versöhnung war bei den beiden keine Rede. In den Herzen beider blieb neben aller äußeren Freundlichkeit ein nicht wegzuräumender Eisklotz zurück, der eine echte geschwisterliche Wärme nicht aufkommen ließ. Sie befanden sich im Stadium des Waffenstillstandes, die Friedenspräliminarien waren noch nicht unterzeichnet.

Diesen Waffenstillstand benutzte die Schwester. Sie ließ die Kinder des Bruders, das Mareili, das Rosele, den Hans und den Schorsch, denen der Vater das Aus- und Eingehen bei der Tante nicht mehr versagte, wieder zu sich kommen und brachte die so lange für sie reservierte Liebe wieder durch viele Wohlthaten zum Ausdruck. Sie hatte diese Kinder immer mit der Liebe einer Mutter umfaßt und es schmerzlich empfunden, als sie auf Gebot ihres Vaters die Tante nicht mehr besuchen durften. Den Kindern war es ebenso leid gewesen. Sie wären zu gern zu ihrer lieben Tante gekommen. Aber sie wagten es nicht, dem strengen Vater zuwiderzuhandeln.

Jetzt holten sie das Versäumte redlich nach. Den ganzen Tag saß eines bei der Tante und es hatte den Anschein, als ob durch die Kinder das Verhältnis der Geschwister sich herzlicher gestalten würde. Da trat ein Ereignis ein, das alle dahin gehenden Hoffnungen zu Schanden machte.

Die Tante bekam einen frischen Gesellen; es war ein schlantgewachsener, schöner Bursche mit hellblonden Haaren, blauen Augen, er war tüchtig und die Liebenswürdigkeit selbst. So konnte es nicht ausbleiben, daß das Herz der noch jungen Witwe Feuer fing. Nach verschiedenen Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten gestanden sie sich ihre Liebe und kamen zu der Meinung, daß sie ohne einander nicht mehr leben könnten. Drum taten sie die nötigen Schritte, um im Hafen der Ehe ihr Glück zu finden.

Als der Maierbeck das hörte, brach er sofort alle Beziehungen zum Nachbarhaus wieder ab und bedrohte seine Kinder mit Prügeln, falls sie sich begeben ließen, noch einen Fuß auf die Schwelle der Tante zu setzen. Er wütete und spie Feuer und Flammen, gab der Schwester die schändlichsten Namen und ihrem Bräutigam gar keinen; denn die wüßtesten Schimpfnamen waren ihm für diesen hergelaufenen Halmstengel noch zu schön.

Der gute Wilhelm, so hieß der Geselle, hatte aber auch Kardinalfehler. Daß er die Schwester des Maierbecks heiraten wollte, die doch dieser zu beerben beabsichtigt hatte, war ein Kriminalverbrechen. Der Fehler aller Fehler an diesem verhaßten Menschen aber war, daß er kein Geld hatte.

Der Maierbeck war reich, Gemeinderat, aber mit all seinem Schimpfen und Wüten konnte er die Hei-

Lahrer Hüntender Bote für 1904.

rat seiner Schwester nicht hintertreiben. Sie nahm ihren lieben Wilhelm und hatte es nie zu bereuen. Denn er war tüchtig, schaute zum Geschäft, führte einen musterhaften Lebenswandel und trug sie völlig auf Händen. Alle Leute bezeugten ihm ihre Achtung, nur der Bäckerchwager gefiel sich in der Kundgebung eines unverzöhnlichen Hasses.

Zwei Jahre waren wieder verschwommen im Strome der Zeit. Die Frau Jahn, wie sie jetzt hieß, hatte ihr Brot aus der nahen Stadt bezogen und ihr Bruder seinen Haushaltsbedarf beim Nägelekrämer holen lassen. Aller Verkehr zwischen den Geschwistern hatte völlig aufgehört.

Plötzlich kam, man dachte an nichts Böses, der Feind ins Ort. Die Diphtheritis hielt ihren Einzug und drang in alle Häuser. Die Schulen wurden zwar geschlossen und die Häuser abgesperrt, aber dennoch lagen in jedem Hause fast Kranke. Es war ein allgemeines Elend, die Eltern standen zitternd und bebend an der Lagerstatt ihrer kranken Kinder und nur drei Menschen hielten Ernte: der Doktor, der Apotheker und der Totengräber; ja, der letztere mußte noch zwei Gefellen einstellen, was ihm während seiner ganzen Amtstätigkeit noch nie vorgekommen war. Alle Geschäfte stockten, ein allgemeines Wehklagen erfüllte die Luft.

Auch beim Maierbeck hatte die Krankheit ihren Einzug gehalten. Erst wurde das Rosele krank, dann das Mareili. In zwei Tagen waren beide tot, und der Maierbeck, der bei allem Geiz eben doch auch Vater war, stand geknickt an ihrer Bahre. Die Frau hatte er ruhigen Gemütes sterben sehen. Sie war lange krank gewesen, hatte ihn viel gekostet und war im Leben nicht mehr viel zu gebrauchen. Aber diese jungen Geschöpfe in der Blüte sterben sehen zu müssen, kam ihn doch herb an. Den höchsten Grad aber erreichte sein Schmerz, als acht Tage später auch der Hans, siebzehn Jahr alt, und Schorsch, der Älteste, auf den Kirchhof getragen wurden. In acht Tagen vier Kinder verlieren, das ist ein Wort.

Der Maierbeck war gebrochen und geknickt. Sein Stolz, seine ganze Lebenshoffnung, alles, was ihm lieb und teuer war, lag auf dem Kirchhof im Grab, und er mit seinem so emsig und rücksichtslos zusammengescharrten Mammon war allein noch da.

Dem Maierbeck schmeckte das Essen nicht mehr, sogar den Schinken, den er für sein Leben gern gegessen, ließ er stehen, und das Geld, an dem seine ganze Seele gehangen hatte, ekelte ihn an.

„O meine Kinder, meine Kinder,“ hörte man ihn jammern. „Tot! — tot! — alles tot! Was tue ich noch auf der Welt? Tod, Tyrann, der du mir alles genommen, was mir lieb war, komm und hole mich auch, das Leben ist mir unerträglich. Ich habe es satt!“

„Halt deine dumme Gosh!“ schrie er die Korbmacherleue, die Leichenbitterin, an, als sie ihn mit den üblichen Redensarten, wie: „Faßt Euch, Maierbeck, man weiß ja nicht, für was es gut ist. Euern Kindern ist ja wohl, sie sind im Himmel und gut

versorgt.“ „Halt deine dumme Gosh und schwäs mir kein so einfältig Zeug! Sie sind im Himmel, sagst, und weißt nicht, ob es einen gibt. Sie sind gut versorgt! Ha, welcher Spott, welcher Blödsinn liegt in solchem Troste! Da könnte man gleich das ganze Menschengeschlecht abmurksen, dann wäre allen geholfen und allen wohl. Geh, Lene, du kommst mir zu einfältig vor!“

Andere Gefühle befeelten ihn, als seine Schwester sich lautweinend am Sarge seines Atesten niederwarf und krampfhaft die lastgetränkten Bretter des kleinen Totenhauses erfaßte. Da fühlte er: sein Schmerz war ihr Schmerz. Sie war Fleisch von seinem Fleisch und die einzige, die ihm noch übrig geblieben war von seinen Verwandten. Tief fühlte er das Unrecht, das er ihr angetan. Die scharfen Krallen der Reue zerrissen sein Herz und unter seinem unsagbaren Schmerz wurde er milde und weich.

Er trat an die Schwester, erfaßte zitternd deren Hand und: „Schwester, vergib! Vergib mir meine Hartherzigkeit, vergib um meines Unglücks, um der Kinder willen, die dir ja auch so lieb waren.“ Er weinte laut.

„Schorsch,“ sagte die Schwester, „es ist alles vergeben. Ich fühl's am Druck deiner Hand, am Ton deiner zitternden Stimme, daß dein Herz ein anderes geworden ist. Ich verzeihe dir und umarme dich als meinen totgeglaubten, nun wiedergefundenen Bruder.“ Und sie stand auf, umarmte ihn und drückte einen heißen Kuß auf seine brennenden Lippen.

Nachdem der Schorsch begraben, einige Wochen dahin und die Schmerzen etwas gemildert waren, verkaufte der Maierbeck sein Geschäft und zog hinüber zur Schwester. Er hatte ja für niemand mehr zu sorgen, und was er besaß, war für den Rest seines Lebens hinreichend. Er liebte das Geld nicht mehr um seiner selbst willen, er sah in ihm nur noch das Mittel zum Zweck, und da er solche Mittel genug hatte, fühlte er zum Erwerb weiterer sich weder genädigt noch verpflichtet.

Bei seiner Schwester ging ihm ein neues Leben auf. Er betrachtete neidlos ihr und ihres Mannes Glück und fühlte sich in kurzem wie daheim. Innerlich und äußerlich bat er seinem Schwager das Unrecht, das er ihm unter dem Einfluß seiner Habsucht und seines Vorurteils getan, ab. Er sah ein, daß man den Menschen nicht nach seinem Außern und nicht nach seinem Geldsack taxieren dürfe, wenn man nicht auf Irrwegen wandeln und den Unschuldigen mit dem Schuldigen kränken wolle.

Der Maierbeck, in dessen Herzen früher die Selbstsucht und die verzehrende Liebe zum Mammon gefesselt hatte, ging nun auf in Liebe zu seinen Anverwandten. Ihr Glück war sein Glück, ihr Leid sein Leid, und als er nach einigen Jahren den Knochenmann kommen fühlte, ließ er für sich, für seine liebe Schwester und seinen früher so verhassten Schwager ein Familiengrab bauen.

Als er gestorben war, konnte man jeden Sonntag nachmittags seine Schwester und ihren Mann

auf dem Grabe sehen. In zarter Pietät pflegten sie die darauf blühenden Blumen, und der Hauch ihrer warmen Gefühle mischte sich mit dem Duft der Rosen, Nelken und Bergfameinnicht und stieg als Weihrauch der Liebe hinauf in die Sphäre des Friedens.

Jetzt sind die beiden auch schon gestorben und im Grabe miteinander vereint, der Bruder, die Schwester und der Schwager.

Ja, der Tod und das Grab, sie reden eine deutliche Sprache, sie halten eine Predigt, die Steine erweicht, Felsen sprengt und Herzen rührt. Vor ihnen fliehen der Neid, die Habsucht, der Stolz und nur eines hält: die Liebe. Sie ist das einzige, was im Jenseits etwas gilt, das einzige, was uns hier und dort glücklich macht.



In der Wassermühle.

In hellen Frühlingssonnenschein drehte sich das große Mühlrad; wie blanke Perlen stäubten die Wassertropfen ringsherum, dann fielen sie plätschernd zurück und bedeckten alles weit umher mit weißem Schaum, bis sie im rasch dahin fließenden Gewässer als kleine

Wellen murmelnd davonzogen. Alles glänzte und blühte, die Weiden am Flußrande trugen frischgrüne Blätter und das Schilf bewegte sich flüsternd im Lenzwinde.

Auch auf das stattliche Gehöft, das dem reichen Mühlenbesitzer gehörte, schien die Frühlingssonne; allerhand Geflügel spreizte sich behaglich im warmen Licht, und Tauben saßen gurrend auf dem Dach des schönen Wohnhauses. Alles war zufrieden und wohlgenährt, so manches Körnlein blieb in der Mühle übrig und das Federvieh hatte immer gute Zeit.

Ueber die Brücke, die sich festgefügt über den Fluß zog und das Gehöft mit der Dorfstraße verband, schritt zögernd ein armer Knabe. Er war groß und kräftig, und man sah, daß er die Schule schon verlassen hatte; lang und kahl guckten seine Arme aus der viel zu kurz gewordenen Jacke hervor, die am Ellenbogen einen Flecken von anderem Tuch trug. Es war eine ärmliche Erscheinung, nur der gesunde, starke Körper, das freundliche, hübsche Gesicht stachen von der schlechten Kleidung merklich ab. Immer langsamer wurde der Schritt des Knaben, offenbar verlor er den Mut, als er auf dem schönen Gehöft

sich umblickte, und der große Hund des Müllers mit wütendem Bellen an seiner Kette riß, als wollte er sagen: „Vagabunden gehören nicht hierher!“

In der behaglich eingerichteten Wohnstube saß der reiche Mühlenbesitzer mit seiner Frau am wohlbesetzten Frühstückstisch, als eine Magd eintrat, die dem Hausherrn mitteilte, der arme Heinrich Weber möchte so sehr gern einmal Herrn Korn sprechen.

„Heinrich Weber?“ fragte der Müller, „ist das nicht der Junge, dessen Mutter im Winter im Armenhaus starb, und der Ostern konfirmiert wurde? Die Gemeinde mußte für ihn sorgen, aber jetzt kann er sich selbst etwas verdienen; denn er ist gesund und stark. Er soll herinkommen.“ Herr Korn war zugleich Gemeindevorstand in Sperlingsdorf und das Oberhaupt der ganzen Dorfschaft.

Heinrich trat schüchtern ein, verlegen drehte er seine abgegriffene Mütze in den Händen, er konnte kein Wort hervorbringen, so ehrerbietig sah er zu dem gewichtigen Manne auf. Aber dieser war freundlich. „Nun, Heinrich, du willst dir gewiß Arbeit suchen?“ fragte er.

Der gütige Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, gab dem Burschen wieder Mut. „Ja, Herr Korn,“ sagte er bescheiden, „ich kann und will arbeiten, die Gemeinde soll mich nicht länger ernähren.“

Der Müller nickte. „Recht so! Du sollst Kuhhirte werden und dem alten Schwarz einstweilen helfen; der Mann wird alt und kann die große Herde allein nicht mehr versehen, er klagt über die Brust, und das Laufen wird ihm sauer. So hat die Dorfschaft über dich bestimmt. Du kannst dich sofort bei ihm melden und ihn gleich morgen begleiten, damit du es lernst, mit den Tieren umzugehen.“

Heinrichs hübsches Gesicht wurde dunkelrot. Kuhhirte! — Er trug einen andern, brennenden Wunsch im Herzen. Auf dem Wege, der ihn lockend voranschwebte, konnte er vorwärts streben und ein tüchtiger Mann werden, als Kuhhirte aber blieb er sein Leben hindurch ein armer Schlucker, der nichts erlernte und nichts erwarb. Er suchte nach passenden Worten, in die er seine Bitte kleiden wollte. Herr Korn bemerkte es. „Paßt dir das etwa nicht?“ fragte er scharf. „Ja, mein Junge, studieren lassen können wir dich nicht!“

„Ein so unvernünftiges Verlangen würde mir auch niemals in den Sinn kommen,“ erwiderte Heinrich dem reichen Mann ehrerbietig; „aber Herr Korn,“ und eine flehentliche Bitte sprach dabei aus seinen Augen, „ich möchte so gern, so gern ein Handwerker erlernen. Und,“ fuhr er immer rascher sprechend fort, „ich möchte so brennend gern auch ein Müller werden. Schon als Kind hatte ich keinen anderen Wunsch. Ich bin groß und stark, ich kann tüchtig arbeiten und die Getreidejätte heben; wenn ich den ganzen Tag so langsam hinter der Kuhherde einherziehen soll, so ist das keine Arbeit für einen kräftigen, jungen Menschen. Dabei gewöhnt man sich das Nichtstun an und kommt auf dumme Gedanken. Und ich habe meiner Mutter an ihrem Sterbelager versprochen,

ein ordentlicher, ehrlicher Mensch zu werden. Sie war arm, aber sie war selber ehrlich, und ihr Andenken soll mir gesegnet sein.“ Dem armen Burschen traten die Tränen in die Augen. Die Müllerin nickte.

„Ja, sie war eine brave Frau,“ sagte sie freundlich, „und wenn du so wirst, wie sie, gehst du mit Ehren durch die Welt, auch wenn du arm bleibst, wie sie es war.“

„Sie sagen selbst, daß ich ehrlicher Leute Kind bin,“ fuhr Heinrich hastig und erregt fort. „Versuchen Sie es mit mir, nehmen Sie mich in die Lehre, Herr Korn, lassen Sie mich ein Müller werden! Ich will Ihnen danken, so lange ich lebe, und wenn ich erst Gesell bin und selbst etwas verdiene, werde ich Ihnen das Lehrgeld auf Heller und Pfennig nachzahlen.“

Der Wunsch war gesprochen, der Knabe erschraf fast selbst über seine Kühnheit. Der Müller schüttelte verneinend den Kopf. „Nein,“ sagte er, „das geht doch nicht, du hast ja keinen heißen Rock auf dem Leibe. Ich habe in meinem großen Mühlenanwesen lauter Besitzersöhne zu Gesellen, sie würden nicht mit dir zusammen lernen wollen. Nein, mein Junge, ich glaube wohl, daß du das gern möchtest, und du würdest dich ja auch redlich mühen, aber das schlage dir aus dem Sinn, man muß auch nicht zu hoch hinaus wollen.“

Jeder Blutstropfen war bei diesem harten Bescheid aus dem hübschen Antlitz des Bittenden gewichen. „Ja, dann muß ich Kuhhirte werden!“ sagte er leise, „ich werde mich morgen bei dem alten Schwarz melden, wie die Dorfschaft es bestimmt hat. Nehmen Sie mir meinen Besuch nicht übel, Herr Korn!“

Er ging, die Frau sah ihm mitleidig nach. „Es tut mir eigentlich leid um ihn,“ sagte sie, „er hätte sich gewiß die größte Mühe gegeben.“

„Es geht aber nicht,“ erwiderte der Müller verdrießlich, „meine anderen Leute würden mir ja aus dem Dienst laufen, brächte ich einen solchen Betteljungen unter sie. Will er später durchaus Müller werden, so soll er sich ein kleines bescheidenes Anwesen aussuchen, dort mag ihn vielleicht der Besitzer als Lehrjungen annehmen; in meinem Gehöft ist es unmöglich.“

Heinrich stand auf der Brücke und sah auf das große Rad, das sich so lustig drehte, verstoßen fuhr er mit der Hand über die Augen. War es die Sonne, die ihn so blendete, oder waren es doch die Tränen? Sein Wunsch war zu Wasser geworden, seine Hoffnung schwamm mit den raschen Wellen des Flusses dahin, weiter und weiter, bis sie versank. Er betrachtete seine abgetragene Jacke; Herr Korn hatte recht, die vornehmen Gesellen würden mit ihm nicht zusammen arbeiten wollen; er kannte sie alle und wußte, daß mancher von ihnen des Sonntags in der Schenke die blanken Taler auf den Tisch warf, aber es war doch so schmerzlich, daß er selbst zur Arbeit zu arm war. Indessen es blieb so, was nützte alles Grübeln und Sinnen. Fest preßte er die Lippen zusammen,

und am andern Morgen trieb er mit dem alten Hirten die Herde zur Weide.

Redlich verrichtete er den ihm aufgetragenen Dienst, aber er empfand es täglich mehr, das war keine Arbeit für einen kräftigen, jungen Burſchen. Die Kühe trottelten träge dahin und waren zufrieden, wenn ſie nur der Spiz in Ruhe ließ. Verirrte ſich wirklich einmal eine in ein Saatfeld, ſo holte ſie der wohlgeſchulte Hund von ſelbſt heraus, und Heinrich Weber brauchte ſich nicht aus dem Gras zu erheben, in dem er ſaul dahingestreckt lag. Der alte Schwarz war ein ſehr wortkarger Mann, und ſeit ihn ſein böſer Huſten ſo plagte, ſprach er nur, wenn er durchaus nicht anders konnte. Die Gedanken des Jünglings fanden kein Ziel, keinen Halt, ſie ſchweiften planlos umher, wenn er ſo im Graſe lag und in den blauen Sommerhimmel ſtarrte; aus den Gedanken wurden Träume, und dieſe Träume wurden zu einem immer heißeren Wunſch. „Reich werden! reich werden!“ das war die Melodie, die aus dem Geläut der Herde ihm entgegenklang; „reich werden!“ klapperte das große Mühlenrad, und „reich werden!“ ſchrien die Späzen, die ſich auf der Dorfſtraße zankten. Seit der großen Enttäuſchung, die ihm die Verneinung ſeiner demüthigen Bitte gebracht hatte, ſann der Jüngling unaufhörlich auf Mittel und Wege, plötzlich eine große Summe Geldes zu erlangen, und er wußte doch, daß er in ſeinem ärmlichen Beruf dieſes Geld niemals erwerben würde. Er malte es ſich aus, wie er, wenn er reich geworden wäre, dann wieder vor Herrn Korn hintreten und ihn um Aufnahme in dem großen, vornehmen Mühlenwerk bitten würde. Dann ſollte ihm niemand mehr ſeinen ſchäßigen Anzug vorwerfen, dann würde er ebenſo ſein gekleidet gehen wie der Herr Beſitzer ſelbſt. Aber wie reich werden?!

In ſeiner Kinderzeit hatte Heinrich öftmals in den Spinnſtuben Märchen erzählen hören von ungeheuren Schätzen, die Menſchen in alter Zeit in die Erde vergraben hatten und darüber hinweggeſtorben waren; längſt untergegangene Völker hatten auf ihren Beutezügen Gold und Silber von einem Ort zum andern geſchleppt; wo war das geblieben? Sicherlich doch noch in der Erde. Wer es finden könnte! Und ſo geriet Heinrich in ſeinen unruhigen Phantaſien auf den törichtſten Traum, der ſchon ſo viele Menſchen vor ihm täuſchte und manches Unglück herbeigeführt hat: auf das Schatzgraben.

Am Rande des Weidelandes erhob ſich ein großer, grasbewachſener Hügel; es war ein Hünengrab, wie deren mehrere in der Gegend waren. Das Land gehörte einem Bauern, der ſich gar nicht um den alten Hügel kümmerte; einmal hatte ein Gutsbeſitzer auf Wunſch eines ihm befreundeten gelehrten Herrn einen dieſer Hügel aufgraben laſſen. Die ganze Dorſſchaft hatte teil an dieſem Ereignis genommen, und auch Heinrich hatte zugeſehen, aber es war nicht viel herausgekommen. Einige alte Steingeräte und etliche Tonkrüge, die ſofort zerfielen, als ſie an die freie Luſt kamen, das war der ganze Inhalt des

großen Hügels geweſen, und es hatte allgemeine Enttäuſchung gegeben. Das wußte Heinrich ſehr wohl, trotzdem ſchaute er immer wieder zu dem uralten Denkmal aus der Heidenzeit hinüber. War in dem einen Hünengrab auch nichts gefunden worden, ſo konnten doch in dem andern Schätze verborgen ſein. Aber das Land gehörte ihm nicht, und der Bauer würde es ihm nimmermehr erlauben, Nachgrabungen anzustellen.

Mißmütig trieb er die Herde heimwärts. Als er ſich dem Dorſe näherte, herrſchte ein ungewohntes Treiben auf der Straße. Zigeuner mit bunten Flecken an den Kleidern, mit weißen Planwagen und kleinen, unanſehnlichen Pferdchen davor, waren gegen Abend angekommen und ſchlugen ihr Lager auf freiem Felde auf. Eine Menge ſchwarzbrauner, zerlumpter kleiner Kinder kroch aus dem Wagen hervor und verteilte ſich im Umſehen im Dorf. Die Weiber zogen bettelnd und wahrſagend von einer Bauernwirthſchaft zur andern; die Männer arbeiteten an den Zelten, rauchten und ſchmauzten. Wie ein Blitz durchzuckte es die Gedanken des armen Hirtenknaben: „Zigeuner wiſſen mehr wie andere Menſchen, Zigeuner können wahrſagen und die Zukunft erforſchen, vielleicht können ſie mir prophezeien, wo ich in der Erde einen Schatz finden kann!“

Silends lieferte er die ihm anvertrauten Tiere ihren Beſitzern ab. Kaum nahm er ſich die Zeit, ſeine beſcheidene Abendmahlzeit zu verzehren, dann eilte er in der Dämmerung des lauen Sommerabends wieder zum Dorſe hinaus, dem Zigeunerlager zu. Die Fremden hatten ein Feuer angezündet und einen großen Keffel darübergehängt. Der helle Schein der Flamme beleuchtete die gelben, fremdartigen Geſichter der Zigeunerweiber, die dort ihr Abendeffen bereiteten. Am Rande des Lagers lagen zwei Männer lang hingestreckt auf dem warmen Erdboden; ſie rauchten und ſchienen zu ſchlummern, denn keiner ſprach ein Wort.

Heinrichs Herz klopfte hörbar, langſam und beklommen ſchlich er vorſichtig näher, da trat ſein Fuß auf einen dürrn Aſt, der knackend zerbrach, und mit einem wilden Fluch richtete der eine der Zigeuner ſich empor. „Was willſt du hier, Junge?“ ſchrie er drohend.

Sein Gefährte, der gleichmütig liegen geblieben war, winkte dem Zornigen beſehend mit der Hand, er war der Anführer des Trupps. „Es iſt einer aus dem Dorf,“ ſagte er, „er wird ein Anliegen haben. Vielleicht bringt er uns auch ein Geſchenk!“ wandte er ſich mit kriechender Freundlichkeit an Heinrich ſelbſt.

„Der ſieht mir auch gerade darnach aus!“ meinte der andere Zigeuner ſpöttlich und maß mit geringſchäßigen Blicken des Knaben ärmliche Kleidung, ſo daß dieſem die Schamröthe in das Antliß trat. Selbſt für die Zigeuner zu ſchlecht! dachte er bei ſich. Dann aber beherrſchte er ſich und ſagte ruhig: „Ein Geſchenk bringe ich nicht, denn ich habe ſelbſt nichts. Aber eine Frage möchte ich an euch richten, und wenn's zu meinem Glücke ausſchlägt, ſollt ihr reichlich belohnt werden.“

„Gib erst den Lohn, dann tu die Frage, mein Jüngelchen,“ schrie ein altes Zigeunerweib mit schriller Stimme und streckte die runzlige braune Hand aus. „Du mußt mir die Hand kreuzweis mit harten Talern belegen!“

Der Knabe wich vor solcher Forderung zurück, aber der Hauptmann scheuchte die Alte fort. „Du scheinst ein Narr zu sein!“ sagte er gelassen. „Was willst du?“

„Ihr Zigeuner wißt mehr als andere Menschen; ihr wißt, was auf dem Meeresgrunde und in der Erde verborgen liegt. Könnt ihr mir helfen, einen Schatz zu finden?“ fragte Heinrich gespannt.

Die beiden Männer sahen sich einen Augenblick erstaunt an, dann brachen sie in ein schallendes Gelächter aus. „Einen Schatz?“ riefen sie. „Meinst du, daß wir, wenn wir selber einen verborgenen Schatz wüßten, ihn liegen lassen und so lange warten würden, bis du kämst?! Frage in euren Spinnstuben weiter nach einem Schatz, wir wissen keinen!“ Unwillig wandte Heinrich sich zum Gehen, er sah, daß ihn die Zigeuner nur verspotteten. Da rief ihm der Hauptmann nach: „Ich glaube, in deinem Dorf sind mehr Reichtümer zu finden, als du denkst!“

„Wieso?“ fragte Heinrich und wandte sich zurück, er verstand den Zigeuner nicht.

„Nun, ich denke, euer Mühlenbesitzer, der Herr Korn, ist ein sehr reicher Mann?“ „Was geht das mich an?“ fragte der Jüngling erstaunt. „Ich habe auch gehört, daß Herr Korn sehr reich ist, aber das ist doch dann sein Geld und nicht das meinige.“

Wiederum lachten die Zigeuner laut auf. „Das ist recht, bei diesem Gedanken bleibe nur,“ erwiderte der Hauptmann, „aber wenn du dann ein reicher Mann geworden bist, dann setze uns davon in Kenntnis!“ Der Spott war so offenbar, daß Heinrich erzürnt fortging. Daneben gefielen ihm die Zigeuner gar nicht, das waren keine ehrlichen Menschen, die sich durch Arbeit und erlaubten Handel ihren Lebensunterhalt verschafften. Er bereute es, sie um Rat gefragt zu haben, und nahm sich vor, auf sie zu achten, denn er mißtraute ihnen ganz und gar.

Mehrere Tage blieben die Fremden im Dorf, und schon erhob sich große Klage über sie. Weiber und Kinder stahlen, wo sie konnten, und die Dorfschaft sann auf Mittel und Wege, wie sie die ungebetenen Gäste wieder los werden konnten.

An dem Fluß, der die Mühle trieb, stand Schilf und Weidengebüsch; Heinrich Weber hatte seine Berke an den dicken Fellen seiner Herde abgenutzt; er war einer neuen bedürftig, und als er eines Sommerabends die Tiere in die Ställe gebracht hatte, ging er das Flußufer entlang, um sich eine passende Weidenrute auszuwählen. In dem dichten Gebüsch versteckt, stand er nahe bei einem alten Gemäuer, das ursprünglich ein Backofen gewesen war, wie ihn die Leute jener Gegend in ihren Gärten aus Steinen erbauten und mit Rasenstücken belegten; nun war er in sich selbst zusammengestürzt und mit Gesträuch überwuchert, aber die Hinterwand stand noch aufrecht

und bildete eine Art Höhle, in der zwei Menschen bequem Schutz vor Regen und Wind finden konnten. Es war ein versteckter Ort, den nicht einmal die Kinder gern aufsuchten, weil Brennmesseln und Steintrümmer ihre Spiele verhinderten. Um so mehr war Heinrich, der den alten Bau wohl kannte, erstaunt, Stimmen von dorthier zu vernehmen. Es waren Männerstimmen, ganz leise, damit nur ja kein Unberufener die Worte verstehen sollte.

Die Neugierde des Knaben wurde rege, leise und vorsichtig schlich er näher und erkannte durch einen Spalt die beiden Zigeuner, die ihn vor kurzem so arg verhöhnt hatten und die sich in dem alten Gemäuer eng aneinander drückten wie zwei Vögel, die in einem Nest sitzen. Durch das Buschwerk hindurch sah man den Fluß, das Mühlrad klapperte geräuschvoll und das stattliche Gehöft des reichen Wassermüllers ragte über die Bäume hinweg.

Voller Gier spähten die Zigeuner nach dem ansehnlichen Hause drüben. „Ich habe mich nun genau überall umgesehen,“ flüsterte der Hauptmann, „und weiß Bescheid. Wir können es heute wagen! Die Nacht ist dunkel, der Mond scheint nicht. Also es bleibt so, wie wir alles abgeschlossen haben. Unser Trupp mit den Wagen, den Weibern und Kindern bricht jetzt auf, das Lager ist schon abgebrochen, die



Voller Gier spähten die Zigeuner nach dem ansehnlichen Hause drüben.

Dorfschaft will uns hier nicht mehr leiden.“ Grimmig lachte der schwarzbärtige Mann auf, er ballte drohend die Hand zur Faust.

„Sprich leiser, Hauptmann,“ warnte sein Gefährte

ängstlich, „es könnte doch jemand in der Nähe sein. Mir war's vorhin, als hörte ich es im Gesträuch rascheln. Uns darf keiner hören.“

Heinrich hielt fast den Atem an. Was hatten die Zigeuner vor? Wußten sie doch einen Schatz, den sie allein und in der Stille heben wollten?

Der Hauptmann fuhr fort: „Das reiche Gesindel dort drüben in der Mühle schwelgt im Fett, während wir auf der Landstraße hungern und frieren. Sie sollen uns etwas abgeben. Es ist alles wohl überlegt und eingerichtet, ich wollte dir nur noch einmal genau Bescheid sagen, was du zu tun hast. Darum wählte ich dieses abgelegene Versteck; auf dem Felde könnte uns ein Hirtenjunge oder ein Ackersmann hören, der hinter einem Baum liegt. Wir ziehen alle am hellen Tage ab, die Dorfkinde geben uns sicher das Geleit und sehen jeden einzelnen von uns, dann kann ja auf uns gar kein Verdacht fallen. Wir beide, du und ich, kommen in der Dunkelheit zurück, und während du auf dem Mühlenhof Wache stehst, drücke ich die Fensterscheiben ein und steige in das Haus. Ich weiß, wo der Müller sein Geldspind hat, denn ich habe absichtlich von ihm für unsere Pferde Futter gekauft und ihn mit einem großen Geldschein bar bezahlt. Er mußte mir wechseln und schloß seine Kasse auf; das Spind ist stark, aber ich habe ein Brecheisen und Dietriche bei mir. Die Hunde auf dem Hof macht ein Zigeuner bald still, solche Mittel kennen wir. Das besorgst du, Andreas; mich würde es zu lange aufhalten, da ich ja doch die Hauptarbeit habe.“

Andreas nickte.

Der Hauptmann fuhr fort: „Ich denke, es soll gehen. Werden wir aber doch gestört, so gebe ich dir das verabredete Zeichen. Dann wirfst du Feuer in die alte Strohscheune am Eingang des Hofes, um meine Flucht zu decken. Das Dach steht sicher in einem Augenblick in Flammen. Bei der Verwirrung kann ich entkommen, sonst würde man mich greifen, und gegen all die starken Müllerknechte kann ich allein mich nicht wehren, es würde mir schlecht ergehen. Hast du nun genau verstanden?“

„Ja,“ sagte Andreas. „Um welche Stunde denkst du?“

„Mitternacht. Später nicht. Die Sommernacht ist gar zu kurz, und wenn die Morgendämmerung anbricht, müssen wir schon über Berg und Tal sein. Nun laß uns gehen und die Weiber bei dem Abzug begleiten.“ Wie eine Schlange wand sich der Zigeuner durch das Gebüsch, sein Gefährte folgte und bald sah man die fremden Gäste mit ihren geringen Habseligkeiten wieder auf der Landstraße dahinziehen, gefolgt von einer Schar lärmender Dorfbuben. Aber bald kehrten die letzteren müde zurück, und die Zigeuner verschwanden in der Ferne wie ein Flug dunkler, unholder Vögel, der aufgeschwehrt seldeinwärts flattert, ohne Heimat und ohne Ziel.

Heinrich Weber stand noch immer am Rande des Buschwerks, die abgeschnittene Weidenrute in der Hand, er glaubte zu träumen. So also erwarben

die Zigeuner ihren Reichtum? Durch Diebstahl und Einbruch, durch gewaltfames Aneignen fremden Eigentums? Dann freilich mochten sie sich sehr über seine ehrliche Art, einen Schatz finden zu wollen, beunruhigt haben.

Nicht einen Augenblick kam dem braven Jungen der Gedanke, sich an dem Müller für die harte Abweisung zu rächen, indem er ihm den tödtlichen Anschlag auf sein Hab und Gut verhehlte. Spornstreichs rannte er vielmehr der Mühle zu und fragte hastig nach Herrn Korn.

„Was willst du schon wieder?“ fragte dieser ziemlich ungnädig, als Heinrich atemlos eintrat.

Der Knabe konnte vor Eifer kaum sprechen; die Müllerin erschrak sichtlich über das, was er berichtete, aber der Hausherr hörte ziemlich ungläubig zu. „Sie haben dir etwas aufgebunden, dummer Junge!“ sagte er endlich. „Sie wußten gar nicht, daß ich ihnen zuhörte,“ antwortete Heinrich bescheiden, aber bestimmt.

„Laß doch die Leute diese Nacht wachen, Fritz,“ bat die Frau ängstlich.

„Die Leute arbeiten sich am Tage müde, und ich kann keine Nachtwachen von ihnen verlangen,“ versetzte der Müller unwirsch. „Ich glaube an die ganze Geschichte nicht! Wie werden denn die Zigeuner hier einbrechen wollen, in dies feste Haus, wo all die starken Mühlknechte sofort geweckt werden können! Das Gesindel wird sich brav hüten, und der Junge will sich nur einen Vorteil verschaffen.“

Das Blut stieg Heinrich Weber bei diesem häßlichen Verdacht heiß in die Schläfen. „Sie tun mir unrecht, Herr Korn, ich will mir nicht den kleinsten Vorteil verschaffen, ich wollte Sie nur vor einem großen Verlust bewahren. Aber tun Sie, was Sie wollen, ich habe Sie gewarnt!“

„Ich glaube ihm,“ erwiderte die Frau, „ich glaube ihm durchaus!“ Sie trat auf Heinrich zu und reichte ihm die Hand. „Mein Mann meint es auch nicht so hart, wie es sich anhört. Wir danken dir, daß du gleich gekommen bist.“

„Nun meinetwegen, dann werde ich die Nacht auf bleiben,“ brummte der Müller ärgerlich, „von meinen Leuten kann ich es nicht verlangen. Kommen die Spitzbuben aber nicht, und ich sehe, daß du mich zum besten gehabt hast, so gerbe ich dich eigenhändig durch, darauf kannst du dich verlassen.“

Wiederum verließ Heinrich die Mühle, zum zweiten Male war er in diesem Hause tief gekränkt und verletzt worden. Dies verbitterte ihn ordentlich, er nahm sich vor, nun auch gar nicht mehr an die Mühle zu denken; mochten die Zigeuner Haus und Hof anstecken, was ging's ihn an? Frühzeitig suchte er sein Lager auf, und selbst der Gedanke an die freundliche Müllerin konnte die Bitterkeit in seinem Herzen nicht zurückdrängen. —

Eben hatte die Turmuhr von Sperlingsdorf die Mitternachtsstunde verklündet, als zwei geschmeidige Gestalten sich auf das Müllergehöft schlichen. Es war sehr dunkel, und einzelne warme Regentropfen

begannen schwer niederzufallen. Der große Hund, der sonst so wütend bellte, sobald ein Fremder den Hof betrat, stieß nur ein leises unterdrücktes Winseln aus, dann wurde er ganz still.

„Also hier bleibst du stehen, Andreas,“ flüsterte der eine der beiden Männer. „Wenn du etwas Verdächtiges bemerkst, pfeiffst du; pfeife ich, so wirfst du Feuer aufs Scheunendach und fliehst!“

Andreas drückte sich schweigend in die ihm angewiesene Ecke, während der Anführer geräuschlos über den Hof an das Wohnhaus schlich und mit einem Brecheisen einen Fensterladen zu bearbeiten begann. Das Holz knackte, und schon gaben die Kiegel nach, als der Fensterladen von innen aufgestoßen wurde und der Müller, eine hellbrennende Laterne emporhaltend, mit lauter Stimme fragte: „Wer ist da?“

Ein wütender Stoß mit einem langen, scharfen Messer war die Antwort des überraschten Diebes; aber der Angegriffene war auf seiner Hut, der Stoß ging fehl und der Zigeuner sah bei dem Schein der Laterne, daß der Hausherr nach einer bereit liegenden Büchse griff. Er setzte ein Pfeifchen an den Mund, ein schriller, weithin vernehmbarer Ton erklang, und der Zigeuner stoh in die Dunkelheit hinein, dann aber krachte ein Schuß, dem ein schmerzlicher Aufschrei folgte. „Ich habe den Dieb getroffen!“ rief Korn und rieb sich frohlockend die Hände, „nun kann er uns nicht entweichen!“ Da aber schoß plötzlich aus dem Scheunendach eine Flammengarbe empor.

„Feuer! Feuer!“ schrie der bestürzte Hausherr, „der Heinrich Weber hat doch ganz und gar recht gehabt; nun, wo der Einbruch vereitelt ist, steckt mir das Gesindel das Dach über dem Kopfe an!“

Gilig fuhren die Müllerknechte aus ihren Betten, aber in der Verwirrung des Brandes konnte niemand daran denken, die Diebe zu verfolgen, die Löscharbeiten nahmen alle Kräfte in Anspruch, und die Zigeuner hatten richtig spekuliert, sie entkamen. Die Scheune brannte trotz aller Anstrengungen, des Feuers Herr zu werden, bis auf den Grund nieder, und der Müller erlitt einen großen Verlust. Er konnte noch froh sein, daß der stärker und stärker werdende Regen den Brand allmählich erstickte, in einer trockenen Sturmnacht wäre das ganze Gehöft verloren gewesen. Von dem verwundeten Diebe fand sich keine Spur; wie schwer der Hausherr, der sein Eigentum beschützte, den Dieb getroffen haben mochte, erfuhr niemand, die Zigeunerbande ließ sich nicht wieder blicken.

Die Hütte, in der Heinrich Weber mit der Familie des alten Kuhhirten zusammen wohnte, lag ziemlich weit entfernt von der Wassermühle, und den gesunden festen Schlaf des Jünglings unterbrach der nächtliche Feuerlärm nicht. Aber als er am andern Morgen die Herde zusammentrieb, hörte er sofort von dem Brande und sah noch den Rauch von dem qualmenden Trümmerhaufen schwer und schwarz über den Baumwipfeln dahinziehen. Auch von dem vereitelten Einbruch wurde ihm erzählt und daß der Müller auf einen Dieb geschossen und ihn getroffen haben sollte. Heinrich erkannte nun wohl, daß die Zigeuner ver-

sucht hatten, ihren schändlichen Plan auszuführen, und freute sich sehr, daß er den Müller noch rechtzeitig hatte warnen können; freilich hatte Herr Korn seine Warnung verachtet, sie aber doch wenigstens nicht ganz in den Wind geschlagen.

Auf das Feld kam ihm aus der Mühle bald ein Bote nach, Heinrich Weber möge, sobald er zum Dorfe zurückgekehrt sei, zur Wassermühle kommen, der Müller habe ihm etwas zu sagen. Mit unruhigem Herzen machte sich Heinrich am Abend auf den Weg, er hatte sich sauber gewaschen und den Staub von seiner Jacke gebürstet. Aber ach! wie sadencheinig war sie, noch viel schlechter war sie geworden seitdem, als er in ihr zum erstenmal das Haus des reichen Mannes betrat.

Zögernd blieb er an der Stubentür stehen, aber heute eilte ihm der Müller entgegen und reichte ihm beide Hände. „Hätte ich auf dich gehört, mir wäre ein großer Schaden erspart geblieben,“ sagte er bewegt, „in der verbrannten Scheune lag noch eine Menge Korn, das ist nun alles verloren. Aber doch danke ich dir von ganzem Herzen. Die Spitzbuben hätten mich sonst beraubt und vielleicht gar erschlagen. So war ich gewarnt und konnte sie nach Gebühr empfangen. Vergib mir, Heinrich, daß ich dich so hart angelassen habe. Du bist ein braver Mensch.“ Der reiche Mann blickte den armen Knaben freundlich an.

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, Herr Korn,“ erwiderte Heinrich bescheiden, „es tut mir nur leid, daß Sie nun doch noch Verlust gehabt haben.“

„Das muß ich nun tragen,“ sagte der Müller und hielt Heinrichs Hand noch immer fest, „aber ich will mein Unrecht gegen dich doch wieder gut machen und dir die Bitte, die ich dir erst abschlug, jetzt herzlich gern erfüllen. Von morgen ab sollst du als Mühlknappe bei mir in die Lehre treten, einen andern Kuhhirten werden wir schon finden.“

„Aber, Herr Korn,“ rief der Jüngling fast erschrocken, „meine Jacke ist jetzt noch schlechter geworden, und ich habe keine andere. Was würden Ihre Gesellen dazu sagen?“

„Ich habe mich heute vor mir selber geschämt, daß ich auf das Kleid eines Menschen sah und nicht auf dessen Herz,“ erwiderte der Müller ernst. In diesem Augenblick trat die Hausfrau in das Zimmer, sie hatte die letzten Worte ihres Mannes gehört und bot Heinrich gleichfalls die Hand. „Es kann nur ein kleiner Teil unseres Dankes gegen dich sein, daß wir dir sofort einen anständigen Anzug verschaffen, in dieser schlechten Jacke sollst du nicht mehr gehen, dann müßten wir uns ja schämen. Mein Mann hat es dir versprochen, daß du gleich bei ihm in die Lehre treten sollst, und wenn du auf dem Wege bleibst, den du bisher gewandelt bist, wirst du ein tüchtiger Müller werden, ein braver, rechter Mann.“ Die gute Frau sah ihn freundlich an. „Den Dorfschneider schicke ich dir heute noch, er soll dir Maß nehmen.“

Mit diesen gütigen Worten war Heinrich entlassen.

Wie er nach Hause kam, wußte er selber nicht. Ihn tanzte alles vor den Augen, und das große Mühlrad klapperte den lustigen Takt dazu. So reich war er belohnt worden! In seinem Herzen hatte er freilich auch gehofft, als der Bote aus der Mühle ihn rief, der reiche Mann werde ihm ein kleines Geldgeschenk machen, um sich ihm erkenntlich zu erweisen. „Vielleicht langt es zu einem neuen Rock!“ dachte er. Und nun kam es so, nun wurden seine kühnsten Träume erfüllt! Er gedachte seiner frommen, alten Mutter, wie würde sie sich gefreut haben, hätte sie sein Glück erlebt! Wiederum nahm er sich vor, immer treu gegen Gott und Menschen zu sein, und wissenlich niemals in ein Unrecht zu willigen, dann konnte er mit Ehren durch die Welt kommen.

Sobald der Dorfschneider den neuen Anzug brachte, der Heinrich wie angegossen saß, meldete dieser sich bei Herrn Korn und kam nun als Lehrbursch in die Mühle. Das war ein lustiges Leben! Alles ringsum pochte und klapperte, alles war voller Bewegung und Tätigkeit, das war ein anderes Arbeitsfeld, als träumerisch mit langsamen Schritten die Herde zu begleiten und faul im Graze zu liegen. Die gewaltige Wasserkraft des Flusses drehte die Räder und hob die ungeheuren Stampfen der Mühle, die dann mit einem Getöse niederstürzten, als wenn sie das ganze Gebäude zerschmettern wollten. Aber das war fest gefügt. Ueberall der liebliche, nahrhafte Mehlgeruch, der den Menschen jeden Augenblick an das erinnert, was uns der Herrgott in seiner Güte reicht, an das tägliche Brot. Die Müllerburschen waren weiß und staubig, sie klopfen einander zum Scherz die Jacken aus und sprangen voller Jugendlust über die Säcke, alle waren sie freundlich mit Heinrich, denn Herr Korn hatte ihnen gesagt, weshalb er den blutarmen, verwaisenen Knaben nunmehr erziehen wollte. Obgleich mancher unter ihnen war, der später von seinem Vater ein großes Vermögen ererbte, so ließ keiner doch den neuen Kameraden seine Armut fühlen, und da Heinrich diese Freundlichkeit mit der größten Dienstwilligkeit und Aufmerksamkeit vergalt, so herrschte Freude und Zufriedenheit durch das ganze große Mühlenwerk. Selbst die feiste Mültermäus sah wohlgefällig aus ihrem Löchlein auf den neuen Ankömmling, der sie nur verjagte, wenn sie zu dreist wurde und der ihr ab und zu ein Weizenkörnlein hinwarf, das sie vernügt in ihre Behausung schleppte.

Wenn die schwer beladenen Bauernfuhrwerke ankamen und das blinkende Gold, das der Landmann den Feldern abgewinnt, in ungezählten Körnern in die großen Trichter rann; wenn das Wehr aufgezogen wurde und die festgestauten Wassermassen mit donnerndem Getöse herabstürzten, um im Flusse weißschäumend zu zerfließen, so war es Heinrich oft, als müsse er laut aufjauchzen vor Wonne. Aber am schönsten war es doch nachts, wenn er die Wache in der Mühle hatte: Mond und Sterne blinkten am Sommerhimmel und spiegelten sich in den klaren Wellen des Flusses, das Wasser trieb mit leisem

Rauschen dahin, und das große Mühlrad pochte in abgemessenen, gleichmäßigen Schlägen wie ein ruhiges, zufriedenes Menschenherz.

Der reiche Mühlenbesitzer hatte einen einzigen Sohn, der seine ganze Freude war. Freilich war Justus Korn ein schwächlicher, hoch aufgeschossener Knabe, der keine Lust zu dem Handwerk seines Vaters bezeugte, aber er war ein kluger, begabter Mensch, der von klein auf hinter den Büchern saß und brennend gern studieren wollte. Der Müller hatte nichts dagegen. „Zum Müllerhandwerk ist er doch zu schwach,“ sagte er zu seiner Frau, „seine Kräfte stecken im Kopf; will er gern lernen, so soll er es auch, in jedem Fach kann er ein brauchbarer Mensch werden.“ So kam Justus Korn auf das Gymnasium und lernte fleißig, nur in den Ferien kam er nach Hause, aber dann war er viel in der Mühle, die schon in der Kinderzeit sein steter Spielplatz gewesen war, und hatte dort für jeden Arbeiter ein freundliches Wort. Alle mochten ihn gern leiden und freuten sich, wenn der junge Herr kam.

Mit Heinrich Weber schloß er bald eine innige Freundschaft. Er bewunderte die große Körperkraft des neuen Müllerburschen, der nur wenige Jahre älter war als er und der doch die schweren Kornsäcke mit seinen starken Armen so leicht wie eine Feder vom Boden emporhob, und er empfand mit seinem scharfen Verstande gar bald, daß dieser Jüngling ein redliches, unverdorbenes Gemüt und ein treues Herz habe. So fühlte er sich zu ihm hingezogen, er suchte ihn oft bei der Arbeit auf und sprach gern mit ihm. Heinrich vergalt diese Zuneigung mit der treuesten Ergebenheit, er wäre für den jungen Herrn durchs Feuer gegangen. Wenn Justus in der Mühle auf einem gefüllten Kornsaß hockte und dem wißbegierigen jungen Freunde allerlei erklärte, so lautete Heinrich fast atemlos, und mit seinem gesunden natürlichen Verstande machte er sich vieles aus dem reichen Schatz der Kenntnisse des andern zu nütze. So wurde der Umgang für beide Teile segensreich, und wenn Justus in den Ferien zu Hause anlangte, so war es sein erstes, daß er seinen Freund Heinrich aufsuchte. „Ich will ein Arzt werden!“ sagte der Sohn des reichen Mühlenbesizers oft. „Ich möchte, so weit ich kann, den Leidenden helfen, Schmerzen lindern und Krankheiten durch treue Sorgfalt verschuchen, das erscheint mir als schönster Beruf auf dieser Erde, auf der es so viel Leid gibt.“

Und dieser schöne Gedanke wurde schon bei dem Knaben zur Tat, er versuchte die Schmerzen zu lindern, wo er nur wußte und konnte.

Als einst das weiße Müllekästlein bei einer Mäusejagd gar zu verwegen über die Balken gesprungen war und mit einem gebrochenen Pfötchen schreiend dem Knaben entgegenhinkte, da schiente Justus das verletzte Glied kunstgerecht ein; er machte ihr ein weiches Lager zurecht und pflegte sie. Seitdem schnurrte sie immer vor Freude, wenn sie Justus erblickte; längst schon hatte sie den Gebrauch ihres Fußes wieder erlangt, aber in dem Herzen des treuen

Dieses erlosch die Dankbarkeit nicht, und die Mäuse, die sie fing, legte sie ihm zu Füßen.

Langsam vergingen die Jahre, Heinrich war ein großer, starker Burich geworden, der nächstens seines Königs Rock tragen sollte und der in der Mühle längst zum Gesellen aufgerückt war; Justus studierte Medizin und war bei dem vielen Lernen ein blasser, schwächlicher Jüngling geblieben. Seine Eltern liebten ihn zärtlich, war er doch ihr einziger und Zeit seines Lebens ein guter, treuer Sohn gewesen, der, trotz seiner größeren Kenntnisse, die Achtung vor Vater und Mutter niemals vergessen hatte.

Die Ferien hatten begonnen, es war Ende August und heiße Zeit. Ergiebig wie selten war die Ernte gewesen und lustig klaperte das Mühlrad, als wüßte es, daß nun eine gute Zeit für den Müller komme. Die Wellen des Flusses schossen, sich übersäugend, dahin, hastig drehten sie das große Rad. „Viel Gewinn“, murmelten sie rauschend, „viel Gewinn, aber auch viel Arbeit!“ Ringsum welch ein Gedeihen und Wachsen!

Manchen Käufer lockte das stattliche Anwesen, denn es war ja überall bekannt, daß Herrn Korn's einziger Sohn und Erbe ein Doktor würde und so die Wassermühle zuletzt in fremde Hände übergehen mußte.

So konnte auch nicht weiter auffallen, was eines Tages sich ereignete: Zwei Herren kamen auf das Gehöft, um es zu besichtigen und sich dem Besitzer als vermögende Käufer vorzustellen. Sie waren vornehm gekleidet, trugen dicke goldene Uhrketten, hatten funkelnde Ringe an den Fingern und traten sehr gewandt auf. Der eine, der von dem andern demütig „Herr Baron“ angeredet wurde, war der eigentliche Käufer. Seinen Gefährten stellte er Herrn Korn mit den herablassenden Worten „mein Verwalter“ vor, und der „Verwalter“ verbeugte sich daraufhin bis auf die Erde. Sie besichtigten alles ganz genau und kamen auch in die Mühle, in der Heinrich Weber gerade beschäftigt war, während der Sohn des Hauses auf einem Kornsaß saß, wie er das gerne tat, und seinem Freunde etwas erzählte. Justus Korn sprang auf, als er die fremden Herren mit seinem Vater daherkommen sah, und begrüßte sie artig; der Herr Baron musterte fast spöttisch seine schmale Gestalt und die schwachen Glieder. Desto eindringlicher blieb sein

Blick auf Heinrich hatten, der ruhig fortarbeitete, trotzdem auch er den Fremden verstohlen musterte. Er kam ihm so sehr bekannt vor, doch konnte er sich gar nicht erinnern, wo er nur dies hübsche weiße Gesicht mit den roten Backen und den glänzenden, schwarzen Augen darin jemals gesehen hatte.

Vom Mühlenwesen verstanden die beiden Herren gar nichts, das war bald genug zu merken, und der alte Werkführer Gottfried sagte halblaut zu Heinrich: „Gnade Gott uns, wenn die hier kaufen, unsere Müllerkate versteht vom Handwerk mehr wie die!“ Aber sie redeten ganz gewaltig klug. Ihre Sprache klang etwas fremdartig. Wir sind aus Oesterreich-Ungarn!“ erklärte der Herr Baron, als Herr Korn ihn einmal verwundert ansah, wie er ein ganz falsches Wort gebrauchte. „Die

norddeutsche Sprache wird uns schwer, wir sagen anders!“ fügte der Verwalter mit einem demütigen Büdling hinzu. Der fremde Herr war lahm, er stützte sich auf einen Stock, und immer wieder streiften seine Blicke verstohlen Heinrich, aber wenn ihm dieser fest in die Augen sah, wandte er sich ab, dann sagte er einige Worte in einer fremden Sprache zu seinem Diener. Dieser sah gleichfalls auf den Müllergesellen, und ganz erschrocken flüsterte er: „Wenn er uns wieder erkennt?“

„Ohne Sorge!“ gab der Herr „Baron“ ebenso leise zurück, „wir sind ein paar fremde vornehme Herren; sollte ihm etwas aufdämmern, so verstehen



Zwei Herren kamen auf das Gehöft, um es zu besichtigen.

wir gar nicht, was er meint, wir sind nie hier gewesen. Es ist freilich nicht gut, daß er nach so langer Zeit noch gerade in der Mühle arbeitet. Wenn er Verdacht schöpft, wird er mir mein Vorhaben erschweren. Aber davon lasse ich nun einmal nicht ab!“ Mit einem greulichen Fluch schloß er, aber der Müller und seine Leute verstanden die Sprache nicht, in der die beiden Herren redeten; sie dachten, sie unterhielten sich über die Vorzüge des Besitztums und vielleicht auch über den geforderten Kaufpreis. Sie banden die einzelnen Säcke auf und betrachteten angelegentlich das schöne weiße Mehl, das sie durch die Finger laufen ließen. Eine Fliege setzte sich auf die Wange des Herrn Barons und ärgerlich wollte er sie verjagen. Aber er bedachte nicht, daß seine Hände voll Mehlstaub waren, und die Müllerknechte lachten laut auf, als auf der schönen wohlgepflegten Gesichtshaut die fünf Finger

des Herrn Barons deutlich zu erkennen waren. Da zog er das Taschentuch hervor und rieb den Mehlstaub ab, wie er aber heftig rieb, ging gleich die schöne, weiße Gesichtsfarbe mit ab, so daß ein großer gelber Fleck auf der Wange sichtbar wurde. Leise rief ihn sein Gefährte an, sofort stellte der Herr Baron das Weiben ein, er erschrak sichtlich, und seine Stirn zog sich finster zusammen, er verwünschte seine Unvorsichtigkeit. Doch als Heinrich die eigentliche gelbe Gesichtshaut unter der aufgetragenen Farbe hervorschimmern sah, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: das waren die Zigeuner von damals, die den Einbruch in der Mühle verübt hatten und deren Gespräch er zum Glück belauschte, und der Herr Baron mit dem lahmen Fuß war niemand anders als der Hauptmann, der versucht hatte, ihn über den Müller anzufragen. Sie hatten ihn auch wieder erkannt, darum hatten sie ihn beide so angestarrt. Eine große Unruhe bemächtigte sich des braven Burschen. Warum kehrten die Zigeuner an den Ort zurück, wo sie einst an der Ausführung eines schweren Verbrechens verhindert worden? Was wollten sie hier, noch dazu in Verkleidung?

Heinrich hatte es niemals vergessen, daß der Müller einen der Spitzbuben durch den abgefeuerten Schuß verletzt hatte; war der Herr Baron vielleicht davon lahm? Dann aber kam er nur wieder, um sich bitter zu rächen und den Müller vielleicht noch empfindlicher zu treffen, als er ihn einst getroffen hatte. Sollte er Herrn Korn seine Wahrnehmung mitteilen? Aber würde ihn der Herr nicht auslachen? Er schwankte lange, dann zog er den alten Werkführer Gottfried ins Vertrauen und teilte ihm seine Entdeckung mit.

Dieser erschrak. „Zerst du dich auch nicht, Heinrich? Diese vornehmen Herren sollten das Bettelvolk von damals sein?“

„Nein!“ antwortete der Jüngling fest, „da ist kein Irrtum möglich. Ich erkannte sie beide sofort, als bei dem einen die gelbe Zigeunerhaut zum Vorschein kam; ich habe ja damals längere Zeit mit ihnen gesprochen. Und sie erkannten mich auch, mir fiel es ja auf, wie forschend sie mich immer anguckten.“

„Das habe ich auch gesehen,“ brummte Gottfried, „sie ließen dich ja nicht aus den Augen. Aber, Heinrich, dann sind sie gekommen, um einen großen Schurkenstreich auszuführen, denn an ihren Kauf habe ich von Anfang an nicht geglaubt; wer so wenig vom Müllerhandwerk versteht wie die, der kauft keine Mühle. Dann wollen sie etwas anderes, vielleicht das Gehöft zum zweitenmal anstecken.“

Heinrich saß bekümmert da. „Ich weiß keinen Rat,“ sagte er endlich. „Herr Korn kann ihnen nicht die Tür weisen, denn sie werden es doch nie zugeben, daß sie wirklich die Zigeuner sind.“

„Das würden sie allerdings nicht tun,“ antwortete Gottfried. „Wir können nur beide recht aufpassen; ich in der Mühle und du draußen; Heinrich, wir wollen sie nicht aus den Augen lassen, bis sie wieder fort sind. Wahrscheinlich haben sie sich schon eine Teufelei überlegt, denn daß sie später noch einmal kommen,

ist mir unwahrscheinlich. Herr Korn hat sie zu Mittag eingeladen, wie er es bei vornehmen Fremden immer tut; was sie ausführen wollen, müssen sie darum gleich tun. Wenn wir sie aber immer beobachten, können wir es rechtzeitig verhindern.“

„Es ist gut!“ erwiderte Heinrich. „Also Sie bleiben in der Mühle, Gottfried, und ich werde ihnen draußen auf Schritt und Tritt nachgehen. Es ist mir sehr angstvoll ums Herz.“

Der Jüngling hatte recht, es waren wirklich die beiden Zigeuner, der Hauptmann und Andreas, die als feingekleidete Herren in die Mühle zurückgekehrt waren, um den Besitzer, dem sie in ihrem Herzen blutige Rache geschworen hatten, empfindlich zu schädigen und womöglich ganz zu verderben. Die Gewehrfluge, die der Müller dem fliehenden Einbrecher nachsandte, hatte diesem damals das Bein zerschmettert; nur mit großer Mühe konnte ihn sein Spießgesell in jener Nacht in ein sicheres Versteck schleppen, worauf dann Andreas dem vorausgezogenen Trupp nacheilte und ein Fuhrwerk zurückholte, das den Schwerverletzten unauffällig aus der Gegend fortbrachte. Stundenlang hatte der Vermundete allein im dichten Gebüsch gelegen, voll tödlicher Angst, ob auch sein Kumpan ihn nicht im Stich lassen würde, dann hätte er eines elenden Todes sterben müssen. Und in diesen schrecklichen Stunden wuchsen Haß und Rache in dem finsternen Herzen des gottlosen Mannes riesengroß empor; hatte ihn einst der Müller getroffen und ihm den Fuß zerschmettert, so wollte er ihm das Herz zerbrechen, und seit er sich die Gelegenheit angesehen, wußte er auch, wie. Das Gelingen seines Planes sollte den reichen Mann zum ärmsten, zum unglücklichsten aller Menschen machen.

Eine schöne Weide stand am Rande des rasch fließenden Wassers, ihre herabhängenden Zweige bildeten eine kühle, grüne Laube, und in ihrem Schatten schaukelte sich ein kleines Boot. Hier war es schön und still, nur in der Ferne brauste das Mühlrad, dem der Fluß eilig entgegentrieb, und kleine Wellen umspülten schmeichelnd das leichte Fahrzeug, es in steter, sanfter Bewegung erhaltend. Das war der Lieblingsplatz des jungen Justus Korn. Das Boot war an einen starken Pfahl angekettert, Heinrich hatte einen bequemen Sitz darin gebaut und ein Leinwanddach darüber errichtet, um die Sonnenstrahlen abzuhalten; hier saß Justus gern in den heißen Sommertagen mit einem Buche und las, gewiegt von den schaukelnden Wellen und vor aller Gefahr geschützt durch die starke Eisenkette, die das Boot hielt. Dies hatte der Zigeuner ausgekundschaftet und gleich war sein teuflischer Plan fertig. Schon am Vormittag, ehe Heinrich ihn erkannt hatte, war er unbemerkt in das Weidengebüsch geschlüpft und hatte sich dort längere Zeit zu schaffen gemacht; als nun gegen Abend Justus ein Buch nahm, um sich wieder an sein Lieblingsplätzchen zu setzen, ging der Herr Baron gleichfalls fort, „er wolle sich das Dorf ansehen,“ sagte er, und dann abreisen. Er nahm höflichen Abschied von Herrn Korn, der ihn so freundlich auf-

genommen hatte, und befahl seinem Verwalter, in die Schenke zu gehen und dort seinen Wagen bereit zu halten, damit sie, wenn er wieder käme, fort könnten.

Gehorsam ging Andreas der Schenke zu, während der andere die Dorfstraße entlang schlenderte. Heinrich schlich ihm nach, der Zigeuner bemerkte ihn nicht. Kaum hatte er sich von dem Gehöft des Müllers soweit entfernt, daß er nicht mehr gesehen werden konnte, als er sogleich die Richtung änderte und mit raschen Schritten dem Flußufer zulief. Heinrich hatte Mühe ihm zu folgen, der Zigeuner schlüpfte durch die Weidenzweige und stand plötzlich vor dem Boot, in dem Justus Korn allein und ahnungslos saß, ganz mit seinem Buch beschäftigt. Er sah erst auf, als er so rasch einen Mann sich nähern hörte, und blickte erstaunt und erschrocken in das vor Wut und Haß verzerrte Gesicht des vornehmen Herrn, der soeben erst der Gast seines Vaters gewesen war.

„Ich bin der Zigeuner, dem dein Vater den Fuß zerstoß, als er sich ein wenig von seinem Ueberfluß holen wollte,“ schrie der Fremde mit funkelnden Augen. „Lahm bin ich zeitlebens geblieben; hat mich dein Vater getroffen, so treffe ich ihn heute in dir, und mit Zinsen zahle ich die Schuld zurück!“ Mit diesen haßerfüllten Worten packte er die Eisenkette, an der das Boot befestigt war und die er am Vormittag in aller Stille bis auf ein wenig durchgefellt hatte; unter seinen starken Händen zerbrach der Ring und mit einem kräftigen Fußtritt stieß er das leichte Fahrzeug in die Mitte des Flusses, wo es sofort in die Strömung geriet und unaufhaltsam dem gewaltigen Mühlrad zutrieb.

Die Gefahr war furchtbar, und Justus erkannte sie sogleich. Entsetzt sprang er auf, und seine Hilferufe schallten über das Wasser, der Zigeuner antwortete mit einem Hohnlächeln und verschwand im Gebüsch. Aus den Luten des großen Mühlengebäudes starrten angstvolle bleiche Gesichter; wo war denn hier noch Rettung? Der Fluß war zu breit, um vom Ufer aus das Boot mit Stangen aufhalten zu können, und jedes Fahrzeug, das sich ihm entgegenstellen wollte, wäre unfehlbar mit in den Strudel hineingerissen worden. Dem alten Werkführer rannen die Tränen über die welken Wangen. „Er ist verloren!“ sagte er und faltete die Hände; „Gott sei seiner Seele gnädig!“ „Stellt das Werk ab, laßt die Mühle still stehen!“ rief der verzweifelte Vater, „rettet mein Kind!“ In fieberhafter Eile griffen die Gesellen zu, aber es ging nicht so schnell, die ungeheure Wucht der gewaltigen Maschinerie zu hemmen, und rascher und rascher trieb das Boot auf die gefährlichen Schaufeln zu, die mit wilden Schlägen das Wasser peitschten. Da sprang Heinrich, der jetzt am Flußufer angelangt war und mit einem Blick die entsetzliche Gefahr überschaute, ohne Besinnen in das Wasser. Er schwamm vorzüglich und hatte an warmen Sommerfontagen, wenn die Räder still standen, den ganzen Fluß oft genug durchschwommen. Er kannte eine seichte Stelle, an der ihm das Wasser

nur bis an die Brust ging; glückte es ihm, diese vor dem Boot zu erreichen, so konnte er das Fahrzeug noch aufhalten. Es glückte! In dem Augenblick, wo der starke, junge Mann auf der Sandbank festen Fuß faßte, schoß das Bot heran, mit Ausbietung aller seiner Kräfte schleuderte Heinrich den leichten Nachen seitwärts, daß er an das Ufer flog und sich dort im Weidengebüsch versing. Justus stürzte, von dem gewaltigen Stoß erschüttert, der Länge nach ins Bot, aber er war gerettet, und als er sich wieder aufrichtete, schloß ihn sein Vater, weinend und lachend zugleich, in die Arme.

Durch die gewaltige Kraftanstrengung aber hatte Heinrich Weber das Gleichgewicht verloren, er stürzte



„Rettet mir mein Kind!“ rief der verzweifelte Vater.

rücklings in den Fluß, und ehe er wieder auftauchen und seine Glieder gebrauchen konnte, hatte nunmehr ihn die Strömung erfaßt und trieb ihn der Mühle zu. Freilich drehte sich das große Rad schon viel langsamer, das Werk war im Stillstehen. Heinrich war betäubt, er sah wohl das starke Seil, das ihm die Müllergesellen mit lautem Geschrei entgegenwarfen, um ihn daran emporzuziehen, aber ehe er es erfassen konnte, geriet er ganz dicht an das große Rad, das noch eine letzte Umdrehung machte und dann still stand. Ein Schmerzensruf entrang sich seinen Lippen, und als ihn die Kameraden bestürzt und eilig emporzogen, hing sein linker Arm schlaff herab, die eine Schaufel des großen Rades hatte ihn getroffen und den Knochen wie einen Halm zerknickt. Hätte das Rad in voller Bewegung ihn erfaßt, so wäre er in Stücke zermalmt worden.

Mit einem unaussprechlichen Dankgefühl, zugleich

aber auch mit aufrichtiger Betrübniß ergriff der reiche Mann die Hand des braven Burschen. „Wie soll ich das je wieder gut machen, Heinrich?“ sagte er erschüttert, „wie tief stehe ich in deiner Schuld! Erst rettetest du mir mein Besitztum vor Dieben und Räubern, dann rettetest du mir das einzige Kind, ohne das mir mein Leben wertlos geworden wäre, und opferst deine gesunden, starken Glieder, um mir mein höchstes Kleinod zu erhalten! Komm an mein Herz, ich werde es dir nie, nie vergessen!“ Schluchzend schloß Herr Korn den Jüngling in die Arme, und Justus, tief betrübt, daß sein Lebensretter nun doch noch so schwer verletzt ward, faßte die gesunde Hand des Freundes und stammelte: „Mein Bruder!“

„Du hast recht,“ sagte Herr Korn, „er soll fortan dein Bruder sein. Mein Haus ist dein Haus, Heinrich, denn ohne dich hätte ich keinen Sohn mehr.“ Sofort wurde zum Arzt geschickt, und Heinrich erhielt die sorgfältigste Pflege, bis die Jugendkraft die schwere Verletzung wieder überwand. Freilich des Königs Noth, auf den sich der Jüngling schon so sehr gefreut hatte, konnte er, des schwachen Armes wegen, niemals tragen. Aber Herr Korn berichtete die heldenmüthige That den Behörden, und Heinrich Weber erhielt die Rettungsmedaille am Bande, ein Ehrenzeichen, das wie kein anderes ehrt.

Er blieb in der Mühle, in der er fortan als Sohn behandelt wurde. Als Herr Korn alt war und gern in die Stadt ziehen wollte, in der Justus als ein angesehenener tüchtiger Arzt lebte, übernahm Heinrich Weber als Pächter das ganze große Besitztum unter so günstigen Bedingungen, wie sie sonst nur dem eigenen Kinde gestellt werden.

Die Zigeuner waren wiederum spurlos verschwunden, der Verbrecher war gleich nach Ausführung seines Mordanschlages, ehe dieser im Dorf rufbar geworden war, in den schon bereit stehenden Wagen gestiegen, den sein Gefährte kutschte, und beide waren zum Dorf hinausgejagt. Es war offenbar so verabredet. Nun ließen sie sich niemals wieder sehen, und ob sie je die Vereitelung ihres teuflischen Planes erfahren haben, wußte niemand. Sie wurden vergessen, nur Heinrich dachte noch öfters an sie, sie waren beide Male doch die Werkzeuge zu seinem Glück gewesen, und wenn er das bedachte, milderte es seinen Zorn, den er gerechterweise gegen die Verbrecher empfand.

Als Herr Korn in hohem Alter glücklich und zufrieden starb, einigte Heinrich sich mit Justus, der ihn wie einen Bruder liebte, und übernahm die Mühle käuflich, da der Doktor keinen Wert auf das väterliche Besitztum weiter legte. Der junge Mann hatte längst eine brave Frau gefunden, die seinem großen Hauswesen in Ehren und Tüchtigkeit vorstand, und jedesmal herrschte große Freude in der Wassermühle, wenn Justus Korn die alte Heimat besuchte und im Sommer wochenlang der Gast seines Freundes war.

Wenn Heinrich Weber, der wohlhabende, geachtete Mühlenbesitzer, über die Brücke schritt, die sein Eigen-

tum mit der Dorfstraße verband, dann dachte er oft an jene Stunde, in der er als armer Knabe in schlechten Kleidern auf dieser selben Stelle gestanden und davon geträumt hatte, einst hier Gesell werden zu dürfen. Das Ziel schien anfangs unerschwinglich, und nun? Fröhlicher Mut hilft durch, und Redlichkeit und Gottvertrauen machen den Lebensweg leicht und eben, und erschiene er auch noch so dornenvoll.



Socken oder Tappen.

Militärhumoreske von
Maximilian
Schmidt.

er neue Brigadecommandeur war zur ökonomischen Musterung des Regiments angefangen. Neue

Besen kehren gut, und zudem ging dem General der Ruf von seltener Strenge voraus, der es in allem, selbst dem kleinsten, peinlich genau nehme. Die Kompaniechefs unterzogen deshalb mit ihren Gehilfen, den Kammerunteroffizieren, sämtliche Bestände der Kammer einer genauen Revision; die Monturen wurden gesonnt, geklopft und gebürstet; die Kompanieschneider hatten vollauf zu tun mit Reparaturen, Aufnähen von schönen roten Kragen und Aufschlägen; die Beinkleider wurden sorgfältig ausgebessert und auf den Glanz hergerichtet. Nicht ohne bedeutende Inanspruchnahme der Kompaniekasse ward endlich nach vielem Schweißvergießen, Fluchen und Poltern alles zur Zufriedenheit geordnet; doch sahen trotzdem die Herren dem kommenden Ereignis mit einem gewissen Unbehagen entgegen. Nur der Kompaniechef der zwölften Kompanie, Hauptmann Werner, plagte sich nicht halb so viel wie seine Kameraden und bewahrte seine volle Ruhe. Er war erst vor kurzem von einer Abtheilung hierher versetzt worden, bei welcher seiner Zeit der General als Hauptmann gedient hatte und bei dessen Kompanie Werner seine Offizierscarriere begann.

Jener war ein ausgezeichnete Kompaniechef gewesen, der seine Leute in- und auswendig kannte, und dessen besondere Obforgen die innere Bekleidung des Mannes, die Wäsche, war. Namentlich hielt er strenge auf eine gute Fußbekleidung; das war sozusagen sein „Steckenpferd“. Dann erinnerte sich Werner auch lebhaft der Ratschläge seines ehemaligen Hauptmanns, der seinen Offizieren vor jeder In-

spektion einschärft, immer resolut die Fragen des Generals zu beantworten, nie eine Frage unbeantwortet zu lassen, selbst wenn die Antwort nicht ganz richtig wäre. Dabei verlangte er von einem schneidigen Offizier, daß er sich selbst in der schwierigsten Lage schnell zurechtfinde und sich zu helfen wisse.

Hauptmann Werner hätte gerne seine Kenntnisse über die Eigenheiten des Generals den Kameraden mitgeteilt, da aber diese sich ein Vergnügen daraus zu machen schienen, ihm recht bange zu machen, so behielt er seine Weisheit für sich, lachte hinwieder über die Unruhe der andern und ließ sich sogar in eine Wette ein, daß seine Kompanie vor allen andern am besten bestehen würde. Ein Korb Rheinwein war der Preis.

Der Brigadefeldwebel war an dem bestimmten Abend mit seinem Gefolge in der Garnison eingetroffen und im ersten Gasthose der Stadt abgestiegen. Sämtliche Offiziere fanden sich zur abendlichen Reunion ein und wurden von dem General aufs freundlichste begrüßt. Diese Freundlichkeit täuschte jedoch die unbehagliche Stimmung für die morgige Musterung nicht hinweg.

Am folgenden Tage war das Regiment, wie befohlen, in Parade ausgerückt. Schon beim allgemeinen Überblick stand es musterhaft da. Die einzelnen Kompanien wurden auf das genaueste durch-

da es doch zu viel verlangt schien, zu wissen, was jeder einzelne Mann für eine Fußbekleidung trage.

Bei der zwölften Kompanie angelangt, wurde auch Hauptmann Werner in gleicher Weise befragt. Seine Antwort lautete: „Zu Befehl, Herr General; teils Socken, teils Fußflappen.“

Bei dem nächsten Mann angelangt, fragte nun der General sogleich: „Welche Fußbekleidung trägt dieser Mann?“

„Zu Befehl, Fußflappen, Herr General!“ antwortete der Hauptmann.

„Ziehen Sie Ihren Stiefel aus!“ befahl der General dem Soldaten, und siehe da, es war, wie der Hauptmann gesagt.

So wurden noch an zwanzig Mann befragt, vom Hauptmann „Fußflappen“ oder „Socken“ zur Antwort gegeben und beim Ausziehen der Stiefel die Fußbekleidung übereinstimmend mit der gegebenen Antwort befunden.

Der General war sichtlich aufs angenehmste berührt und nickte dem Hauptmann, bevor er die Kompanie verließ, freundlich zu. Nach beendeter Inspektion sprach er seine Zufriedenheit im allgemeinen aus und spendete namentlich dem Hauptmann Werner das größte Lob. Er stellte ihn gleichsam als Muster eines sorgsamsten Kompaniechefs hin.

Nachdem sich der General mit den Stabsoffizieren entfernt, stürzten die Kompaniechefs über ihren Kameraden Werner her und bestürmten ihn mit Fragen, wie es ihm denn möglich gewesen, über jeden Mann so genaue Auskunft geben zu können, was ihnen geradezu rätselhaft erschien. Es müsse, meinten sie, nicht mit rechten Dingen zugegangen sein.

„Die Hererei war nicht sehr groß,“ entgegnete lachend der Gefragte, aber „es bleibt mein Geheimnis.“

Die von Werner gewonnenen Flaschen Rheinwein wurden gemeinsam in fröhlicher Laune von den Kameraden bis auf die Nagelprobe geleert.

Einigen wenigen plauschte indessen Werner, freilich in streng vertraulicher Weise, doch sein Geheimnis aus.

„Der Herr General,“ sagte er, „war früher mein Kompaniechef und daher kenne ich seine Eigenheiten. So habe ich befohlen, daß während der Musterungszeit jeder Mann an einem Fuße Socken, an dem andern Fußflappen zu tragen habe. Je nach meiner Antwort auf die Frage des Generals entledigte sich der Mann des Stiefels an dem Fuße, an welchem er die betreffende Fußbekleidung trug. So klappte alles wunderbar. Dabei habe ich nicht gelogen, als ich dem General antwortete, die Mannschaft trage teils Socken, teils Fußflappen.“

Dieser Enthüllung folgte allgemeine Verblüffung und helles Gelächter, aber auch wohlgemeinte Rat schläge, derartigen Hokusfokus nicht wieder auszuführen. Selbstverständlich wurde das strengste Stillschweigen darüber gelobt und beobachtet.

Aber nichts ist so fein gesponnen,
Es kommt doch an die Sonnen.



„Welche Fußbekleidung trägt dieser Mann?“

gesehen. Die Herren Kompaniechefs konnten auch die an sie gestellten Fragen zur Zufriedenheit beantworten, bis auf eine Frage, auf welche der General gerade das Hauptgewicht legte. Er wollte nämlich wissen, ob die Herren Kompaniechefs auch bei jedem einzelnen Mann angeben konnten, ob er mit guter Fußbekleidung, mit Socken oder Fußflappen versehen sei.

Bei den elf besichtigten Kompanien konnte diese Frage nicht zur Zufriedenheit beantwortet werden,

So streng vertraulich diese Angelegenheit auch von den Offizieren behandelt wurde, auf irgend eine Weise schien der General doch Wind davon bekommen zu haben.

Man sagt, es gibt Ahnungen, und Hauptmann Werner war glücklicherweise so abergläubisch, diesen Ahnungen nachzugeben, deshalb sorgte er bei der nächsten Musterung vor. Diese begann der General dieses Mal auffallenderweise am linken Flügel bei Hauptmann Werners Kompanie. Sie stand wieder stramm und in jeder Beziehung tadellos da. Nachdem der General die Gliederfronten abgeschritten, fragte er: „Wie steht es mit der Fußbekleidung?“

„Die Leute tragen durchgehends Socken,“ antwortete der Hauptmann.

„An beiden Füßen?“ fragte ihn der General mit durchdringendem Blick.

Dieser Blick und diese Frage überraschten Werner, obgleich er seine Ahnung bestätigt fand. Er stützte einen Moment, vor seinen Augen schwebten in buntem Durcheinander: Arrest, blauer Brief, Avancementschluß; doch sagte er sich rasch wieder und erwiderte: „Ich habe die Leute sich daran gewöhnen lassen, nunmehr auf beiden Füßen sich gleichmäßig mit Socken zu versehen.“

„Lassen Sie das ganze zweite Glied die Stiefel ausziehen,“ befahl der General. „Wohlverstanden, beide Stiefel!“

Es geschah und siehe da — alles trug Socken, nagelneue, tadellose Socken an den beiden Füßen.

„Das war im vorigen Jahre anders!“ sagte der General, nachdem er den Hauptmann eine Weile angeblickt.

„Zu Befehl, Herr General!“ erwiderte rasch der Offizier. „Voriges Jahr hatten die Leute nur zur Hälfte Socken; ich ließ sie aber an eine gleichmäßige gute Fußbekleidung sich gewöhnen, denn damit beginnt das ABC eines kriegstauglichen Infanteristen, wie mir das schon als angehender Leutnant mein einstiger Kompaniechef eingimpft hat.“

Der General nahm jetzt den Hauptmann beiseite und sagte leise zu ihm: „Hat Ihnen jener Kompaniechef auch eingimpft, gelegentlich perlite perlote zu spielen?“

„Nein, Herr General, das nicht; wohl aber, daß man sich jederzeit zu helfen wissen müsse, dann kommt man vorwärts —“

„Oder auch in Arrest,“ warf der General ein.

„Davon sagte mein damaliger Kompaniechef nichts!“ entgegnete der Hauptmann.

„Nun, hat er's vorwärts gebracht mit seiner Weisheit?“

„Natürlich; er ist jetzt General und — ich habe in diesem Augenblick die Ehre, höchstseine Befehle zu empfangen.“

„Wie? Ich wäre —? Das ist gut! Sie — mein ehemaliger Leutnant — Werner? Wichtig, jetzt erkenne ich Sie wieder! Freut mich, Sie wiederzusehen, aber das schließt nicht aus, daß —“

„Aha! Jetzt explodiert's!“ dachte der Haupt-

mann, — aber es kam anders. Der General musterte ihn vom Kopf bis zum Fuße nicht ohne Wohlgefallen und sagte dann kurz: „Treten Sie ein, — es ist gut!“

Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle.

Das alte Zuchthaus entsprach nicht mehr den Forderungen der Neuzeit und ebensowenig der sich leider stetig steigenden Zahl seiner unfeiwiligen Gäste. Es mußte nun ein neues erstellt werden, und die Ausarbeitung des Planes war einem tüchtigen Baumeister übertragen worden.

Dieser Baumeister war in seiner Art ein recht bissiger Mann, der dem Bettler das Stück Brot, dem Armen das Wenige und dem Reichen das Viele mißgönnte und es daher auch nicht verwinden konnte, daß die Gefangenen es nicht schlechter haben und vor allem so „schöne“ Zellen bekommen sollten. Das Geld für den Bau hätte er zwar gern eingesteckt. Aber daß er dafür Mördern, Räubern, Dieben und Meineidigen eine menschenwürdige Wohnung bauen sollte, das wurmte ihn, und er verkehrte es nicht, sagte im Gegenteil frei heraus, daß er mit einer solchen „Humanitätsbuselei“, die den Verbrechern noch ein angenehmes Heim, als Tausende von Arbeitern es hätten, zu erstellen sich anjohide, keineswegs einverstanden sei. Ein Verbrecher gehöre in ein finsternes Loch, auf Stroh gelegt bei Wasser und Brot, damit er die Strafe auch empfinde und die Lust zu weiteren Taten ihm vergehe. Und als der Herr Pfarrer und andere Herren ihm erwiderten, daß ein solches Verfahren sowohl gegen die Lehren des Christentums als auch gegen das rein menschliche Empfinden, das auch noch im größten Verbrecher einen Menschen sehe, verstoße, und daß die Erfahrung gelehrt habe, daß man mit allzugroßer Härte und Strenge absolut nichts richte, daß gerade in jener Zeit, wo Schwert, Galgen und Rad gearbeitet hätten, die schrecklichsten Verbrechen verübt worden seien, da erwiderte der Baumeister: „So sollte es heute noch sein. Wer mordet, gehört ohne viel Federlesens aufs Rad, der Dieb an den Galgen, der Sittlichkeitsverbrecher ins Wasser und die andern Lumpen ins Feuer.“

„Aber bedenken Sie doch, Herr Brunner,“ sagte der Pfarrer, „bedenken Sie doch, daß gar viele Verbrechen die Folge einer schlechten Erziehung, widriger Verhältnisse und ungünstiger Umstände sind. Bedenken Sie, daß mancher Mensch unverschuldet von Kindesbeinen an mit Not und Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen hat und oft von verständnislosen Menschen zum Verbrechen förmlich getrieben wird, und Sie werden gewiß Ihr Urteil mildern müssen. Ich bin seit zwanzig Jahren Anstaltsgeistlicher und habe also reiche Erfahrungen gesammelt, und infolgedessen kann ich Ihnen sagen, daß ich unter den verstockten, teils erblich belasteten, teils leichtsinnigen Gewohnheitsverbrechern auch solche fand, die vermöge ihrer Anlagen bei nur einigermaßen

erträglichem Verhältnissen wahre Zierden der menschlichen Gesellschaft hätten werden können, und die auf den rechten Weg zurückzuführen ein ebenso großes Verdienst wie eine Pflicht für uns ist. Wir sind ja alle sündige Menschen, und lassen wir uns schwere Verbrechen nicht zu schulden kommen, dann begehen wir um so mehr kleinere, die mit der Zeit auch ein ganz bedeutendes Schuldeonto ergeben. Also nicht gar zu streng, Herr Brunner, wer da steht, der sehe zu, daß er nicht falle," schloß der Pfarrer.

"Was ein rechter Mensch ist," erwiderte der Baumeister, "fällt niemals, wenigstens nicht ins Zuchthaus. Die dahin kommen, sind meiner Meinung nach, und die lasse ich mir nicht nehmen, Tagelöhne, Lumpen und Strolche, und Mitleid hab' ich für solche keines übrig."

So sagte Herr Brunner, führte aber nichtsdestoweniger den Zuchthausbau sehr hübsch, zweckmäßig und zu jedermanns Zufriedenheit aus, weil er eben mußte. Aber hundertmal des Tages konnte man ihn sein Bedauern über die große Aufwendung, die man zugunsten der Zuchthäusler mache, aussprechen hören.

Es begab sich aber und geschah, daß dieser Baumeister in Folge unglücklicher Spekulationen in seinem Vermögen so weit zurückkam, daß alles, was er bisher sein eigen genannt hatte, in Sant kam. Seine Frau zwar hatte noch ein bedeutendes Vermögen, und ein einziger Federstrich ihrerseits hätte genügt, um das Gerichtsverfahren rückgängig zu machen. Zu diesem Federstriche aber war sie weder in gutem noch in bösem zu bewegen.

"Ich tu's nicht," sagte sie auf alles Zureden ihres Mannes. "Wenn meine Sache auch verloren geht, was bei deinen waghalsigen Unternehmungen gar leicht geschehen könnte, sind wir Bettler und können an fremden Türen unser Brot suchen. Dazu aber habe ich keine Lust, und auch meine Kinder sollen nicht fühlen, was Not ist. Ich tu's nicht, du kannst reden, was du willst."

So nahm denn das Verfahren seinen Lauf. Das Haus, der Garten, die Baugeräte, alles kam unter den Hammer, und der Baumeister zitterte vor Erregung, wenn er seine Habe nun um ein Spottgeld losgeschlagen sehen mußte. Als aber gar ein Kran, für welchen er einst zwölfhundert Mark bezahlt hatte, um die niedrige Summe von hundertundvierzig Mark versteigert wurde, war er seiner nicht mehr mächtig. Er stürzte hinauf in sein Zimmer, nahm den geladenen Revolver aus dem Schreibtisch, ging in das Zimmer, wo seine Frau war, und schrie: "Diese Steigerung kann ich nimmer mit ansehen. Alles geht um einen Spottpreis fort. Jetzt sag: willst du unterschreiben, willst du mich retten oder nicht?"

"Ich darf nicht und ich kann nicht," erwiderte die Frau. "Das Wagnis ist zu groß und unsere ganze Existenz steht auf dem Spiel."

Der Mann schäumte vor Wut, und seiner selbst nicht mehr mächtig, erhob er den Revolver und gab unter den Worten: "So nimm das, dann hast du

eine Existenz," zwei Schüsse auf die Frau ab, die so gut trafen, daß sie sofort entseelt zu Boden fiel.

Jetzt übermannte den Baumeister die Verzweiflung, er stürzte an der Leiche der Gemordeten auf die Knie, er bat in beweglichsten Worten um Vergebung,



"So nimm das, dann hast du eine Existenz."

aber die Lippen der Frau bewegten sich nicht mehr. Er wollte sich selbst erschießen und fand nicht den nötigen Mut dazu. Aber das Zuchthaus, das er für die Gefangenen so widerwillig aufgeführt hatte, wurde auf viele Jahre seine Wohnung.

Katechismus für Arbeiter.

Wer lange arbeitet, lebt lange. Freue dich, daß du arbeiten kannst; denn so lange dir der Himmel diese Gnade gewährt, bist du gesund, und Gesundheit ist das kostbarste Gut auf Erden.

Je mehr du arbeitest, desto mehr kannst du essen. Je mehr du aber trinkst, desto weniger wirst du arbeiten. Der erste Arbeiter war der liebe Gott; er hat sechs Tage nacheinander gearbeitet und am siebten geruht. Von einem blauen Montag war damals keine Rede.

Sei stolz darauf, daß du im Schweiße deines Angesichtes dein Brot erwirbst, denn jene, die im Wohlleben ihre Tage vollbringen, entbehren oft, was du besitzest — den Frieden im Herzen.

So lange du Achtung gibst, bist du auch berechtigt, Achtung zu fordern. Du bist so gut ein Bürger im Staate als der, für den du arbeitest, du hast die Kraft und er das Geld. Wenn Arbeit und Kapital sich freundlich verbinden, dann muß dem allgemeinen Wohle Segen ersprießen.

Wenn ein Mensch arbeiten kann und nicht will, so steht es schlimm um ihn. Wenn ein Mensch arbeiten möchte und keine Arbeit findet, so steht es schlimm um das Gewerbe. Wenn aber ein Mensch arbeitet und nicht so viel verdient, als er zur Fristung des Lebens bedarf, dann steht es schlimm um das ganze Land.

Das Lehrer Reichswaisenhaus

hatte in Pflege und Erziehung am 1. Januar 1902: 56 Böglinge; es gingen zu im Laufe des Jahres 17;



es gingen ab im Laufe des Jahres 11, so daß sich am Jahresluß noch 62 Waisenknaben im Hause befanden. Davon kommen auf Baden 17, Elsaß-Lothringen 3, Altbayern 12, Rheinbayern 1, Königreich Preußen 16, Großherzogtum Hessen 4, Sachsen-Meiningen 2, Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Hamburg und Ägypten je 1 und Schweiz 2.

Die Reichswaisenhaus-Rechnung

wird seit Eröffnung des Hauses alljährlich in der für weltliche Ortsstiftungen gesetzlich vorgeschriebenen Form gestellt, amtlich geprüft und Gr.

Ministerium des Innern ein Auszug daraus vorgelegt. Aus der Rechnung für das Jahr 1902 teilen wir hier folgendes mit:

Einnahmen.

Kassenvorrat am 1. Januar 1902 . . .	M	1 724.35
Zinsen aus Wertpapieren und Kapitalien . . .	"	26 722.48
Verpflegungsbeiträge	"	1 360.—
Beim „Hinf. Voten“ z. eingegangen . . .	"	1 817.62
Von der Generalschule eingezahlt . . .	"	—
Sonstige Einnahmen	"	792.13
Vermächtnis des in Baden-Baden verstorbenen Herrn Rechtsanwalts J. B. Göring	"	5 139.35
An Kapitalien behufs anderweiter Anlage zurückgehoben	"	160 819.—
Summa aller Einnahmen	M	198 374.93

Ausgaben.

A. Lasten und Verwaltungskosten.

Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuerschaden, Zinsen aus Passivkapitalien, Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke und Gerätschaften, Porti und Frachten, Berechnung, Bewirtschaftung der Aktivkapitalien, Sporteln z.	M	3 410.88
---	---	----------

B. Für eigentliche Anstaltszwecke.

Für Anschaffung von Schulbedürfnissen	M	456.20
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne . . .	"	4 064.68
Für Anstaltsgebäude, Wasserversorgung und Wegenanlagen	"	9 284.02
Für Hauseinrichtungsgegenstände . . .	"	879.85
Zu übertragen	M	18 095.63

Übertrag M 18 095.63

Für Bekleidung	"	2 465.81
Für Heizung und Beleuchtung	"	695.69
Für Lebensmittel	"	10 014.20
Aufwand für Haustierte	"	1 104.23
Krankheitskosten	"	105.60
Sonstiger Anstaltsaufwand	"	1 342.18

C. Grundstocks-Ausgaben.

Angelegte Darlehenskapitalien	"	159 800.28
Für Erwerbung von Grundstücken	"	2 990.—
Summa aller Ausgaben	M	196 613.62
Kassenvorrat am 31. Dezember 1902	"	1 761.31
Summa	M	198 374.93

An zinstragenden Kapitalien sind angelegt:

a. bei der Reichshauptbank in Wertpapieren	M	40 383.65
b. hypothekarische Anlagen	"	527 600.—
c. bei der Sparkasse Lahr	"	711.14
d. bei der Rhein. Kreditb., Filiale Lahr	"	7 352.—
e. beim Lahrer Bankverein	"	8 168.90
f. bei dem Bankhause Groß-Henrich in Neustadt a. d. S.	"	4 707.52
g. auf Schuldschein (provisorisch)	"	1 090.—
h. Lahrer Gewerbebank	"	13 000.—
i. Albert Bürklin-Fonds	"	32 646.49
Summa	M	635 659.70

An dem Gesamtvermögen des Hauses ist die Oberfeldschule mit dem von ihr hierher abgelieferten Betrage von 200 000 Mark beteiligt.

Lahr, 20. Januar 1903.

Albert Guth,

geschäftsführendes Mitglied des Verwaltungsrats für das Erste deutsche Reichswaisenhaus.

Briefkasten. An den Schwarzwälder. Eure Jahrespende für 1903 mit 100 Mark empfangen. Vergelt's Gott!

Ehrentafel.



Johann Baptist Göring,

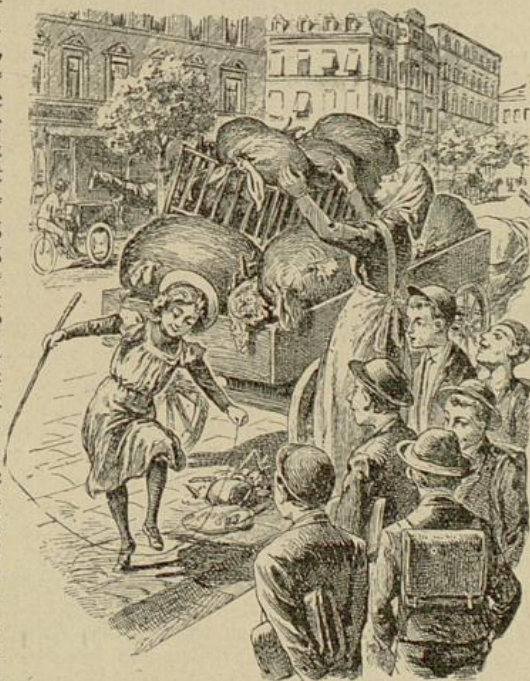
gest. in Baden-Baden am 15. Juni 1902, ein Wohltäter der Waisen.

Das Testament des Lumpensammlers.

Von Balduin Möllhausen.

1.

Die Sonne eines klaren Zunitages hatte beinahe die Mittagshöhe erreicht. Sengend strahlte sie auf die Hauptstadt nieder. Trotzdem reges Leben überall, in Gassen und Gäßchen wie in den von fünfstöckigen Häuserpalästen begrenzten baumgeschnückten Straßen. Nur so beengt war es nicht wie in den älteren Stadtteilen. Freier bewegten sich Menschen und Fuhrwerke, gleichviel ob Lastkarren, Kutschen oder auf Schienen rollende Wagen. Recht kläglich erschien diesen gegenüber ein Gefährt mit langem kastenähnlichen Oberbau, niedrigen Rädern und den



So zeugte alles von dem ehrenwerten Beruf professionierter Lumpensammler.

Merkmale langer Dienstzeit. Dicht neben der Trottoirschwelle stand es, wo es am wenigsten hinderte und der in die Schere gespannte Esel mit aller Bequemlichkeit aus dem vor ihn hingeschobenen, mit Brotkrumen und Kartoffelschalen versehenen Trog sich bediente. Die Ladung bestand aus allen möglichen Dingen, nur nicht aus solchen, deren Anblick dem Auge schmeichelte. Da sah man vollgepfropfte Säcke, aus deren geplatzen Nähten Lumpen hervorstuckten, in Bündel zusammengeknüpfte, abgetragene Kleidungsstücke, Gardinen- und Deckenüberreste, die dazu verwendet worden, die hohlen Räume zwischen abgenutztem Gerät auszufüllen. Andere Sachen, in spärlichen Haushaltungen für ein paar Pfennige losgeschlagen, standen und lagen in wüstem Durcheinander noch auf der Erde.

Der Verladung harrend, erweckten sie Zweifel, ob der immerhin kräftige Esel der ihm zuerkannten Last gewachsen sei. So zeugte alles von dem ehrenwerten Beruf professionierter Lumpensammler, die jeden verrosteten Nagel, jeden abgeschnittenen Stiefelschaft zu verwerten wissen. Verschiedenartig wie die Ladung waren auch die beiden Personen, die zu dem fliegenden Geschäft gehörten. Im Äußeren trugen sie zwar die Merkmale ihres Gewerbes, dagegen hätte man vergeblich nach schlumpig sitzenden Kleidern mit offenen Rissen, verschliffenem Schuhzeug und zerlöchernten Strümpfen gesucht. Wie die ziemlich behärrte Frau, eine zähe, beinahe männliche Erscheinung, mit dem von harter Arbeit gezeichneten sonnenverbrannten Gesicht, wies

auch ihre Gehilfin, ein höchstens elfjähriges, hübsches gelbblondes Mädchen, nicht die leiseste Spur von Unzufriedenheit auf. Im Gegenteil: In der grauen Drilichschürze, die das kurze Kleid vollständig verhüllte, den schwarzen Strümpfen und den festen Schuhen wie mit dem ungehörig schief sitzenden Strohhütchen offenbarte die Kleine so viel Beweglichkeit und Frohsinn, daß man sie um ihre Stimmung hätte beneiden mögen. Bald stand sie vor dem Esel, die Futterreste in dem Trog mundgerecht zusammenschiebend, bald flog sie wieder nach dem Wagen hinauf, um dargereichte Gegenstände dienstfertig zu verkaufen. Fand sie aber Muße, dann konnte man sie sehen, wie sie die Peitsche als Seil benutzte, und mit mehr natürlicher Anmut und leichtfüßiger als sie hätte keine Geheimrats-tochter den freisenden Vögen im schnellen Takt übersprungen. Und durch nichts ließ sie sich aus der Fassung bringen, weder durch die Schulkinder, die siehen und sie verwundert anstarrten, noch durch den Esel, der die ihm gespendeten Neckereien gleichmütig über sich ergehen ließ.

Sie hatte eben wieder eine kleine Vorstellung gegeben, wobei ihre hellblauen Augen vor Übermut leuchteten und die gelben Locken wild um das gebräunte Gesichtchen flatterten, als eine zweite Frau, unverkennbar die Schwester der ersten, herantrat und einen schweren Sack vom gekrümmten Rücken zur Erde gleiten ließ. Sie strich das ergraute Haar von der feuchten Stirn, schöpfte einige Male tief Atem, nickte der sie anlachenden Kleinen liebevoll zu, und damit kam neues Leben in das seltsame Kleeblatt. Der Sack wurde nach dem Wagen hinaufgehoben, eine invalide eiserne Bettstelle als Decklage darüberhin befestigt, und man war reisefertig. Die beiden Frauen traten neben den Esel hin, der sich anscheinend ohne große Anstrengung in Bewegung setzte. Dann aber hätte ein gallonierte Kutscher nicht selbstgefälliger auf seinem Bock thronen können als die Kleine, in der einen Hand die Leine, in der anderen die lustig knallende Peitsche, auf ihrem Lumpensack, über den die beiden Schwestern bedachtam eine saubere, doppelt zusammengefaltete Decke hingebreitet hatten. Zu denjenigen, die, außer mutwilligen Schülern und Schülerinnen, dem fliegenden Geschäft erhöhte

Aufmerksamkeit zollten, gesellte sich ein Herr, dessen ungezwungene aufrechte Haltung einen jener Glücklichen verriet, die sorglos in den Tag hineinleben und sich recht und schlecht durchs Leben schlagen. Der auf dem üppigen Lockenkopf verwegene hängende Kalabreser, wie das nachlässig um den weißen Hemdtragen geschlungene seidene Tuch und das kurze Röcklein aus leichtem Sommerstoff stempelten ihn gewissermaßen zum Künstler. Deutlicher noch spiegelte es sich in dem frischen Antlitz mit dem emporgedrehten Schnurrbart und den lebhaften Augen, die unverwundliche Leichtfertigkeit sprühten.

Wie die Kinder zu dem drolligen Wesen der Kleinen, lachte auch er mehrfach hell auf. Plötzlich glitt es wie Triumph über seine Züge. Mit scharf prüfendem Blick umfing er noch einmal die ganze Lumpenparade und schnellen Schrittes begab er sich in das hinter ihm liegende Haus. Dort wohnte er vier Treppen hoch, wo er einer Beamtenfamilie ein geräumiges Zimmer als Mieter und eine Schlafstube abgemietet hatte. Um den ihn aufsuchenden Verlegern der den heiteren Mäusen dienenden Zeitschriften das Finden zu erleichtern, prangte auf seiner Tür eine Visitenkarte mit dem Namen Paul Leonardi. Unterhalb derselben war mittels Reißnägeln ein großes Quartblatt festgeheftet worden, das sein selbstverfertigtes Porträt zur Schau trug. Auffallend ähnlich, war es so künstlerisch karikiert, daß es jeden bei ihm Anklopfenden zum Lachen reizte. Er überhob sich dadurch sinnig der Notwendigkeit, seinem schönen Namen das unschön klingende „Karikaturenzeichner“ beizufügen; außerdem aber hätte er keine bessere Empfehlung für seine Leistungen erdenken können.

Anstatt nach oben zu steigen, trat er mit dem ihm angeborenen hastigen Wesen bei dem Pförtner ein. „Herr Splinter,“ redete er denselben, ein mappenähnliches Buch unter dem Arm hervorziehend, überstürzt an, „flink, flink einen Stuhl dicht vors Fenster gehoben und durch Kissen oder sonst etwas erhöht. Erhaben muß ich sitzen, um die Straße zu übersehen,“ und das Buch ausklappend, griff er zu dem mit demselben vereinigten Zeichenstift.

Splinter, der dem übermütigen Künstler von Herzen zugetan war und, ohne zu grollen, oft genug dem erst in den Frühstunden Heimkehrenden den vergessenen Haus Schlüssel erstekte, bediente ihn pünktlich, und gleich darauf begann dieser mit sicherer Hand eine Skizze von dem Eselsfuhrwerk samt Zubehör zu entwerfen.

Splinter war hinter ihn getreten und überwachte, das Haupt seitwärts geneigt, mit Kennermiene die unter dem Stift hervorgehenden Linien. Beide schwiegen, der Karikaturenzeichner aus Eifer, der Pförtner in Bewunderung des entstehenden Bildes. „Famos!“ bemerkte ersterer endlich im Übermaß seiner Begeisterung.

„Sehr wohl, Herr Professor,“ bestätigte der ehemalige Reservemann und fuhr lieblosend mit dem Zeigefinger über die ergraute Bürste auf der Oberlippe.

Und Leonardi wieder nach einer Pause: „Geld liegt auf der Straße, man muß nur verstehen, es aufzulesen.“

„Sehr wohl, Herr Professor,“ beharrte Splinter auf dem von ihm erfundenen Titel, „ich selber müßte lange suchen, um es zu finden.“

Beide versanken abermals in Schweigen. Erst als der Esel aufgezümt wurde, brach Leonardi in die Worte aus: „Donnerwetter! Alles gruppiert und fertig bis auf das Wichtigste — nur zehn Minuten brauchte das Pack zu warten, und die charakteristischen Physiognomien befanden sich auf dem Papier.“

„Sehr wohl, Herr Professor, ich werde die Leute anweisen, noch eine Weile zu warten.“

„So? Und hinterher drei Mark Modellgebühren bezahlen? Na, ich danke. Da kann ich's billiger haben.“

Der Esel zog an. Gleich darauf trat er aus seinem Gesichtstreife. Leonardi klappte das Buch zu, stülpte den Kalabreser auf sein Lockenkopf und verließ das Haus. Sein erster Blick galt dem Habstrain. Er hatte bereits gegen anderthalbhundert Schritte zurückgelegt, eine Entfernung, die er in weiterer Verfolgung seiner Zwecke innezuhalten beschloß, unbekümmert darum, wohin er verschlagen wurde.

Trotz der zärtlichen Ermunterungen der jungen Lenkerin trippelte der Esel gewohnterweise gemächlich einher. Nicht um einen Zoll verlängerte er seine Schritte. Allmählich gelangte er indessen aus der Stadt hinaus. Dort bog er in eine unabsehbar lange Allee ein, die auf beiden Seiten von Neubauten und Baustellen begrenzt wurde. Es folgten Gärtnereien und vereinzelte Restaurationen, auch wohl ein stattliches Landhaus mit wohlgepflegten schattigen Gartenanlagen. Dazwischen erstreckten sich dann wieder wüste Flächen mit Ablagerungen von Schutt und Kehricht. Weiter abwärts tauchte hier und da ein kleines Heimwesen auf, dessen Bewohner Kartoffel- und Gemüseselbsten ihren Lebensunterhalt so lange entnahmen, bis der Grund und Boden über ihre Köpfe hinweg verkauft und sie vertrieben wurden. Derer, die schon vor längerer Zeit ein abgegrenztes Stück Land käuflich erworben und im Kampf ums Dasein festhielten, waren es nur Vereinzelte, und zu diesen gehörten die beiden Schwestern.

Schon vor länger als einem Vierteljahrhundert, also zu einer Zeit, als es für sie noch beinahe eine Tagereise bis zu der herauswachsenden Stadt betrug, hatte ihr Vater um einen sehr mäßigen Preis eine Baudnerstelle angekauft. Da ihm die Mittel, aber auch der Kredit zur Beschaffung eines auf zwanzig Morgen Land berechneten Viehstandes fehlten, ließ er die Felder einfach brachliegen und beschränkte sich auf die Pflege eines Gemüse- und Obstgartens. Zugleich gründete er als Nebengeschäft einen Lumpenhandel und stand sich nicht schlecht dabei. Mehr aus Eigensinn als aus Spekulationsgelüsten lehnte er wiederholte Angebote für seine Scholle ab. Erst

als solche sich im Laufe der Zeit erhöhten, gingen ihm die Augen auf. Daraufhin verpflichtete er seine beiden Töchter testamentarisch und unter gerichtlich beglaubigter Androhung der Enterbung zugunsten der Stadt, in der genau begrenzten Frist von zehn Jahren nach seinem Tode sich weder des Grundbesitzes zu entäußern, noch den Lumpenhandel aufzugeben. Derartig gebunden, fügten die Schwestern sich in das Unabänderliche, allerdings mit allmählich erwachendem Verständnis. Verheiratete sich die eine, was eine Trennung herbeiführte, so dauerte das eheliche Vergnügen nur so lange, bis der Gatte auf einem Neubau verunglückte, worauf die kinderlose Witwe sich der Schwester wieder zugesellte und nach dem Tode des Vaters in altgewohntem Schlandrian weiter gewirtschaftet wurde. —

So lange der Weg durch geräuschvoll belebte Straßen führte, wechselten sie nur selten kurze Bemerkungen. Erst außerhalb des engen Verkehrs, wo das Kind keine strenge Beaufsichtigung erheischte, begaben sie sich auf den Fußgängerweg, wo sie in gleicher Höhe mit dem Wagen blieben.

„Ein guter Tag war's wieder,“ eröffnete Frau Lisbeth Häckerling, geborene Wittkopp, ein ernstes Gespräch, „manches Brauchbare ist mit untergefallen.“

„Diemeilen Fränzchen dabei war,“ antwortete Mamsell Zule Wittkopp entschieden, „die ist nämlich ein Glückskind.“

„Für uns beide Alten, ja, wohingegen für sich selber? O, du meine Güte! Was die über sich hat ergehen lassen müssen, wenn sie's auch nicht ahnt.“

„Um so schwerer lastet's auf der Mutter. In Gedanken seh' ich sie noch vor mir, wie sie, selbst beinah' noch ein Kind, hilflos und gänzlich mittellos, mit dem zweijährigen kranken Töchterchen auf den Armen bei uns vorsprach und um etwas Milch bat. Das Herz konnte sich einem umkehren.“

„Und dieser Jammer in dem abgekehrten Angesicht, und die Angst, samt dem Kinde elendiglich zu Grunde zu gehen.“

„Und die heilige Dankbarkeit in ihren Augen, als wir sie sanft betteten und davor bewahrten, entweder hintern Zaun zu sterben oder zu betteln.“

„Zum Betteln war sie doch nicht geschaffen.“

„Kein Wunder, denn sie stammte aus guter Familie.“

„Aus feiner, aber nicht aus guter,“ hieß es zurück, „denn eine rechtschaffene hätte ihr nicht nachgetragen, daß ihr Mann Schulden machte, Unterschlagungen verbrach, bis er keinen anderen Ausweg mehr wußte, als sich das Leben zu nehmen.“

„Was immer keine Ursache war, das arme junge Weib nachträglich dafür verantwortlich zu machen, daß es nicht von ihm hatte lassen können.“

„Wer kann für die Liebe? Von wegen der Anverwandten aber hätte sie in einem Spital enden mögen. Die waren froh, sich darauf berufen zu können, daß sie und ihr Kind mit dem Namen eines Unehelichen und Selbstmörders behaftet, gerade

als ob sie dadurch zur Mitschuldigen geworden wäre.“

„Von Unehelichkeit keine Rede nicht, nachdem sie ihr ganzes Vermögen — und eine hübsche Summe war's — hingegeben hatte, um die Gläubiger bis auf den Pfennig zu befriedigen.“

„Eben darum, das konnten die Anverwandten ihr nicht verzeihen, weil sie fürchteten, daß sie ihnen zur Last fallen würde, und das hatte sie herausgeföhlt.“

„Nichts hatte sie gerettet,“ bestätigte Mamsell Zule entrüstet in Fortsetzung des wohl hundertmal geführten Gespräches, „nein, nichts. Sogar die paar Möbel und das Bett hatte der Wit mit Beschlag belegt.“

„Eine Affenshande war's,“ erklärte Frau Lisbeth, nicht minder empört, „und zu bedenken, daß sie in ihrer Verzweiflung flüchtete, wie sie ging und stand, nichts mit fortnahm als ihr Kind.“

„Und wie sie umherirrte auf Schleichwegen, wo sie sicher war, keinem zu begegnen, das von ihr zu hören, war herzbrechend.“

„Nun ja, aber ihr Glück war's, oder sie möchte nicht vor unsere Tür geraten sein.“

„Die leidige Verwandtschaft,“ lenkte Mamsell Zule die Unterhaltung auf ein anderes Feld über, „auch wir können ein Lied davon singen. Du entsinnst dich, als der Vater die Bettern um ein Darlehen zu ein paar Kühen und zwei Pferden anging, waren sie trotz der Sicherheit nicht zu haben; und hart genug kam es ihm an, sich auf den Lumpenhandel zu werfen und den Acker brach liegen zu lassen, bis er vollständig verwilderte.“

„Solange er das Geschäft mit 'nem Handwagen betrieb, auch später noch, als er 'nen Hund zum Vorspann nahm, kümmerte sich keine Seele um uns, obwohl der siechen Mutter etwas Erleichterung zu gönnen gewesen wäre,“ grollte Frau Lisbeth, „unser Gewerbe ging ihnen eben wider die Reputation.“

„Nichtig, doch nur so lange, bis er zum Eisefuhrwerk griff und sich's herumsprach, daß unsere Scholle mindestens zehnmal soviel wert, als er selber dafür zahlte. Kaum war er tot, da kamen sie und schmeichelten mit schönen Worten.“

„Ja, und rieten aus Leibesträften, zu verkaufen und uns zur Ruhe zu setzen.“

„Natürlich, natürlich in der stillen Hoffnung, die beiden alten Schrauben zu beerben. Aber sie sollen sich umsehen. Was wir einmal vereinbarten, bleibt bestehen bis ans Ende der Welt —“

„Bis ans Ende der Welt und noch ein Stück weiter,“ bestätigte die andere aus voller Brust; „denn Mutter und Kind haben uns großen Segen zugebracht, und die ersten richtigen Herzensfreuden in unserm armseligen Leben verdanken wir ihnen allein.“

„Schämen möcht' ich mich heut noch, wenn ich daran gedenke, wie es bei uns ausfiel,“ pflichtete Mamsell Zule bei, „eine wahre Blunderkammer war das ganze Grundstück, und drinnen saßen wir als richtige Blunderlejen.“

„Freilich, aber nur, bis Mutter und Kind gelernt

hatten, sich bei uns zu Hause zu fühlen. Ist's doch seitdem, als ob in jedem Winkel fleißige Heinzelmännchen hockten."

"Und wie sie Fränzchen belehrt und beide hübsch aufgeblüht sind."

"Und so zutraulich, als ob wir Vater und Mutter wären," meinte Frau Lisbeth.

"Sind wir auch, sind wir auch," bestätigte Mamsell Zule energisch.

"Zum ersten und letzten Male haben wir das Kind mit in die Stadt genommen, höchstens noch mal mit 'ner Obst- oder Grüntraumfuhr."

"Auch das nicht. Hätten wir das Dingelchen überhaupt lieber zu Hause gelassen, aber wer kann ihm was abschlagen, wenn es so süß bittet?"

"Sogar die eigene Mutter gab nach, obschon sie's nicht gern sah. Mir fuhr ordentlich ein Schreck durch die Glieder, als ein nichtsnutziger Bengel sie Lumpenmäzchen titulierte."

"Das wird schon anders. Die paar Monate gehen hin, und da werden sie Augen und Ohren aufsperrn. Und ein rechter Gottesseggen ist es doch, zu wissen, wenn man Manieren ablernte, für wen man sich abrafft, und daß es noch jemand gibt, der den beiden Alten dereinst mit Herzensliebe nachweint."

"Sieh doch das Dingelchen," hob Mamsell Zule nach einer Pause wieder an, "sieht es nicht auf dem Lumpensack wie 'ne Prinzessin mit vier stolzen Pferden vor sich und 'ner goldenen Kutsche hinter sich?"

"Wahrhaftig! Gott segne es."

Während dieses Gespräches hatte Fränzchen nur Sinn für ihren langohrigen Freund. Sie war inzwischen bis dahin gelangt, wo der ortskundige Esel nach Beschreiben eines kleinen Bogens stehen blieb. Nachdenklich betrachtete er den Weg, welcher durch den Chauffeegraben hindurchführte und auf der anderen Seite im Gestrüpp sich verlor. Die Schwestern traten neben die Hinterräder und schickten sich an, ihm das Besiegen des Hindernisses zu erleichtern. Durch sie gehemmt, glitt der Wagen langsam hinab und mit den Vorderrädern noch zwei Ellen nach dem jenseitigen Abhange hinauf, wo er stehen blieb. Auf Fränzchens zärtliches Ermutigen und dem ernstern Zuspruch der beiden Alten sah der Esel zweifelnd über die Schulter.

"Zu schwer für den armen Kerl," erklärte die Kleine, indem sie vom Wagen sprang und mit der Leine neben ihn hintrat.

"Wir werden die Fuhr erleichtern müssen," meinte Mamsell Zule und langte mit beiden Armen nach der eisernen Bettstelle hinauf.

"Nicht so eilig, nicht so eilig!" ertönte hinter ihnen eine fröhliche Männerstimme, "es fehlt nur eine Kleinigkeit, nicht mehr, als meine gesunden Arme leisten."

Erstaunt kehrten alle sich ihm zu.

"Lieber Herr, das wäre zuviel verlangt," hob Frau Lisbeth an, aber polternd fiel der Karikaturen-

zeichner ein: "Wo es gilt, zu helfen, bin ich der Mann," und kräftig griff er in die Speichen des einen Vorderrades, wogegen die beiden Schwestern die Hinterräder auf sich nahmen und Fränzchen mit ihrer hellen Stimme den Esel freundlich ermahnte, und weiter hieß es: "Setz aufgepaßt und alle zugleich! Eins! zwei! drei! Hurra! Nicht nachlassen! Die Karre regt sich — nicht nachlassen und frisch zugefaßt! Hurra!"

Der Esel, sichtbar erschreckt durch das fremde Organ und die schnell wiederholten Zurufe, lehnte sich ins Geschirr. Er fühlte, daß die Last folgte, und mit voller Gewalt nach vorn drängend, schaffte er den Wagen nach dem jenseitigen Ufer hinauf. Eine kurze Strecke legte er noch unter Leonardi's gellenden Aufmunterungen zurück, worauf er, wie erstaunt über sich selbst, anhielt.

"Das hätten wir geleistet," erklärte der Karikaturenzeichner triumphierend, und klopfte den von dem Rade herrührenden Staub von seinem Köcklein.

"Und wir befinden uns auf unserem liebeigenen Grund und Boden," versetzte Frau Lisbeth mit einem Anfluge von Verlegenheit, "und herzlich bedankt soll der gute Herr sein, denn das Ab- und Aufladen hätte immerhin Schererei verursacht."

"Zumal unter der glühenden Sonne," bestätigte Leonardi wohlgenut, "dankbar anerkennen würde ich indessen, gelangte ich durch Ihre Vermittlung auf eine Stelle, wo ich für Geld und gute Worte einen kühlen Trunk und Schatten fände."

"Zehn Minuten Weges von hier gibt's eine Gartenrestauration für Landpartien," hob Mamsell Zule an, als Fränzchen sie kindlich unbefangen mit den Worten unterbrach: "Wir haben doch selbst Bier im Hause," was Leonardi mit zärtlichem Klopfen der heißen Wange lohnte.

"Wenn Fränzchen das behauptet, gilt's," fügte Mamsell Zule kofend hinzu, "eine Flasche Bier steht dem Herrn zu Diensten, auch zwei, und Schatten im Überfluß."

"Mehr könnte ich nicht wünschen," beteuerte der Karikaturenzeichner, der im Geiste bereits Scenen aus dem Leben einer Lumpensammlerfamilie zu einer heiteren Serie aneinanderreichte, "dann aber vorwärts. Die Zunge klebt mir am Gaumen, und je früher von dannen, um so früher an Ort und Stelle."

Fränzchen bestieg den Wagen und weiter ging es mit frischen Kräften. Während des langsamen Einerschreitens führte Leonardi fast ausschließlich das Wort. Mit seinen lustigen Schilderungen, die zugleich von unergründlicher Gutmütigkeit zeugten, gewann er die Herzen gleichsam im Sturm, namentlich das der Kleinen in einer Weise, daß sie ihn zutraulich bat, bei ihnen zum Essen zu bleiben.

"Es gibt Klöße und Backpflaumen," erklärte sie stolz.

Ergötzt schüttelte Leonardi sein Künstlerhaupt. Bei Lumpensammeln zu Tische zu sitzen, erschien ihm zu ungeheuerlich. Indem er aber die Physiogno-

mien der Schwestern betrachtete, die auf die kindliche Einladung, wie eines Fehls sich bewußt, darschauten, sagte er freundlich zu. Ein paar Groschen befanden sich noch in seiner Tasche, und welcher Art die ihm bevorstehenden Erfahrungen sein mochten: auf alle Fälle bereicherte er sein Skizzenbuch um eine Anzahl neuer Bilder, und die waren so gut wie bar Geld. —

2.

Das Wittkopp'sche Gehöft bestand aus einem langen windschiefen Gebäude mit lehmgefüllten Fachwänden und verwittertem und bemooftem Schindeldach. Es umschloß sieben oder acht kleinere und größere Räume, in denen nicht nur Menschen, sondern auch Tiere und Futtermittel des früheren bäuerlichen Besitzers Platz gefunden hatten. Zur Zeit beschränkte der Viehstand sich auf den Esel, eine Ziege, den Hofhund, eine starke Hühnerfamilie und Tauben. Die rauhen Wände waren zum Teil mit Efeu und wildem Wein überwuchert, ebenso die Laube unterhalb zweier uralter Linden vor dem zu den Wohnräumen führenden Eingang. So gewährte das Ganze einen idyllischen Anblick, gehoben durch die überall zu Tage tretende Ordnungsliebe. Denn das, was an das wenig appetitliche Gewerbe erinnerte, befand sich auf dem abgelegenen Giebel hinter geschlossenen Türen.

Tiefe Stille umlagerte das greisenhafte Gebäude. Kein Lüftchen regte sich. Man vernahm nur das endlose Summen der Bienen, die ein halbes Dutzend Stöcke umschwärmten, und das gelegentliche träumerische Gackern einer Henne. Behaglich im prallen Sonnenschein rastend, hatte der große Hofhund alle viere von sich gestreckt. Nur wenn er den lästigen Fliegen mit den beweglichen Ohren wehrte oder nach ihnen schnappte, verriet er Leben. Plötzlich hob er den breiten Kopf. Nach kurzem Lauschen sprang er auf und trabte davon. Lustiges Belken folgte, und eine Minute später wurde auf dem von Gestrüpp eingengten Wege der Esel sichtbar. Ohne des Rügels zu bedürfen, schlug er die Richtung nach der fensterlosen Verlängerung des Gebäudes hinüber ein, deren altersschwaches Tor und mehrere kleinere Türen die ehemalige Scheunentenne und daranstoßende Ställe erraten ließen.

Die Hühner stoben auseinander, und in dem geöffneten Scheunentor, durch welches im Hintergrund eine Schnitzbank bemerkbar, erschien eine lange, hagere Gestalt mit gerunzeltem, einfältigem Gesicht, in Zipfelmütze, Kniehosen, Strümpfen und Holzpantinen. Das war Stoffel, gewissermaßen das Mädchen für alles, den die Schwestern vom Vater erblich übernommen hatten. Gleichzeitig war auf dem andern Ende eine schlante Frauengestalt in die Tür getreten. Sie wollte den Eintreffenden entgegengehen, stand aber davon ab, sobald sie den sorglos plaudernden Karikaturenzeichner entdeckte. Sie wußte offenbar nicht, was sie aus dem Fremden machen sollte, der so vertraulich mit den Schwestern verkehrte.

Der Wagen gelangte zum Stillstand. Während

Stoffel mit den steifen Gliederbewegungen kreisender Windmühlensflügel den Esel ausspannte, lief Fränzchen mit ausgebreiteten Armen zur Mutter hinüber. Man hörte nur noch ihr: „Es war zu schön — entzückend schön.“ — Was sie weiter hinzufügen wollte, erstikte in den sie liebevoll umschlingenden Armen, worauf beide nach einigen leise gewechselten Worten und verstohlenen Blicken auf den Gast im Hause verschwanden.



Gleichzeitig war auf dem andern Ende eine schlante Frauengestalt in die Tür getreten.

Leonardi, der mit den Schwestern der Haustür zuschritt, hatte in der bäuerlich einfach gekleideten jungen Frau auf den ersten Blick eine in jeder Beziehung bevorzugte Erscheinung erkannt und fragte überrascht: „Die Mutter der Kleinen?“

„Frau Marga Wittkopp,“ bestätigte Mamsell Zule, „oder vielmehr schlechtweg Frau Marga, unser Hausmütterchen. Noch verwandt mit uns, nahmen wir die Verwitwete und die kleine Waise bei uns auf, was uns nicht leid geworden ist,“ und lebhaft fügte Frau Lisbeth hinzu: „Ist sie still und wenig mitteilbar zu Fremden, so gibt's doch keine zweite, die gleich ihr zu reden weiß, daß es einem zu Herzen geht.“ Dann wieder Mamsell Zule: „Nachdem sie sich hier einlebte, wüßte ich nicht, wie wir ohne sie fertig werden sollten,“ und ergänzend log Frau Lisbeth frisch von der Seele herunter: „Sie könnte zwar bequem in der Stadt leben, aber sie ist für die Einsamkeit. Städtischem Puz und Flitterkrum ist sie abhold.“

Sie wiesen den Gast in die Laube, wo mit dem Erdboden vereinigte Bänke und Tisch zum Raften

einladen, und mit der Bemerkung, daß er ehestens bedient werden solle, folgten sie der jungen Frau nach.

Kaum allein, schüttelte Leonardi sein Lockenhaupt abermals zweifelnd und sprach vor sich hin: „Wer hätte geahnt, in dieser Wüstenei inmitten Schuttes und Trümmer auf ein verwünschtes Schloß zu stoßen.“

Bevor er eintrat, warf er einen Blick über die nahe Schlehbornhecke. Hatte die auf dem Hofe herrschende Ordnung, die mit dem verkrüppelten Gebäude und dem darin betriebenen Gewerbe in auffälligem Widerspruch stand, ihn befremdet, so erstaunte er, als er in einen Garten größeren Umfanges sah, wo Obstbäume, Fruchtsträucher, Gemüse- und Kartoffelfelder, vor allem zierlich eingerahmte Beete mit farbenreichem Blumenflor von liebevoll pflegenden Händen erzählten.

„Daraus werde einer klug,“ meinte er nachdenklich, „Rätzel über Rätzel. Lumpenhandel und ein feinerer Geschmack, bäuerliche Derbheit und lieblich gestützte Kindheit — wie vereint sich das zusammen?“ Und weiter lauteten seine Betrachtungen: „Sollte es wirklich sein, daß wie unsereins der Kunst hulldigt, andere aus Liebhaberei zwischen Abfällen wühlen, die den denkenden Menschen anwidern? Wenn es noch die Not geböte, die aber herrscht augenscheinlich hier nicht. Rätzel über Rätzel.“

Er hatte sich eben im Schatten niedergelassen, als Mamsell Zule mit einer geöffneten Bierflasche erschien und das mitgebrachte Glas füllte.

„Frisch und kühl, wie es eben aus dem Keller heraufgeholt worden,“ erklärte sie einladend.

Leonardi sah zu ihr auf. Allerlei Fragen schwebten ihm auf den Lippen, bis er endlich zögernd hervorbrachte: „Ich hätte eher an den Einbruch des Himmels geglaubt, als in dieser abschreckenden Wildnis so viel freundlich Unregendes zu finden.“

„Weil Sie uns in der Stadt bei dem schmutzigen Geschäft beobachteten,“ antwortete Mamsell Zule gutgelaunt; „das sticht freilich ab.“

„Ich gestehe ehrlich, Sie aufrichtig bedauert zu haben.“

Mamsell Zule lachte und erläuterte sorglos: „Ist man von Jugend auf an eine Sache gewöhnt, merkt man das Häßliche kaum noch. Und unser Gewerbe ist schließlich nicht weniger ehrenwert — o, noch ehrenwerter als das eines Kaufmanns, der dieselben Hader verhandelt, als er sie mehr als zu knapp nach der Elle abschneidet. Schön ist das Sortieren gerade nicht, aber der Mensch will leben, und seine alten Tage muß man ebenfalls bedenken.“

„Aber die Mutter der Kleinen —“

„Die?“ unterbrach Mamsell Zule ihn energisch, „die sieht überhaupt nicht viel davon. Wenn sie mit ihren kleinen Händen die Küche besorgt, den Garten in Obacht nimmt und ihre Tochter unterrichtet, bleibt ihr keine Zeit zu anderen Dingen“ — und in einen vertraulicheren Ton verfallend: „Noch eins, Herr — Herr —“

„Leonardi ist mein Name.“

„Also, Herr Leonardi, da Sie uns die Ehre schenken, mit uns zu essen, möchte ich Sie gebeten haben, im Gespräch mit der jungen Frau nicht zu tun, wie Sie es in vornehmer Gesellschaft gewohnt sind. Es gab nämlich eine Zeit, in der sie gnädige Frau tituliert wurde, und das von Ihnen zu hören, könnt' ihr 'nen Stich ins Herz geben, und überstandene Kummernis ins Gedächtnis rufen.“

„Rätzel über Rätzel,“ wiederholte der Karikaturenzeichner in Gedanken und erwiderte überzeugend: „Die Empfindungen anderer zu schonen war von jeher mein ernstes Bestreben.“

Fränzchen stürmte in die Laube.

„Tante Zule, Mutter läßt bitten,“ meldete sie dienstfertig.

Lieblieh klang es aus dem Rosenmündchen, gewissermaßen eine Erläuterung des eben Vernommenen. Leonardi betrachtete sie entzückt. Die gelbblonden Locken wogten geordnet um das sonnengebräunte Gesichtchen. Eine weiße, steif gestärkte Schürze war an Stelle der verstaubten getreten, und so steigerte sich die Spannung, mit welcher er der ersten Begrüßung der Mutter entgegen sah.

„Bestelle, wir würden gleich da sein,“ hatte Mamsell Zule geantwortet. Die Kleine sprang davon, worauf sie noch vertrauensvoller fortfuhr: „Unser Sonnenschein, das muntere Dingelchen. Kein Wunder, bei Menschen, die im Leben nicht viel Liebe kennen lernten, und das nur von wegen der Verachtung des schmutzigen Gewerbes. Sogar der Vater — Gott hab' ihn selig — war ein harter Querkopf, obwohl er es über alle Maßen gut mit uns im Sinne hatte.“

„Ein reizendes Geschöpfchen,“ pflichtete Leonardi bei, „zumal nach der Umwandlung im Luftern.“

„Darauf hält die Mutter. Vornehm bleibt vornehm; so was kann nicht angelernt werden.“

Sie traten von dem engen Hausflur in ein mäßig geräumiges niedriges Zimmer. Hätte es Leonardi kaum überrascht, eine geschmackvolle Einrichtung vorzufinden, so überzeugte der erste Blick ihn vom Gegenteil. Wie das ganze Gemach mit den weißgetünchten Wänden, zeichneten auch die klobigen Möbel sich durch bäuerliche Einfachheit aus, jedoch alles wie poliert. Mit grobem, jedoch weißem Linnen war der Tisch gedeckt. Zimmerne Löffel und uralte Messer und Gabeln lagen neben den irdenen Tellern und zwar symmetrisch geordnet und blickblank. Für dergleichen hatte der in seiner Junggesellenhäuslichkeit schrecklich unordentliche Künstler allerdings keinen Sinn. In um so höherem Grade fesselte seine Aufmerksamkeit Frau Marga, die sich bereit hielt, die Pflichten als Hausfrau zu erfüllen.

Aufrecht und schlank stand sie da in der sommerlichen Bekleidung, die sich nur im Schnitt von der ihrer Beschützerinnen unterschied. Ihr Antlitz mit den weich abgerundeten Zügen, überragt von dem anspruchslos aufgesteckten blonden Haar hätte als Modell zu einer Madonna dienen können. Träumerischer Ernst sprach aus den großen, blauen Augen,

wogegen zu beiden Seiten des feingeschnittenen Mundes ein eigentümlicher Zug der Schwermut sich eingegraben hatte. Und doch umwebte ihre ganze Erscheinung, neben holder Mutterwürde, der wohlthuende Ausdruck des Bewußtseins, samt ihrer Tochter unter der Obhut der beiden wunderlichen Schwestern gegen alle Unbilden der Welt gesichert zu sein.

Des ihm erteilten Rates eingedenk, bot Leonardi ihr die Hand, zugleich durch eine heiter lebenswürdige Bemerkung über das Kind ihr ein Lächeln des Dankes entlockend. Zwanglos reihte man sich um den Tisch, an dem auch der greise Stoffel seinen Platz fand. Die durch die Anwesenheit des Gastes erzeugte erste Befangenheit wich, sobald er die Gabe bewies, die von ihm eingefädelte fröhliche Unterhaltung nicht ins Stocken geraten zu lassen. Nur einmal wurde sie unterbrochen, als Stoffel, gleichsam einen Anlauf nehmend, sich heftig räusperte, das runzelige Gesicht, wie nach einem irrtümlichen Schluck aus der Essigflasche, verzerrte und grämlich bemerkte: „Er war wieder da, der mit den schielen Augen und den krummen Beinen.“

„Was wollte er?“ erkundigte sich Mamsell Zule.

„Guch sprechen. Ich fragte, ob ich's bestellen könnte.“

„Und er antwortete?“

„Er gedanke sein Angebot zu verdoppeln, da möchtet Ihr Guch nicht übereilen.“

Kurzes Schweigen folgte. Leonardi entdeckte, daß Frau Lisbeth ihre Schwester unter dem Tisch heimlich anstieß, diese einen Blick der Besorgnis auf Frau Marga warf, die bei der plötzlichen Wendung des Gespräches sich Fränzchen zugeneigt hatte.

„Sagte er wofür?“ forschte Frau Lisbeth wie beiläufig.

„Er behauptete, Ihr wüßtet es.“

„Nun ja,“ erklärte Mamsell Zule erzwungen gleichmütig, „er meinte für den Zentner fortierter Habern. Fragt er wieder an, und wir sind wirklich zu Hause, dann warte seine Rede gar nicht ab und erkläre ihm rundweg, wir brauchen keine Zwischenhändler.“

„Da war noch einer,“ kramte Stoffel weitere Neuigkeiten aus, „der Herr mit dem schwarzen Bart, derselbe, den ich vorige Woche wahrschaute.“

„Redete er dich an?“

„Nein, er blieb stehen und betrachtete unser Haus, wie nichts Gutes, gerade so wie damals. Dann ging er am Gartenzaun entlang durchs Gestrüpp. Nach einer Weile kam er zurück und lugte abermals über den Hof. Ich wollte zu ihm gehen, da kehrte er mir den Rücken und verschwand im Gebüsch.“

„Wieder einer von der Sorte,“ bemerkte Mamsell Zule, mit der Schwester einen Blick des Verständnisses wechselnd, „aber sie sollen sich umsehen.“ Und wieder zu Stoffel: „Wer auch ankehren mag, ob Herr oder Landstreicher: leuchte ihm heim, daß er's Wiederkommen vergißt.“

Wie ein Miston hatte das den Schwestern ge-

wissermaßen aufgezwungene Gespräch gewirkt. Leonardi begriff, daß es sich um Dinge handelte, die sie vor Frau Marga zu verheimlichen wünschten, und um schneller darüber hinwegzukommen, wendete er sich an diese.

„Erkennen Sie das?“ fragte er arglos, das geöffnete Skizzenbuch vor sie hinlegend.

Die Angeredete sah auf dasselbe nieder. Gespannt überwachte er sie. Anstatt freundlicher Überraschung zu begegnen, gewährte er, daß ihre Wangen tiefer erglühten und die Lippen sich fester aufeinander legten. Sie scheute offenbar seine Blicke.

„Viel Leben in der Gruppierung,“ bemerkte sie fast tonlos, so daß es durch die Verhandlung der Schwestern übertäubt wurde, „trotz der fehlenden Gesichter sind die einzelnen Gestalten nicht zu verkennen.“

„Mir fehlte die Zeit zu mehr als einem flüchtigen Entwurf, ein Umstand, der mich soweit herausführte. Zu viel lag mir an den charakteristischen Physiognomien, namentlich an der glückstrahlenden der lieben Kleinen.“

„Darf ich's sehen?“ fragte diese neugierig.

„Natürlich,“ antwortete Leonardi bereitwillig, und mit sichtbarem Widerstreben überließ die Mutter ihr das Buch.

Deren heller Jubel erregte die Aufmerksamkeit der beiden Alten, die nicht müde wurden, ihr Erstaunen zu offenbaren, aber das Fehlen der Gesichter bemängelten.

„Was leicht nachgeholt wird,“ entschuldigte der Karikaturenzeichner ergötzt.

„Auch ohne das recht ähnlich,“ erklärte Mamsell Zule.

„Besonders unser Esel,“ entschied Fränzchen, und begeistert knüpfte Frau Lisbeth an: „Das kommt wohl in eine Bilderzeitung?“

„In eine der vornehmsten und lustigsten.“

„Großartig, was Menschenhände zuwege bringen,“ seufzte Stoffel, und seine Runzeln vertieften sich merkwürdig.

„Und wir werden berühmt,“ schaltete Mamsell Zule stolz ein.

„Eine Ehre ist es obenein,“ fügte Frau Lisbeth hinzu, und weiter verhandelten sie die wichtige Frage, während der Karikaturenzeichner, wie von einem Magnet angezogen, das Profil seiner Nachbarin erwartungsvoll überwachte. Es entging ihm nicht, daß deren Blicke jedesmal auf dem Sprechenden ruhten, zugleich eine gewisse Besorgnis auf ihren Zügen zum Durchbruch gelangte. Endlich kehrte sie sich ihm zu. Zweifel webten in ihren Augen. Wie einer schweren Aufgabe gegenüber schöpfte sie tiefer Atem und schüchtern entwand sich den bebenden Lippen: „Wenn Sie mir erlauben, die Ursache zu verschweigen, möchte ich eine dringende Bitte an Sie richten.“

„Gewährt, gleichviel was, aus vollem Herzen gewährt,“ beteuerte Leonardi.

„Schwer, unendlich schwer wird es mir, den beiden

Schwestern die Freude zu verderben. Dagegen würden Sie mich zum tiefsten Dank verpflichten, wollten Sie das Bildchen nicht vollenden, überhaupt von dessen Veröffentlichung absehen.“

Was sie verschwieg, darüber belehrte der sprechende Ausdruck heimlicher Furcht.

„Ich glaube, Sie zu verstehen,“ erwiderte Leonardi freundlich zustimmend, „bauen Sie darauf: die Skizze gelangt nicht zur Vervielfältigung. Andererseits schlage ich vor, um der guten Alten willen, mir zu gestatten, die Porträts sorgfältig auszuführen und das fertige als Andenken Ihnen zur Verfügung zu stellen.“

Ein Schimmer aufrichtiger Freude eilte über Frau Margas ernstes Antlitz, indem sie entgegnete: „Darum zu bitten, hätte ich nicht gewagt. Sie aber mögen versichert sein, daß Ihre Güte mich beglückt und — beruhigt.“

Das Buch gelangte unter überschwenglichen Lobpreisungen in Leonardis Hände zurück. Die Erkundigungen nach der Vollendung der Bilder beantwortete er dadurch, daß er das Blatt ausschchnitt und der jungen Frau überreichte.

„Heute wird es nichts mehr mit dem Zeichnen,“ erklärte er, „vielleicht bei meiner nächsten Anwesenheit hier, die ich nicht zu weit hinausjehbe,“ eine Verheißung, die große Befriedigung erregte und Frau Marga durch einen warmen Blick lohnte.

Das Mahl hatte nur kurze Zeit in Anspruch genommen. An Raft dachte keiner. Während die Schwestern mit Stoffel ans Werk gingen, die Ladung in die Scheune zu schaffen und vorerst oberflächlich zu ordnen, begaben Mutter und Tochter sich nach dem Garten, wo reiche Arbeit ihrer harzte. Leonardi aber hätte nicht der übermütige, jeder barocken Abwechslung huldigende Künstler mit leicht entzündlichem Herzen sein müssen, um seine Beihilfe nicht anzubieten. Mit Dank wurde sie angenommen; dann konnte man ihn sehen, wie er in einem Eimer Wasser aus dem Ziehbrunnen herbeischleppte, um eine große und eine kleine Gießkanne immer wieder aufzufüllen. Kam es dabei nicht zu fortlaufenden Gesprächen, so sprudelte er dafür bei dem jeweiligen Zusammensein die launigsten Einfälle hervor, daß nicht nur Fränzchen ihm zuzubelte, sondern auch die Mutter sich wohlthuend angewehrt fühlte. So verlebte er eine Stunde, die ihm bei der ungewohnten Arbeit und im Verkehr mit den beiden lebenswürdigen Gestalten unter den Händen entchwand.

Sie hatten mit dem Begießen der Blumenbeete begonnen, als Frau Marga, zufällig aufsehend, eines schwarzbärtigen Herrn ansichtig wurde, der auf dem abgelegenen Ende des Gartens hinter der Hecke stand und zu der freundlichen Gruppe hinüberspähte. Sobald er inne wurde, daß er bemerkt worden, gab er ihr ein dringend höfliches Zeichen, sich zu ihm zu bemühen.

„Da ist der rätselhafte Herr wieder, von dem Stoffel erzählte,“ sprach sie unzufrieden, „um den Schwestern Ärger zu sparen, werde ich ihn selber abfertigen.“

„Weshalb geht er nicht frei nach dem Hofe hinauf?“ fragte Leonardi, nichts weniger als erbaut von der Störung.

„Es befremdet mich ebenfalls. Ich vermute indessen, daß er meinen fälschlich vorausgesetzten Einfluß auf die Schwestern zugunsten des Verkaufs ihres Grundbesitzes ausnutzen möchte — da, er winkt schon wieder — Fränzchen, bleibe inzwischen bei dem Herrn,“ und mit dem letzten Wort schritt sie davon.

Leonardi sah ihr nach. Eine gewisse Unentschiedenheit offenbarte sich in ihren Bewegungen. Es kostete sie ersichtlich Überwindung, für ihre Beschützerinnen einzutreten, die ihre Ansichten bei Tisch, wenn auch vermeintlich undurchdringlich verschleiert, ihr dennoch verständlich kundgaben. Dann fesselte ihn wieder das losende Geplauder der Kleinen, das von einer Erziehung Zeugnis ablegte, wie sie nur von einer zärtlich besorgten Mutter erwartet werden konnte.

Frau Marga hatte sich dem sie über die Hecke hinweg Überwachenden bis auf wenige Schritte genähert, als sie plötzlich stehen blieb. Wie wenn ein Gorgonenhaupt vor ihr aus der Erde emporgestiegen wäre, starrte sie ihn an. Der letzte Blutstropfen war aus ihrem Antlitz gewichen, ihrer Erscheinung die äußeren Charakter der Hinfälligkeit verleihend. Ihre ganze Kraft und Selbstbeherrschung erforderte es, sich aufrecht zu halten. Ereignisse entschwendener Jahre drängten sich in einem einzigen Gedanken zusammen. Sie sah sich als Braut an der Seite eines geliebten Mannes vor den Traualtar hinstreten. Sie fühlte die sengenden Blicke jemandes auf sich gerichtet, dessen beschworene Liebe sie verschmähte und der ihr seitdem als ein unheilbrütender Dämon vorschwebte.

Bei diesen Merkmalen des Wiedererkennens glitt es wie verhaltene Schadenfreude über das finstere Gesicht des Fremden, eines in besseren Kreisen heimischen Mannes, der einst statt der jetzigen Verleththeit, sich eines bestechenden Äußeren erfreut haben mochte. Er schien sich an dem todbleichen Bilde der Zusammenschauernden zu weiden; denn erst nach einer Pause hob er im spöttischen Vorwurf an: „Das unglaublich Erscheinende also doch wahr! Nach langem vergeblichen Forschen muß ich die Verschollene hier entdecken, sie, die einst vielumworbene Marga Berg, spätere Frau Prokuristin Wellbach und jetziges Mitglied, sogar dem Namen nach, einer aus der niedrigsten Sphäre des Volkes hervorgegangenen Lumpensammlerfamilie.“

Während dieser Anrede war Marga ihrer Bestürzung Herr geworden. Aufs neue schmückte das heftig wallende Blut ihre Wangen. Erhöhten Glanz verlieh Entschlossenheit ihren sonst so milden Augen. So stand sie kampfbereit da. Gleichzeitig vollzog sich eine Wandlung in den Zügen des Fremden. Hatte er erwartet, eine durch Leiden heimgesuchte Ruine zu finden, worin der erste Anblick der von Entsetzen Geschüttelten ihn bestärkte, so war er jetzt, der Wirklichkeit gegenüber, in um so höherem Grade

ihren einst ihn bis zur Sinnlosigkeit bezaubernden Reizen unterworfen.

„Herr Fleder,“ begann sie, und Widerwille tönte aus ihrer Stimme hervor, „wer gab Ihnen das Recht, nachdem ich der Welt mich endgültig entzog, meinen Frieden, den ich in der tiefen Abgeschiedenheit notdürftig errang, schände zu stören? Wer das Recht, sogar meiner Wohltäterinnen, deren Namen ich zu dem meinigen machte, verächtlich zu gedenken, die doch soviel ehrenhafter dastehen als diejenigen, die mich im unverschuldeten Unglück gewissemaßen mit Füßen traten?“

„Ein doppeltes Recht,“ antwortete Fleder gedämpft, unter dem Einfluß der mit unwiderstehlicher Gewalt neu erwachenden zügellosen Leidenschaften, „zunächst die mir von denjenigen übertragenen Machtvollkommenheit,



„Herr Fleder, wer gab Ihnen das Recht, meinen Frieden schände zu stören?“

die nunmehr schon seit Jahren danach streben, das Kind Ihres verstorbenen Vaters in Obhut zu nehmen, um ihm eine angemessene Erziehung angedeihen zu lassen. Dann aber bezeichne ich als zweites Recht das aus meiner Zuneigung zu Ihnen hergeleitete, die unter der Wucht der Ereignisse zwar einschlafen, jedoch nicht sterben konnte, nunmehr dagegen beim ersten Wiedersehen überwältigend zu neuem Leben erwachte.“

Marga zuckte die Achseln geringschätzig und erwiderte kalt: „Meiner Tochter mich berauben? Eine derartige Drohung ist zu widersinnig, um sie einer Beantwortung zu würdigen.“

„Nicht so widersinnig,“ hieß es heuchlerisch milde belehrend zurück; „wünscht man das Kind seiner jetzigen erniedrigenden Umgebung zu entreißen, so stehen das Recht und die Macht auf Seiten derer,

die mich beauftragten, die ersten Schritte einzuleiten.“

„Sie wollen mich glauben machen, daß es ein höheres Recht gäbe als das der Mutter?“ fragte Marga spöttisch, während es doch eifrig durch ihre Adern rieselte.

„Unter gewissen Bedingungen, ja. Doch so weit kommt es nicht, kann es nicht kommen, sofern Sie meinen treu gemeinten Vorschlägen wohlwollend Ihr Ohr leihen.“

„So sprechen Sie. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Man erwartet mich. Mag es das letzte Mal sein, daß ich Ihre Stimme höre.“

„Marga — mit Bedacht rede ich Sie an, wie einst die lieblich erblühende Jungfrau — Sie frönen falschen Voraussetzungen, wenn Sie wähen, daß ich die Wünsche meiner Auftraggeber höher stelle als die eigenen Regungen. Nein, nicht als grausamer Bedränger stehe ich vor Ihnen, sondern als ein Mann, der Ihnen, selbst um den Preis des Lebens, den Weg zu Glück und Zufriedenheit anbahnen möchte.“

„Für mich gibt es keine glücklichere Zufriedenheit, als sie mir hier geboten wird,“ versetzte Marga entschieden, und Grauen beschlich sie, während die halb verschleierte Augen Fleders die ihrigen lauernd suchten. „Der Zweck, der Sie hierher führte, dürfte damit erledigt sein.“

„Nein, nicht erledigt, solange noch Zweifel denkbar,“ wendete Fleder ein, die verlockende Gestalt mit heißen Blicken umfangend, „die aber werden zerrinnen, wenn Sie mich geistig in die Vergangenheit zurückbegleiten, in jene Tage unseres freundschaftlichen Verkehrs, als ich noch glaubte, glückverheißende Hoffnungen hegen zu dürfen. Eine Reihe von Jahren ist seitdem verstrichen, ein Zeitraum, lang genug, um zu vergessen, daß Sie meine ehrlichen Bewerbungen zurückwies, um jemand Ihre Hand zu reichen, dessen Name — ich muß es aussprechen — für Ihre und Ihrer Tochter ganze Zukunft wie ein Bleigewicht —“

Er brach ab. Ohne mit einer Miene Teilnahme zu verraten, hatte Marga ihn angehört. Keine Wimper zuckte, während es doch in ihrer Brust wirkte, als hätte sie daran ersticken müssen.

„Nicht weiter!“ herrschte sie ihm zu, und Enttäuschung sprühte aus ihren Augen. „Sie haben mit Rücksicht auf meine Person nichts zu vergessen; ich dagegen kann nicht, will nicht vergessen, wer es war, der den ursprünglich treu veranlagten Unglückseligen an sich zog, ihn umgarnte, und da ihm die Widerstandskraft fehlte, in den Strudel der Genußsucht hinabtrieb. Traf ihn der Vorwurf des Leichtsinns, so fallen die verhängnisvollen Folgen demjenigen zur Last, der sie, sei es aus Rache oder leicht zu durchschauender Berechnung heraufbeschwor. Gegen mich machte der Verstorbene sich nur des Fehls schuldig, an meiner Opferwilligkeit gezweifelt zu haben, und die bewies ich, als ich durch Hingabe meines Letzten den Vorwurf der Unredlichkeit von dem Toten nahm.“

Flammende Glut hatte sich über das sonst so ergebungsvoll stille Antlitz ausgebreitet. Es wuchs

ihr Mut in dem Maße, in welchem sie erkannte, daß die eben beteuerten Regungen jäh in wilde Gehässigkeit übergingen, die wie zu gelbem Wachs erstarrte Physiognomie sich in die Larve eines Unholbs verwandelte. Von Wut durchtobt, sann er auf eine vernichtende Erwiderung, als Marga ihm schneidend zuorkam: „Und Sie, der Verderber eines ursprünglichen Ehrenmannes, Sie, der mein Glück und meinen Frieden ruchlos untergrub, Sie wagen noch, die Möglichkeit anzudeuten, selbst an die Stelle desjenigen zu treten, den Sie durch Ihre Mänke verbrecherisch in den Tod jagten?“

Wie von einem vergifteten Geßhoß getroffen, fuhr Fleder auf. Ein böses Lächeln trat auf seine Züge, und tönern klang sein Organ, indem er höhnißlich verbindlich sprach: „Und mehr noch wage ich. Ich wage sogar, Ihre törichten Anklagen als Ergüsse eines unnachteren Geistes hinzunehmen, ein anderer Grund, Ihre Tochter solchen gefährlichen Einflüssen zu entziehen. Kam ich als wahrer Freund, dem Ihr Glück die köstlichste Lebensaufgabe gewesen wäre, so erheben sich jetzt nur noch Pflichten vor mir, über die Sie nicht lange im unklaren bleiben werden.“

Marga maß ihn mit einem Blick unsäglicher Verachtung.

„Aus dem Grabe Ihres unglückseligen Opfers wird ein Rächer entstehen. Der Ärmste ging nicht von dannen, ohne sein Gewissen erleichtert, die Mittel hinterlassen zu haben, den eigentlichen Schuldigen an den Pranger zu stellen,“ sprach sie feierlich, und sich abkehrend, schritt sie davon.

Bei dieser Ankündigung stockte die auf Fleders Lippen schwebende Antwort. Finster sah er ihr nach, wie sie, anscheinend gleichmütig, die Richtung nach den Blumenbeeten einschlug, hin und wieder sich bückte, um eine im Wege wuchernde Unkrautpflanze auszurupfen. Den halben Garten hatte sie durchmessen, als er, wie einen beängstigten Argwohn abwehrend, sich schüttelte und in das angrenzende Gebüsch einbrang.

Obwohl fortgesetzt in heiterem kameradschaftlichen Verkehr mit der zutraulichen Kleinen, war dem scharfsinnigen Karikaturenzeichner nicht entgangen, daß zwischen Marga und dem Fremden Ungewöhnliches sich zutrug. Gefördert wurde sein Verdacht durch die zögernden Bewegungen, mit denen sie sich näherte. Ihr Antlitz trug noch immer die Spuren heftiger Erregung. Das vergeistigte Lächeln bewirkte gerade das Gegenteil von dem, was sie bezweckte. Als Fränzchen sie aber mit beiden Armen umschlang und damit die unheimliche Drohung Fleders in den Vordergrund trat, sank sie, wie von Schwäche übermannt, auf die Kniee, sie krampfhaft an sich pressend. Trotz des ehrlichen Ringens schlichen Tränen über ihre Wangen. In dem Gefühl, dem teilnahmvoll darschauenden Gast eine Erklärung schuldig zu sein, erhob sie sich.

„Recht schwer ist es mir geworden, den zudringlichen Menschen abzuweisen,“ sprach sie unmutig.

„Es war in der Tat jemand, der unsere stille Heimstätte anzukaufeu beabsichtigte. Seine störrisch wiederholten dringenden Aufforderungen, die Vermittelung zu übernehmen, lehnte ich natürlich entschieden ab. Erlaubte ich mir wirklich, in die An gelegenheiten der Besitzerinnen mich unbefugt einzudringen, so würde ich dadurch zunächst gegen mich selber und mein Kind wüthen. Daß die Scholle über kurz oder lang in andere Hände übergeht, ist kaum zu bezweifeln und den Schwestern sicher nicht zu verdenken, obwohl ich diesen Zeitpunkt weit hinauswünsche.“

„In dem kurzen Verkehr mit ihnen gewann ich den Eindruck, daß, wohin auch immer sie nach der Entäußerung ihres Landbesitzes sich wenden, deren Asyl, als einem unverkennbar geliebten und verehrten Familienmitgliede, auch das Ihrige sein wird,“ versetzte Leonardi zuversichtlich.

Marga sann nach. Sie ging mit sich zu Räte, wie weit sie mit ihrem Vertrauen gehen dürfe, und erwiderte nach kurzer Pause: „Umstände ändern oft die glücklichsten Verhältnisse.“

Mamsell Zule, die nach Beendigung des Sortierens am Brunnen die Hände säuberte, trat heran und bemerkte aufgeräumt: „Schon fertig? Kein Wunder, wenn zwei kräftige Arme mehr eingreifen.“

„Eine herrliche Beschäftigung, Durstige zu tränken, gleichviel ob Blumen oder einen halb verschmachten Künstler,“ meinte Leonardi launig, „so anheimelnd, daß ich sie öfter wiederholen möchte.“

„Wenn der Weg von der Stadt heraus nicht so weit wäre,“ wendete Mamsell Zule ein.

„Dem ließe sich abhelfen, wenn ich irgendwo hier herum ein erträgliches Unterkommen fände.“

„Ist das Ihr wahrhaftiger Ernst? Sie, der seine Stadtherr, der Besseres gewohnt ist?“

„Sicher. Denn erstens erreichte das Bummel leben sein Ende, und zweitens würde ich viel Geld sparen, anstatt, wie bisher, an jedem Quartalschluß meinen schönen Verdienst wie Schnee unter der Sonne schwinden zu sehen. Schließlich wären die wiederholten Wanderungen zur Stadt, um vollendete Arbeiten abzuliefern und neue Aufträge in Empfang zu nehmen, meinem Befinden weit zuträglicher, als mit lustigen Kollegen die Nächte zu durchschwärmen und für meine späte oder vielmehr frühe Heimkehr vom Portier wohlmeinend ins Gebet genommen zu werden.“

„Sehr ehrenwert, Herr Leonardi,“ bestätigte Frau Lisbeth, die sich ihnen eben zugesellte.

„Jedoch aber —“ hob Mamsell Zule an, und herzlich lachend fiel der Karikaturenzeichner ein: „Kein Jedoch aber; denn trägt man seine vollen sechsunddreißig Jahre auf dem Rücken, ist es die höchste Zeit, solide zu werden und an die Zukunft zu denken. Es handelt sich daher nur noch darum, ob in der Nachbarschaft sich eine geeignete Wohnung findet. Ein größeres helles Zimmer und ein Schlafkammerchen genügen.“

„Sollen wir uns wirklich darnach umtun?“ fragte Frau Lisbeth ungläubig.

„Selbstverständlich und baldigst, um rechtzeitig zu kündigen und meinen Umzug vorzubereiten.“

Während dieser Verhandlung hatte Marga den jedesmal Sprechenden überwacht. Angstliche Spannung beherrschte ihr Antlitz. Hin und wieder durchbrach ein Anflug der Befriedigung ihren Ernst. Sie mochte sich Fleder und dessen unheimliche Drohung gegenwärtigen, und daß sie selbst so wenig, wie das ehrliche Schwesternpaar, etwaigen Ränken von seiten der Verwandten gewachsen sei.

Den Garten verlassend, waren sie neben der Laube eingetroffen, wo Leonardi sich verabschiedete.

„Es bleibt also bei der Verabredung,“ sprach er, indem er den beiden alten Damen die Hände herzlich drückte, „nächster Tage bin ich wieder hier, also auf baldiges Wiedersehen.“ Etwas förmlicher empfahl er sich von Marga. Fränzchen hatte sich ihr zugesellt und überreichte ihm ein Blumensträußchen. Als habe deren kleine warme Hand sich auf sein Herz gelegt, sah er gerührt in das lachende Gesichtchen. Er konnte nicht anders, er mußte sie küssen, und das Skizzenbuch unter dem Arm, begab er sich auf den Heimweg.

Alle sahen ihm nach, bis Gestrüpp und Buschwerk sich hinter ihm schlossen.

„Ein sehr gebildeter junger Mann,“ bemerkte Mamsell Zule aus voller Brust, „nicht die Spur von Hoffart und Stolz. Spricht mit uns wie mit seinesgleichen.“

„Und rechtschaffen obenein, oder er hätte seine Leichtfertigkeit nicht eingestanden und Besserung angelobt,“ ergänzte Frau Lisbeth anerkennend.

Marga sprach kein Wort; aber schwermütiger schaute sie darein, wie in Vorahnung trüber Erfahrungen, die ihre Schatten weit voraussandten. Sie glaubte entdeckt zu haben, daß er, bevor er aus ihrem Gesichtskreise trat, nachdenklich den Kopf schüttelte, und enträtselte es ihrer gedrückten Stimmung gemäß. Hätte sie nur hören können, wie er in seiner übermütigen Weise vor sich hinsprach: „Das Abenteuer fängt an, mich zu interessieren. Die Kollegen werden mich natürlich heillos hänseln — und Splinter erst — Donnerwetter! Der reißt sich die letzten Haare aus seinem Reservistenhädel.“ —

3.

Schon am dritten Tage stellte der rastlose Karikaturenzeichner sich wieder auf dem Wittkoppschen Gehöft ein. Nur kurze Zeit zur Begrüßung gönnte er sich, worauf er in Mamsell Zules Begleitung auf die Wohnungssuche ging. Tags zuvor hatte diese mit dem Eigentümer eines freundlichen Landhäuschens und dazu gehörigen Gemüse- und Obstgartens bereits alles vereinbart. Er brauchte daher nur seine Zustimmung zu erteilen, um in den Besitz einer billigen Wohnung nebst Verpflegung zu gelangen, die seinen Zwecken genügte. Zwei Wochen später hielt das Gesellschafterwerk wieder vor dem bekannten Hause. Dieses Mal kutschierte Stoffel, der unter Splinters Mitwirkung Leonardis Hausstand verlor. Viel war es nicht, doch gerade hinreichend,

um die Ansprüche des sorglosen Künstlers zu befriedigen. Innerhalb vierundzwanzig Stunden hatte er sich vollkommen eingelebt. Es erhöhte sein Verlangen die unveränderte liebe Anordnung, wogegen der vor seinen drei Fenstern sich ausdehnende Blumen Garten und der Schatten mehrerer Walnusbäume seine Schaffenslust förderten.

Dem Antrittsbesuch auf dem Gehöft folgte bald der zweite. Sie wiederholten sich häufiger, bis sie ihm endlich zur Gewohnheit geworden. Wäre statt des Lumpentrans eine stattliche Villa mit Balkon und Spiegelscheiben zu seinem Empfang geöffnet gewesen, so hätte er sich daselbst nicht fröhlicher und ungezwungener bewegen können. Er kannte eben nur Menschen, unbekümmert um Namen, Beruf oder Lebensstellung, und war daher im vollsten Umfange der Einwirkung des ehrlichen Wohlwollens unterworfen, das alle ihm in gleichem Maße entgegenbrachte. Zwischen ihm und Frau Marga hatte sich sehr bald eine herzliche Freundschaft herausgebildet, indem sie mit den grundverschiedenen Temperamenten sich gegenseitig gleichsam ergänzten und ihre Befriedigung fanden. Wie Marga nie ihre Lage berührte, vermied Leonardi vorsichtig jede Mahnung an dieselbe. Er selbst ging dagegen mit seinem Vertrauen leichtfertig über die äußersten Grenzen hinaus. Hatte er doch nichts zu verheimlichen, dessen er sich zu schämen brauchte. Uebermütig, wie er seine humoristischen Erzeugnisse zur Prüfung vorlegte oder heitere Erlebnisse aus den Jahren schilderte, in denen er noch gegen Mangel kämpfte, erstattete er auch Bericht über jeden Hundertmarktschein, den er dem ersten ersparten beifügte, um zu seinem Ergötzen von dem praktischen Schwesternpaar in einer Weise gelobt und ermahnt zu werden, als ob er ein ihrer Obhut anvertrauter Zögling gewesen wäre.

So ging Woche auf Woche dahin, und im Laub der Bäume meldete der Herbst sich mit lichthem Farbenspiel an, als die Schwestern plötzlich regsam wurden. Es verriet sich zunächst dadurch, daß sie gemeinschaftlich einen Brief zusammenstellten, den sie sehr schön abschrieben und eigenhändig auf der Post abgaben. Etwas später traf ein mittels Amtssiegels verschlossenes Schreiben ein, von dessen Inhalt sie unter vier Augen Kenntnis nahmen. Nach kurzer Frist erhielten sie ein zweites, dem eine Kostenrechnung beigelegt war, die sie umgehend persönlich berichtigten. Als dessen Folge erschien, daß sie den Rest sortierter Habern auf den Wagen luden, Stoffel beauftragten, die Tenne zu säubern, und das noch vorhandene Gerümpel zu Brennholz zu zerkleinern, kurz jede Erinnerung an das „schmuddelige“ Gewerbe zu verwischen, worauf der Wagen unter Dach geschoben wurde. Dort blieb er bis zum nahen ersten Oktober. An diesem Tage spannten sie den Gesel mit einer gewissen Feierlichkeit ein, verabschiedeten sich von Mutter und Tochter, als hätte es sich um eine Weltreise gehandelt, und begaben sich auf den Weg zur Stadt. Tränenden Auges sah Frau Marga

ihnen nach. Im letzten Augenblick hatte Mamjell Zule listig blinzeln ihr noch drei Worte zugerannt, die indessen, anstatt Jubel zu erwecken, sie tief entmutigten. So gingen ihr auch die kommenden Stunden trübe dahin. Sogar das kostende Geplauder des Töchterchens vermochte kaum noch, ihr ein Lächeln zu entlocken.

Am diesem selbigen Tage hatte Leonardi seine Arbeit früher beendigt, und er rüstete sich, um die Zeit der Muße bei den Freundinnen zu verbringen, als ein schwarzbärtiger Herr bei ihm eintrat, den er sofort als denjenigen erkannte, der einst über die Gartenhecke hinweg mit Frau Marga verhandelte.

„Mein Name ist Fleder,“ stellte er sich höflich vor. „Wie ich vernahm, verkehren Sie gelegentlich auf dem Wittkopp'schen Gehöft. Daraushin erlaube ich mir, vertrauensvoll anzufragen, ob Sie geneigt sind, in einer diskreten Angelegenheit mit Ihrem Rat mich zu unterstützen.“

„Ich bedauere,“ antwortete Leonardi formlos, „Sie wünschen die Vermittlung der Frau Marga Wittkopp, um deren ehrenwerte Beschützerinnen zum Verkauf ihres Grundbesitzes zu bewegen —“

„Eine eigentümliche Auffassung,“ unterbrach Fleder ihn überrascht, „denn nicht um Kauf oder Verkauf handelt es sich, sondern um die Familienbeziehungen der Frau Marga Wellbach, nicht Wittkopp.“

Leonardi stutzte. Durchdringend sah er in die durch die Lider halb verschleierte lauernden Augen. Zugleich erwachte der Gedanke, welchen Unbil-

den die junge Witwe ausgefakt gewesen sein mußte, um den wahren Namen zu verleugnen, und so erwiderte er schneidend: „Für mich bleibt sie Frau Wittkopp, als welche ich sie hochachten und verehren gelernt habe.“

„Gestatten Sie mir, darauf hinzuweisen,“ wendete Fleder ein, „daß es weniger den Namen, als die Person und deren Verhältnisse betrifft, die —“

„Bitte sehr,“ fiel Leonardi gereizt ein, „in solchem Falle wenden Sie sich an den Unrechten. Solange ich die Ehre habe, mit der genannten Dame zu verkehren, berührt sie nie Familienangelegenheiten, ich aber wäre der letzte gewesen, in ihr Vertrauen mich einzuschleichen.“

„Das hindert nicht,“ versetzte Fleder, in demselben Grade kaltblütiger, in welchem der Karikaturen-

zeichner sich erhitzte, „als Mann von Ehre Sie um einen Dienst zu ersuchen, den Sie nicht mir leisten würden, sondern den angesehenen Verwandten des verstorbenen Gatten. Dieselben beabsichtigen nämlich, dessen Tochter ihrer jetzigen Lage und den damit verbundenen nachteiligen Einflüssen zu entziehen, um ihr eine angemessene Ausbildung angedeihen zu lassen.“

„Mit andern Worten, Herr, man hegt den Plan, die heut noch um den Gatten trauernde Witwe ihres Kindes, ihres einzigen Trostes, zu berauben. Dazu würde in erster Reihe Berechtigung gehören.“

„Sie ist vorhanden. Wären Sie mit allen Umständen vertraut, so möchten Sie sich diese Frage erspart haben.“

„Die brauch' ich nicht zu kennen, um zu versichern, daß trotz aller Ränke — und die sind unsehlbar angezettelt — sie nimmermehr von ihrem Kinde getrennt wird.“

„Ihre Erklärung erzeugt den Eindruck, als wären Sie in nähere Beziehung zu der Mutter getreten, ein anderer, nicht minder triftiger Grund für die Verwandten.“ —

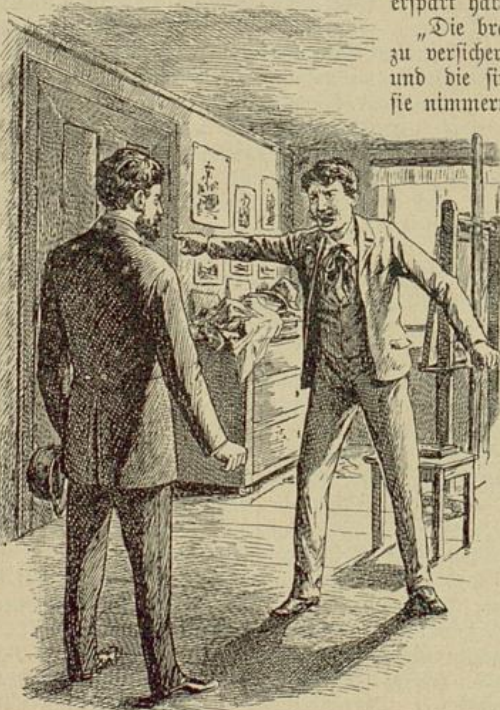
Leonardi's Geduld war zu Ende. Die leicht erregbare Leidenschaftlichkeit wuchs ihm über den Kopf.

„Sie sehen da den Ausgang,“ sprach er mit drohender Gebärde und sein Gesicht überzog sich mit Zornesröte, „nach dieser rachslosen, beide Teile unerhört beleidigenden Unterstellung fordere ich Sie auf, die Tür gefälligst von außen zu schließen. Nur noch so viel: Sollten Sie oder ein anderer den Versuch wagen, den Frieden der beklagenswerten

Dulderin zu stören, so gibt es noch Mittel, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen.“ —

„Mäßigen Sie sich,“ begann Fleder, und erbittert schnitt Leonardi ihm das Wort ab: „Ich mäßigte mich bereits, oder ich hätte Ihnen längst schneller aus dem Hause geholfen, als Sie es betreten haben!“

Fleder rang nach Atem. Sein finstres Gesicht bedeckte häßliche Mischfarbe. Die ihm widerfahrene schmachvolle Behandlung hatte den zuvor ausgesprochenen Argwohn zur Ueberzeugung gesteigert und die gärende Wut auf den Gipfel getrieben. Zugleich erfüllte ihn Scheu vor der streitbaren Erscheinung des mannhaften Künstlers, von dem er das Ärgste zu gewärtigen hatte, und nur mit Mühe



„Sie sehen da den Ausgang,“ sprach er mit drohender Gebärde.

brachte er gedämpft hervor: „Sie werden Ihre Worte bereuen. Bricht ein Verhängnis auf die von Ihnen eigentümlich begeistert Verteidigte herein, so fällt die Verantwortung Ihnen zur Last“ — „Hinaus!“ herrschte Leonardi ihm zu, „hinaus, bevor ich mich vergesse!“ und hinter dem mit einem Fluch Verschwindenden fiel die Tür ins Schloß. „Diese heimtückische Canaille, zu Boden hätte ich ihn schlagen sollen,“ sprudelte er hervor, sobald er sich allein sah, und aus seiner wilden Erregung Herr zu werden, begann er lebhaft auf und ab zu schreiten. Plötzlich blieb er stehen, presste beide Hände auf die Schläfen, und weiter hieß es: „Donnerwetter, da ist mir wieder einmal der Verstand mit dem Herzen durchgegangen. Mit welchem Recht warf ich mich überhaupt zum Richter in einer Sache auf, die ich nicht zu durchschauen vermag, und daher vielleicht schädete, wo ich hätte vermitteln können? Paul, Paul, du wirst in deinem ganzen Leben nicht geschicht“ — er suchte den Kalabreser aus einem ramponierten Papierkorb hervor, stülpte ihn kraftvoll aufs Haupt, verließ das Haus und schlug mit langen Schritten die Richtung nach dem Wittkoppischen Gehöft ein.

Seine erste Regung war, Marga über das peinliche Ereignis zu unterrichten. Er hatte aber noch nicht den vierten Teil des Weges zurückgelegt, als er den Plan wieder verwarf und sich dafür entschied, das Schwesternpaar von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen. Er vergegenwärtigte sich die junge Frau, ihr ganzes Wesen, ihre Neigung zu träumerischem Sinnen, und langsamer wurde sein Schritt. In Gedanken wiederholte er manche ihrer Worte und Bemerkungen, die bedeutungslos für ihn verhallten, jetzt aber, nach seiner Begegnung mit Fleder, in einem anderen Licht erschienen. Ihr Bild verkörperte sich gleichsam vor seinen geistigen Blicken, und ihm war, als hätte er sich an ihr versündigt gehabt, wenn er die auf dem gütigen Antlitz lagernde Schwermut durch lose Scherzreden zu verschleichen trachtete. Und wie konnte sie solche in ihrer Bedrängnis nur aufgenommen haben, und welche Anstrengung mochte es sie gekostet haben, ihre Seelenqualen zu verheimlichen? Zu Füßen hätte er ihr stürzen mögen, ihre Verzeihung ersuchen, weil er so wenig verstanden hatte, ihre Gemütsverfassung zu ahnen und zu berücksichtigen. In seinen Ohren vibrierte Fleders hämische Bemerkung. „Nähere Beziehung,“ züchte er förmlich in neu ausloderndem Born vor sich hin, „was meinte er überhaupt mit »Beziehungen«? Etwa solche, daß ich an sie denken muß, wo ich gehe und stehe, ob Tag oder Nacht? Wahrhaftig, ich glaube, der Kerl hat mich über mich selbst aufgeklärt.“ Er blieb stehen. Die eigene Stimme hatte ihn erschreckt. Scheu sah er sich um. Nur das herblich entblätterte Gestrüpp ringsum hatte ihn gehört. „Ob Tag oder Nacht,“ wiederholte er nachdenklich. Höher richtete er sich auf, und zwischen dem Gestrüpp verhallte: „Das muß ein Ende nehmen so oder so, soll ich nicht daran zu

Grunde gehen,“ und wie das Schwanken irgend eines Vorsatzes befürchtend, nahm er seinen Gang mit beschleunigter Eile wieder auf.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als er sich dem Gehöft näherte. Der Hund meldete ihn an. Als wären seine Füße plötzlich mit Zentnergewichten beschwert gewesen, schlich er über den Vorplatz. Stoffel berichtete, daß die Schwestern noch nicht heimgekehrt seien. Fast gleichzeitig spähte Marga über die Schlehdornhecke, wogegen Fränzchen ihm mit offenen Armen entgegenlief. Marga war langsam gefolgt und erwartete ihn vor dem Eingang der Laube. Fürchtend, die jüngsten Ereignisse durch Mienen oder Blicke zu verraten, und noch unter dem vollen Eindruck seiner Betrachtungen, wagte er nicht, zu ihr aufzuschauen. Eherbietig, beinahe zaghaft, nahm er die gebotene Hand, und jetzt erst entdeckte er, daß ihre Augen vom Weinen gerötet.

„Unsere Freundinnen sind noch nicht zurück,“ redete sie ihn vertraulich an, während sie die Bank neben der Haustür zum Sitz wählten, „es ist sonst nicht ihre Art, weit über Mittag hinaus fortzubleiben.“

„Wofür Ihnen die Erklärung fehlt?“ bemerkte Leonardi besangen.

„Sie fehlt. Statt dessen bestürmen mich marternde Vermutungen.“

„Erkennen Sie in mir einen Freund, der Ihr Vertrauen zu verdienen glaubt, möchten Sie da nicht einen Schritt weiter gehen und Ihre Befürchtungen mit mir teilen?“

Marga sah zweifelnd vor sich nieder. Nach kurzem Sinnen wendete sie sich an Fränzchen. „Geh, mein Töchterchen, und pflücke ein Sträußchen für Herrn Leonardi,“ sprach sie liebevoll.

Die Kleine, die zwischen seinen Knien stand und zu ihm aufjah, als wären die härtigen Lippen der Urquell aller Weisheit gewesen, fragte ihn kosend: „Soll ich?“

„Natürlich, Fränzchen,“ antwortete er, die rosigen Wangen sanft streichelnd, „du weißt, wie sehr ich Blumen liebe.“

Die Kleine verschwand, und wie um baldigst eine Last von ihrer Seele zu wälzen, fragte Marga mit einer gewissen Hast: „Ist Ihnen etwa aufgefallen, daß die Schwestern seit einiger Zeit häufiger zur Stadt gingen, überhaupt fieberhafte Unruhe verrieten?“

„Gewahrte ich es, so führte ich es auf ihre geschäftlichen Berechnungen zurück.“

„Ja, geschäftliche Berechnungen, und zwar sehr ernste,“ gab Marga beklommen zu, „ich glaube in meiner Voraussetzung nicht fehlzugehen, wenn ich es auf den bevorstehenden Verkauf ihres Besitztums zurückführe. Hätten noch Zweifel gewaltet, so wären sie verfliegen, als Mamfell Zule heute früh mir förmlich triumphierend zuflüsterte: Unsere letzte Plunderfuhr.“

„Das beängstigt Sie?“

„Aufs tiefste.“

„Die kurze Bemerkung, wie die Art der Mit-
teilung, können doch nur als Beweis gelten, daß
man Ihr Bestes bezweckt und sich um keinen Preis
von Ihnen und dem vergötterten Liebling trennen
möchte.“

„Das mag sein. Dagegen fehlt den guten Seelen
das Verständnis dafür, daß bei einer Ortsver-
änderung ich ihnen nicht länger zur Last fallen darf.
Hier ist es bisher anders gewesen. Ihnen die
rührende Sorge um mich und mein Kind zu ver-
gelten, lag freilich außerhalb des Bereiches meines
Könnens. Andererseits trug mich das beschwichtigende
Bemühtsein, durch reges Eingreifen in die häuslichen
Obliegenheiten mich nützlich zu machen.“

„Ich fürchte, im Abwägen sind Sie zu peinlich.
Lösen Sie in dem gedachten Falle auf Grund
Ihrer Anschauungen wirklich das bisherige Ver-
hältnis, so würden Sie nicht nur Ihre mütterlichen
Freundinnen tief betrüben, sondern auch einen Schutz
verlieren, der nicht leicht durch einen andern ersetzt
werden kann. Und wohin wollten Sie sich wenden,
nachdem Sie auf dieser friedlichen Stätte der ge-
räuschvollen Welt sich vollkommen entfremdeten?
Und Schutz bedürfen Sie sicher.“

„Inwiefern? Worauf beziehen Sie sich?“ fragte
Marga verflört.

Leonardi kämpfte gegen Verwirrung. Es wider-
strebte ihm, durch Erwähnung der Begegnung mit
Fleder sie in neue Ängste zu stürzen, und ausweichend
erklärte er: „Ein Schutz, den keine alleinstehende
Dame entbehren kann. Doch lassen wir das ruhen.
Legen Sie indessen den geringsten Wert auf die
Meinung eines aufrichtigen, ergebenen Freundes,
dann beunruhigen Sie sich nicht, sondern säumen
Sie mit irgendwelchen Entscheidungen, bis sie vor
vollendeten Tatsachen stehen. Wer weiß, wie sich
alles noch gestaltet.“

Fränzchen trat heran und überreichte die Blumen.
Leonardi nahm das liebe Gesichtchen zwischen beide
Hände und küßte es auf die Stirn. Wehmütig be-
trachtete die Mutter beide. Ihre Gedanken mochten
in die Vergangenheit zurückschweifen bis zu jenen
Tagen, in denen sie ein auf unerschütterlichen Grund-
festen errichtetes Glück gefunden zu haben wähnte.

„Und nunmehr bedenke auch deine liebe Mutter
mit dem Schönsten, das zu finden,“ riet Leonardi
treuherzig. Die Kleine eilte davon, als hätte sie ein
Verjämniß einzuholen gehabt, und zögernd, förmlich
eingeschüchtert durch die Vergegenwärtigung des
kühnen Vorhabens, das auf der letzten Strecke des
Weges bestimmte Form gewann, sprach er weiter:
„In den jetzigen einsamen Stunden gewissenhafter
Selbstprüfung wach es allmählich einem Schleier ähnlich
von meinem Sinnen und Denken. Wie ein gelöstes
Rätsel erhob es sich vor mir. Ich wußte, was mich
trieb, meinen Wohnsitz in diesen verborgenen Erden-
winkel zu verlegen, was es mir erleichterte, dem un-
steten Leben im Kreise gleichgesinnter Freunde und
Genossen endgültig zu entsagen. Offenbare ich es
jetzt vor Ihnen, so geschieht es mit dem hingebendsten

Vertrauen, wie es durch die Beweise Ihrer Güte
und Nachsicht gezeitigt worden. Feierlich berufe ich
mich darauf, daß die erste Begegnung mit Ihnen
entscheidend für meine ganze Zukunft geworden.
Wohl begreife ich, daß nach dem herben Verlust des
teuern Gatten Sie mit Ihrem Wohlwollen nicht
mehr über die Grenzen einer ernstern Freundschaft
hinausgehen können, doch ebenso heilig darf ich be-
teuern, daß mein ehrliches Dichten und Trachten
seither, wenn auch anfänglich unverstanden, einzig
und allein darauf gerichtet gewesen, mich eines
Glückes würdig zu zeigen, das ich an Ihrer Seite
und als Vater Ihres lieblichen Töchterchens fände —“

„Halten Sie ein — um Gottes willen nicht
weiter“ — unterbrach Marga, die solange regungslos
wie eine Statue seinen Worten gefolgt war, ihn
stehend, und Bestürzung sprach aus ihren Augen,
„und haben Sie Mitleid — Sie fordern Unmög-
liches — stören Sie nicht das zwischen uns be-
stehende Verhältnis, das mir Ersatz bot für so
manches schmerzlich Entbehrte.“

Über Leonardi's Züge verbreitete sich das Gepräge
bitterer Enttäuschung, doch inniger, dringender erklang
seine Stimme, indem er anbot: „Hören Sie mein
Bekennnis, die Rechtfertigung meines vermessenen
Ansinns, ich erbitte es, wenn es sein muß, als
eine letzte Wohlthat. Als sorgloser Künstler, der
nicht über den folgenden Tag hinausdachte, haben
Sie mich kennen gelernt. Hatte ich doch keine Ursache,
mich anders zu zeigen, als ich in Wahrheit einher-
ging. Das hat eine Wandlung erfahren, seitdem
ich mit der ganzen Kraft meiner Seele mich an
eine überschwengliche Hoffnung anklammerte. Ich
gestehe, ein bescheidenes Los hätte ich allerdings nur
zu bieten gehabt; dagegen würde die Überzeugung,
für die Wohlfahrt zweier Teuren zu leben und zu
wirken, mich zu erhöhten Anstrengungen begeistert,
mich von Stufe zu Stufe höher emporgesördert
haben, um am Schluß mit Stolz und inniger Be-
friedigung auf die durchlaufene Bahn zurückzublicken.
So das Bild, das meine stillen Hoffnungen belebte.
Lassen Sie daher Ihr »Unmöglich« nicht als letztes
Wort gelten.“

„Und dennoch als letztes Wort,“ versetzte Marga
mit trauriger Entschiedenheit; „räume ich aber ein,
daß Ihre Erklärung, die einen so hohen Grad von
Edelmütigkeit in sich birgt, mich wohlthuend berührte, so
kann ich nur, darf ich nur wiederholen: Unmöglich.“

„So walten Ursachen, die schwerer wiegen als
Ihr eben offenbartes Wohlwollen,“ meinte Leonardi
kleinlaut, „sollte es denn gar kein Mittel geben,
dieselben zu überbrücken? Und wäre in solchem
Falle meine Bitte um Aufklärung unverzeihlich?
Oder soll ich mich zeitlebens mit dem qualenden
Gedanken tragen, daß aus Mangel an Vertrauen
mir vorenthalten geblieben, den Weg zu Ihrem un-
gestörten Frieden und dem eigenen Glück zu ebnen.“

„Ihren Einwand erkenne ich als berechtigt an,“
sprach Marga mit sichtbarem Widerstreben, „und
sicher gönne ich Ihnen die geforderte Erläuterung,

allein sie herbeizuführen — es übersteigt meine Kräfte.“

„Und auf Geheimnisse hin soll ich entsagen, wo vielleicht ein einziges Wort genügt, eine mit den holdesten Lichtern durchwebte Zukunft vor mir zu eröffnen?“

In Margas Augen waren Tränen gedrungen. Unendliches Weh sprach aus ihren Zügen.

„Ich fühle es,“ antwortete sie schwermütig, „nach unserem jetzigen Gespräch kann es nicht mehr so sein, wie es gewesen. Sie werden von hier scheiden auf Nimmerwiedersehen. Zugleich drängt der schmerzliche Gedanke sich mir auf, daß Sie gehen, ohne die Beweggründe zu würdigen, die meine Entscheidung bedingen. Das aber darf nicht geschehen. Zu Schweres habe ich zu tragen, um auch die Last dieses Bewußtseins noch auf mich zu nehmen. Was ich selbst nicht über meine Lippen brächte, das sollen Sie aus dem Munde meiner Wohltäterinnen erfahren, vor denen ich nach der Aufnahme in ihrem Hause, einer heiligen Pflicht gehorchend, rückhaltlos ein Bild meiner ganzen Vergangenheit entrollte.“

Leonardi blickte freier. Es erwachte die Hoffnung, daß nach einer Aussprache mit den Genannten dennoch die Möglichkeit tage, die rätselhaften Bedenken zu besiegen. Bevor er sich für eine Erwiderung entschied, stürmte Fränzchen herbei.

„Die Tanten kommen!“ jubelte sie, und die Blumen der Mutter auf den Schoß werfend, slog sie gleichsam über den Hof.

Marga und Leonardi erhoben sich, um ihr zu folgen. Gleichzeitig trat das Gesellschafterwerk in ihren Gesichtskreis.

„Ich darf keine Nacht darüber hingehen lassen, daß Sie noch im Zweifel über die mein Handeln bestimmenden Einflüsse bleiben,“ sprach sie während des langsamen Einerschreitens beinahe tonlos, „es wird Ihnen daher heute noch Gelegenheit geboten werden, alle Aufschlüsse, die Sie nur wünschen können, in Empfang zu nehmen.“

„Wie sie auch lauten mögen: Auf das, was ich Ihnen offenbare, kann nichts störend einwirken,“ beteuerte Leonardi.



Dann saß Leonardi vor den Schwestern wie ein Missetäter vor seinen Richtern.

ging dagegen nicht, daß sie, begünstigt durch den heute angelegten Sonntagsstaat, sich noch würdevoller trugen, und heller Triumph beherrschte ihre ehrlichen Gesichter, als sie verkündeten: „Alles erledigt und abgemacht zu unser aller Wohlgefallen. Der Lumpenhandel — Gott segne ihn — hat ein für allemal sein Ende.“

Marga stand keine Erwiderung zu Gebote. Auch Leonardi, ihre Empfindungen erratend, schwieg. Erwartungsvoll überwachte er sie, bis sie mit einem eigentümlichen Lächeln der Wehmut ihre Beschützerinnen beglückwünschte. Dann begleitete sie dieselben ins Haus, durch einen bezeichnenden Blick Leonardi bittend, sich unterdessen mit Fränzchen zu beschäftigen.

Beinahe eine halbe Stunde verstrich, die ihm wie eine Ewigkeit erschien, und Fränzchen wurde schon ungeduldig, als alle drei wieder ins Freie traten.

Marga sinnender Ernst zeugte von wehevollen Eindrücken. Auch die Schwestern standen unter dem Einfluß heftiger, jedoch nicht unfreundlicher Regungen. Sie gipfelten darin, daß Mamsell Jule als Wortführerin Leonardi einlud, den Abend mit ihnen zu verbringen. Bereitwillig ging er darauf ein. Das Mahl wurde noch gemeinsam eingenommen. Nach dessen Beendigung begab Frau Marga, Kopfschmerz vorrückend, sich mit der Kleinen zur Ruhe. Dann saß Leonardi vor den Schwestern wie ein Missetäter vor seinen Richtern. Beide besleißigten sich einer feierlichen Haltung, wie sie es als der Gelegenheit an-

gemessen erachteten, und unverweilt eröffnete Mamsell Jule die Verhandlung mit den Worten: „Sie haben unserem Hausmütterchen einen regulären Heiratsantrag gemacht, und wenn Frau Marga uns davon in Kenntnis setzte, so war das in der Ordnung, dieweilen wir ihr Vater und Mutter sind. Sie selbst haben wir als einen anständigen Herrn kennen gelernt. Paßt hingegen jemand die Liebe, so geht alles in seinem Kopf vor quer, daß er nicht an die Zukunft denkt. Derohalben möchten wir vor allen Dingen wissen, ob Sie auch eine Frau ernähren können, zumalen eine, die Ihnen nicht mehr einbringt als ein goldenes Herz und ein süßes Töchterchen.“

„Was suche ich mehr als das?“ antwortete Leonardi begeistert, „wohl aber darf ich mit gutem Gewissen behaupten, daß, wenn ich vorläufig noch kein glänzendes Los zu bieten habe, meine Erwerbsquelle mich in den Stand setzt, ein Heim zu gründen,

4.
Der Gruß der beiden Alten erfolgte in gewohnter wunderlich herzlicher Weise, und sie wären die Letzten gewesen, Merkmale des eben beendigten Gedankenaustausches zwischen Marga und dem Karikaturenzeichner in deren Wesen zu entdecken. Diesen ent-

in welchem wir bei unseren bescheidenen Ansprüchen uns glücklich und zufrieden fühlen könnten.“

Beide Schwestern neigten billigend das Haupt, worauf Frau Lisbeth nachdenklich einwendete: „Der Wille ist oftmals gut, derothalben soll man indessen nicht außer Obacht lassen, daß wenn die Not ins Fenster lugt, die Liebe zum Schornstein hinausfliegt, und zum Heiraten immerhin eine Aussteuer gehört. Woher aber soll die kommen, da unsere Frau Marga so arm ist wie eine Kirchenmaus?“

Leonardi, der aus der Form des Verhörs herauszufühlen meinte, daß man seinen Hoffnungen nicht ablehnend gegenüberstehe, erklärte offenherzig: „Sie selber waren Zeuge, daß ich seit meiner Uebersiedelung eine nennenswerte Summe erübrigte — doch das sind müßige Fragen, solange ich der niederdrückenden Nachwirkung der verschiedenen Ablehnung meines Antrages unterworfen bin.“

„Nicht so müßig,“ versetzte Mamsell Zule, sich etwas in die Brust werfend, „mußten wir doch zuvor im reinen über Ihre werthe Person sein, oder es hätte überhaupt keinen Zweck, Sie von allem in Kenntnis zu setzen, was unser Hausmütterchen betrifft.“

„Und Ihre Zweifel sind beseitigt?“

„Gänzlich, zumalen kaum welche vorhanden gewesen.“

„So dürfte ich hoffen, daß Sie Ihren Einfluß zu meinen Gunsten geltend machen?“

„Davon später,“ wendete Frau Lisbeth erhaben ein, „denn im Ehestand kann man nicht zu vorsichtig zu Werke gehen. Zuvörderst vernehmen Sie, wie die Angelegenheiten stehen. Hernach werden Sie begreifen, wie großartig Frau Marga handelte, als sie sich weigerte, auf eine zweite Heirat einzugehen,“ und unbeirrt entwickelten die Schwestern eine lange traurige Erzählung, in der sie abwechselnd das Wort ergriffen, je nachdem Vergessenes nachzuholen war oder Rührung die Sprecherin übermannte.

Leonardi folgte den Schilderungen mit gespanntester Aufmerksamkeit. Für nichts anderes hatte er Empfindung, nicht für das Seltsame seiner Lage, nicht für die bäuerlich düstere Umgebung, nicht dafür, daß es dieselben Lumpenhändlerinnen, die einst sein Mitleid wachriefen, sein heiteres Kunstgenie herausforderten und nunmehr wie zwei in tiefer Abgeschlossenheit durch bittere Erfahrungen geläuterte Urbilder der Herzensgüte und Ehrenhaftigkeit vor ihm saßen und Scenen entrollten, die, obwohl zuweilen in barocke Formen gekleidet, ihn mächtig ergriffen, daß er in Ehrerbietung zu ihnen aussah.

„Und so ist es gekommen und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag,“ schloß Mamsell Zule bewegt, „da wird Ihnen ein Licht aufgegangen sein, daß die junge Witwe alle Ursache hatte, von einer Wiederverheiratung, und wäre ein Millionenbauer gekommen, wie sie zur Zeit hier herum in Saat schießen, abzustehen. Denn den Flecken, der an ihrem Namen haftet, auf einen Mann zu übertragen, der —“ und erregt fiel Leonardi ein: „Einen Mann, den Ihre Enthüllungen in seinem Entschluß nur bestärken

konnten, einen Mann, den die Hand Frau Margas doppelt beglücken würde, weil damit die Aufgabe ihm zufiele, mit der vollen Kraft seiner Seele an Mutter und Tochter zu süßen, was ein grausames Geschick an beiden verbrach.“

„Das läßt sich hören,“ meinte Frau Lisbeth bedächtig, „und an uns soll es sicher nicht liegen, wenn Frau Marga morgen nicht anders über die Angelegenheit denkt.“

„Meine Zukunft, mein Erdenglück schwebt also zwischen Ihnen beiden,“ versetzte Leonardi, den alten Damen ungestüm die schwierigen Hände drückend, „bestimmen Sie es nicht anders, so bin ich morgen in der Frühe hier, um die Entscheidung, gleichviel wie sie lautet, in Empfang zu nehmen.“

Der Hammer der greisenhaften Wanduhr hob aus, um das Ende der Mitternachtstunde zu verkünden. Leonardi schickte sich zum Aufbruch an. Bis auf den Hof hinaus begleiteten ihn die Schwestern. Dort entließ Mamsell Zule ihn mit den Worten: „Nicht frühmorgens, sondern nachmittags. Wir hätten ohnehin darum gebeten. Da haben wir nämlich mehrere Schriftstücke mitgebracht, bei deren Prüfung Sie uns ein wenig zur Hand gehen könnten.“ —

Pünktlich stellte Leonardi sich zur anberaumten Stunde ein. Als habe sie ihn erwartet, stand Marga vor dem Eingange der Laube. Bei seinem Erscheinen stürmte Fränzchen ihm entgegen. Sie zu küssen, wie sonst stets geschah, wagte er nicht. Es war, als habe der Anblick der Mutter ihm die Brust zusammengeschürt. Gleichsam knabenhafte Schüchternheit spiegelte sich in den Zügen des einstigen tollen Himmelsstürmers und geschworenen Junggefellens, jener Ausdruck staunenden Unglaubens, als habe er sich einem unsäglichem Weltwunder gegenüber befunden. Zudem er aber, Fränzchen neben sich führend, näher trat und sein Los in Margas wehmütig erregtem Antlitz zu lesen glaubte, versagte ihm die Sprache. Anstatt sie mit Worten zu begrüßen, ergriff er die gebotene Hand, sie zum erstenmal an die Lippen hebend. Seiner Anebe kam sie in ihrer sanften Weise zuvor.

„Sie forderten nur meine Freundschaft,“ erklärte sie gedämpft und ein verheißendes Lächeln verschönte ihr mild erglühendes Antlitz, „ihm, der mich zu einem neuen Leben erweckt, mir und meinem Kinde ein treuer Hort sein will, biete ich mehr: Aufrichtige herzliche Zuneigung und Ergebenheit, getragen von den Empfindungen nie erlöschender Dankbarkeit“ — sie konnte nicht weiter sprechen; aber angesichts seines ausleuchtenden Entzückens küßte sie den Bestürzten und fügte leise hinzu: „Dem verehrten zukünftigen Gatten gilt es, dem treuen Vater meines Kindes.“

Jetzt erst kehrte Leonardis Fassung überwältigend zurück.

„Das soll Ihnen gesegnet sein,“ entwand es sich jubelnd dem überströmenden Herzen, „tausendfach gesegnet in Ihrer — in unserer Tochter, in meiner unermesslichen Liebe zu Ihnen beiden.“

„Ja, Fränzchen, dein Vater,“ lehrte Marga sich still beglückt der verwunderungsvoll aufschauenden Kleinen zu, „du beneidetest andere Kinder so oft um einen Vater, jetzt siehst du ihn vor dir, den Vater, der uns nie verläßt, und dem du, wie mir, nur Freude bereiten wirst.“

Die beiden Schwestern, die neugierigen Kindern ähnlich, solange auf der Lauer gestanden hatten, vermochten nicht länger an sich zu halten. Förmlich berauscht durch das Ergebnis ihrer warmen Vermittlung traten sie heran, und wenn je innige Glückwünsche die junge Witwe und ihren Auserkorenen grüßten, so geschah es, als sie den reichsten Segen des Himmels auf sie herabbeschworen, sogar das störrische Gebaren des Esels in dem Chausseegraben als eine Eingebung von oben priesen.

„Und jetzt an die Arbeit,“ hieß es, sobald die Gemüter sich einigermaßen beruhigt hatten, und in ihren Bewegungen verriet sich, daß sie die Zeit nicht erwarten konnten, ein seit Jahren im stillen fanatisch geplantes Werk endlich durch den letzten Abschluß zu krönen.

Während Fränzchen beauftragt wurde, dem alten Stoffel im Garten Gesellschaft zu leisten, begaben alle sich in das düstere Wohnzimmer. Margas erster Blick fiel auf mehrere Schriftstücke, die geöffnet

selig — ausbedungene Zeit erreichte vorgestern ihr Ende, und damit ist die Scholle, auf der wir unser Lebenlang schufteten und uns abraderten wie der elendeste Tagelöhner, unser unbestrittenes Eigentum geworden. Sehen wir uns nunmehr auf unser Miteil, so haben wir's redlich verdient, zumalen die Mittel dazu vorhanden sind. Wir haben nämlich den ganzen Krempel bis auf einen Morgen Land hart an der Chaussee an jemand verkauft, der schon längst ein Aug' drauf hatte. Da ging der Handel glatt von statten und wir gelangten in den Besitz von zweimalhundertundsiebenundzwanzigtausend Mark, bis auf eine mäßige Hypothek auf der Reichsbank niedergelegt.“

Hier säumte sie, um sich an dem Erstaunen Margas und Leonardis zu weiden, und seltsam geschäftsmäßig fuhr sie fort: „Ausbedungen haben wir außerdem für uns, bis zu Ende Mai nächsten Jahres hier wohnen zu bleiben. Unterdessen richten wir uns für alle Zukunft ein. Der uns gebliebene Landrest ist bereits ausgemessen, der Plan zu einem zweistöckigen Hause längst fertig, und der Kontrakt mit einem Baumeister abgeschlossen. Dieser Tage erscheinen Arbeiter, um das Fundament auszuheben, Steine und sonstiges Zubehör werden angefahren, da dauert's nicht lange, bis unser Herzblättchen, eigentlich unsere Enkelin, mit ihren kleinen Händen den Grundstein zu der Villa Fränzchen legt, die noch vor Winteranfang unter Dach kommt. So haben wir alles ausgespekuliert und uns darauf gefreut, seitdem das liebe Dingelchen uns zum erstenmal Tante titulierte.“

„Ferner kommen Arbeiter, um das Stüchchen Land zu rajolen und in einen Garten umzuwandeln und die jungen Obstbäume von hier nach dorthin zu verpflanzen, auf daß wir unsere Arbeit haben, so lange das Leben uns noch beschieden ist. Die Blumenbeete wird natürlich die zukünftige Frau Leonardi wieder auf sich nehmen, und darin ist sie eine große Hand —“

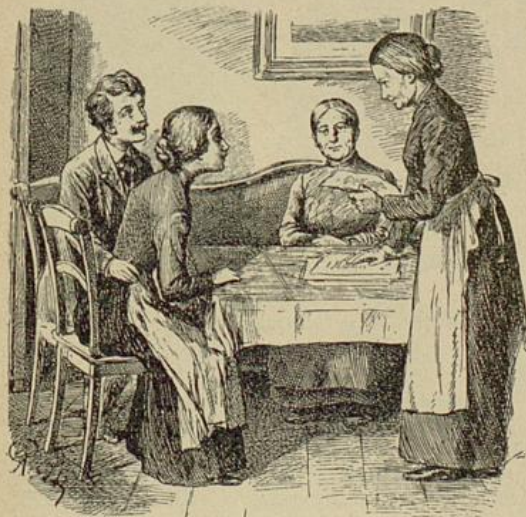
„Ich gedachte, eine bescheidene Wohnung in der Stadt zu mieten,“ fiel Leonardi ein.

„Abwarten,“ unterbrach Frau Lisbeth ihrerseits streng, „in der Parterrewohnung richten wir beiden Alten uns ein und zwar mit allen Möbeln und Scharfeten, zwischen denen wir alt und grau geworden sind, auf daß wir uns nicht wie bei fremden Leuten fühlen.“

„In die obere ziehen dahingegen Leonardis ein, deren Hochzeit mit der Einweihung der Villa zusammenfällt,“ ergänzte Mamsell Zule, „und ich vermute, unser Hausmütterchen ist damit einverstanden, daß wir auch fernerhin alle miteinander unter demselben Dach beisammen bleiben. Und nunmehr noch einige Briefe,“ grollte sie, zwischen den Papieren blättern, „Wische, in denen es auf unser Fränzchen abgesehen ist —“

„Unmöglich!“ rief Marga entsetzt aus.

„Keine Not,“ hieß es zurück. „Nachdem uns kund geworden, daß der Kerl, namens Fleder, sogar über die Gartenhecke hinweg unsere Frau Marga be-



Mamsell Zule, als die Schriftkundigere, hatte die Papiere vor sich hingezogen.

auf dem Tisch lagen. Deren Bedeutung erriet sie leicht. Hätte es sie tags zuvor noch erschüttert, so harrie sie jetzt mit einem unendlich wohlthuenden Sicherheitsgefühl der kommenden Dinge.

Mamsell Zule, als die Schriftkundigere, hatte die Papiere vor sich hingezogen, und das oberste emporhebend, begann sie, nach gemeinsamem eingehenden Studium mit der Schwester wohl vorbereitet, überaus feierlich: „Die gestrige Plunderfuhr war also die letzte. Die von unserem Vater — Gott hab' ihn

ängstigte, zogen wir einen Rechtsanwalt zu Rate, und der erklärte sich bereit, sofort einzuschreiten, wenn solche Bedrängnisse sich wiederholen sollten —

„Was nunmehr überflüssig geworden,“ warf Leonardi geringschätzig ein, „Fränzchen ist von jetzt ab meine Tochter, darin liegt alles.“

„Alles,“ bestätigte Frau Lisbeth, während Marga ihm einen Blick innigen Dankes zusandte.

„Alles,“ pflichtete Mamsell Zule bei und griff zu einem umfangreichen Schreiben, „ja, alles, und jetzt noch eine Hauptsache. Da wir beiden Alten nicht ewig leben, das viele Geld ebensowenig mit fortnehmen könnten, wie wir verständen, es in dem noch vor uns liegenden Lebensrest angenehm zu verpußen, so haben wir Schwestern im Einverständnis miteinander unsere Verfügungen getroffen und von einem Rechtsanwalt in Schick bringen lassen, so daß sie nach unserem Tode nicht angetastet werden können. So lange wir denken, gingen die Leute uns aus dem Wege. Wie den Verwandten, ließ auch anderen wider die Ehre, mit dem Plunderpack zu verkehren oder sich gar zu befreunden. Man verachtete uns. Derohalben blieben wir vereinsamt mit unserem Geschäft und verbitterten, daß wir allen Menschen, die uns nicht für voll ansahen, gram wurden. Da war denn unsere Frau Marga die erste, die uns recht herzliche Liebe zutrug und uns wieder mit der Welt ein wenig ausöhnte. Der zweite, der uns von wegen des schmutzigen Gewerbes nicht verachtete, uns wie seinesgleichen behandelte, und sich so munter in unserer Gesellschaft bewegte, als wäre er zwischen uns herangewachsen, ist der Herr Leonardi; das aber soll ihm in unseren Gräbern nicht vergessen sein. Dieweilen aber die beiden Herrschaften Einwendungen dagegen erheben könnten, zwei einfache Weibslentchen zu beerben, haben wir unser Herzblättchen, den lieben Sonnenschein für uns alle, zu unserer Universalerin — wie der Rechtsanwalt es aufschrieb — ernannt, und zwar so, daß ihr schon bei unseren Lebzeiten die Hälfte der Zinsen als Beitrag zu einer vornehmen Erziehung und Ausbildung zufällt —“

„Sie besitzen Verwandte — Ihnen näher Stehende —“ fiel Marga erschrocken ein.

„Ja, die es aber nicht um uns verdient haben, daß wir sie bedenken,“ entschied Frau Lisbeth energisch, „und wer stände uns wohl näher als diejenigen, denen wir so viel Freude und Liebe verdanken. Um indessen deren Lästermäuler zu stopfen und böse Nachreden abzuschneiden, haben wir ihnen Legate — wie es in dem Testament heißt — vermacht, und damit fertig.“

„Ja, damit fertig,“ bekräftigte Mamsell Zule mit etwas belegter Stimme; „ist es uns aber nicht vergönnt, das süße Dingelchen noch einmal im Brautkranz zu sehen, so können wir wenigstens mit dem Gedanken zur letzten Ruhe gehen, daß sie mit ihren kleinen Händchen uns die Augen zudrückt, uns nachweint und die wahrhaftige Liebe zu den beiden queren Alten auf Kinder und Kindeskinde vererbt —“

sie konnte nicht weiter sprechen. Erbengroße Tränen entquollen ihnen wie der Schwester Augen. Sie saßten sich erst wieder, als Frau Marga, von ihren Empfindungen überwältigt, vor ihnen kniete und trotz des heftigen Sträubens ihre schwieligen Hände küßte.

„Darf ich hereintommen?“ ertönte hinter ihr ein feines Stimmchen. Gleich darauf hatten die beiden Alten Fränzchen zwischen sich, und wenn nunmehr von neuem Tränen flossen, so waren es solche der Freude und des erhebenden Gefühls, nicht umsonst gelebt, geschuftet und sich abgerackert zu haben. —

Alte und Junge.

Von Eva Gräfin von Baudissin.



Ginerlei! Wenn die Spaten so schirpen, gibt's Regen! Bleib nur zu Haus, die »Marie-Luise« soll morgen abgehen; wir haben noch viel zu tun!“ Der alte Schiffsvreder Boldsen tauchte die Feder ein, rechnete, verglich und schrieb weiter, der junge Boldsen stand immer noch am Fenster und sah mißmutig hinaus. Diese Tyrannei — nein! Es war unerträglich! Weshalb war er nicht draußen geblieben? Da konnte er doch über sich selbst bestimmen, brauchte nicht über jede Minute Rechenschaft abzulegen und sich nicht wie ein Kind behandeln zu lassen! Dem Vater zuliebe, der den Sohn mit aller Vorsicht und Umständlichkeit, die seinen Jahren eigen war, in das alte Geschäft einführen wollte, war er zurückgekommen, nur ihm zuliebe — wie er jetzt behauptete. In Wirklichkeit hatte ihm die strenge Zucht in London wie in Chicago recht wenig gepaßt, und er hatte oft genug, wenn auch gänzlich ohne Erfolg, gegen die Härte seiner Chefs revoltiert, die auf ihrem Recht bestanden und von der üblichen Arbeitszeit niemals abließen. Da hatte

er gedacht, daß er denn schließlich doch zu Hause eine andere Stellung einnehmen könne als späterer Besitzer, und daß doch allmählich die Zügel in seine Hand gleiten würden. Die Entfernung mochte ihm wohl die Strenge des Vaters gemildert haben. Schon als sie nach kaufmännischer Art den Kontrakt aufsetzten, der die Bedingungen für ihr Zusammenarbeiten enthielt, bemerkte der Sohn mit Schrecken, daß er nur der erste Commis seines Vaters sein sollte — weiter nichts. Erst als er energisch erklärte, sich schon vor den übrigen Angestellten gegen diese Demütigung sträuben zu müssen, ließ der alte Kneeder sich herbei, ihm Procura zu erteilen. Doch war seine Unterschrift allein nicht gültig, der Vater mußte gegengezeichnet haben.

Auch sonst empfand er bitter die Beschränkung, die ihm in jeder Weise auferlegt wurde. Er durfte nicht kommen und gehen, wie er gehofft hatte, er sollte morgens da sein, wenn das Kontor geöffnet wurde, und abends bleiben, bis die Hauptbücher in den Geldschränken verwahrt wurden und man ihm die Schlüssel einhändigte. Heute hatte er den Mut gefunden, zu erklären, daß er sich am Nachmittag zu einer längeren Reitpartie verabredet habe, und das ruhige „Nein“ des Vaters reizte ihn aufs äußerste. Er drückte die Stirn gegen das Fenster, als wollte er sich gegen die ewige Bevormundung stemmen, — aber sich offen dem väterlichen Willen zu widersetzen, das wagte er nicht,

das gestand er sich selbst mit peiniger Selbstverachtung. Ihm war, als fühle er die kalten, durchdringenden Augen im Rücken, und er wußte im voraus, daß er ihrem abweisenden Blick nicht standhalten konnte. Die innere Wut verzehrte ihn fast, und was er da unten vor sich sah, hob seine Stimmung auch nicht: Fässer, Ballen, in Stroh gewickelte Maschinenteile, große Kisten — das alles hingelagert hart am Bollwerk, von häßlichen Schuppen umsäumt und in der Spiegelung des langsam fließenden Flusses ein einförmig grauer Himmel, der alle Farben dämpfte und dem ganzen Bilde etwas Starres, Totes verlieh. „Hinrich, geh mal mit dem Träger hinter, er sagt, die Kisten stimmen nicht,“ befahl der Kneeder.

Hinrich hatte der Verhandlung hinter ihm mißmutig gelauscht, nun drehte er sich langsam um,

nahm seinen Hut vom Nagel und schritt dem Arbeiter voran.

Der alte Kneeder sah ihm nach. Was für Menschen heutzutage! Gleichgültigkeit, solange es sich nicht um Vergnügungen handelt, keine Teilnahme, keine Liebe zum Geschäft, zur alten Firma, der seine Gedanken unablässig, seit fünfzig Jahren, Tag und Nacht galten. Der einfache Arbeitermann, der eben in den gebräuchlichen Kniehosen und dem schwarzen Leinenrock vor ihm gestanden hatte, besaß mehr Interesse für die Firma als sein eigener Sohn. Der betrachtete das Ganze nur als Störung seiner Ruhe, als unangenehme Unterbrechung seiner Neigungen, — die Arbeit war Nebensache, Spielerei, aber das Geld

solte doch herbeistießen und ihm die Taschen füllen.

Boldsen merkte, daß ihn sein Ärger fortrif. Aber wenn er die nachlässigen Bewegungen seines Sohnes betrachtete, und ihn so langsam die Treppen hinuntersteigen hörte, statt daß er über die Stufen flog, um unten Ordnung zu schaffen, so mußte er an sich halten, um ihn nicht zu züchtigen wie als Knaben, wenn er das schlecht angepflochte Boot hatte fortreiben lassen oder die Bücher morgens aufgeweicht im Garten lagen. Herrgott, warum mußte er, gerade er mit solch einem Sohn gestraft werden, gerade er, dem seine Arbeit über alles ging, der unermüdetlich mit dem geringen Kapital aus bescheidenen Anfängen die Kneederei zu einer weltbekannten, angeesehenen

entwickelt hatte und vom Morgen bis zum Abend hinter seinem schäbigen schwarzen Bult saß! In der Atmosphäre von Fleiß und Sparsamkeit und soliden Ideen war der Junge groß geworden, man hätte annehmen können, daß die Achtung vor Arbeit mit ihm zusammen aufwachsen würde. Aber ihm fehlten Ehrgefühl und Stolz, das Ansehen und Wachsen der Firma galten ihm nichts. Wie er sich zu einem Beruf entscheiden sollte, hatte der Vater mit geheimer Herzensangst ihm gesagt: „Hast du aber ausgesprochene Neigung zu einem anderen Stand, so erkläre dich offen! Ich will dir nicht im Wege sein,“ — und gelassen hatte Hinrich erwidert: „Wahr! Ich werde Kaufmann, — im Grunde genommen ist es mir doch gleichgültig, was ich bin!“

Da erstarb in Boldsens Brust jede Freude, und er hätte gewünscht, der Sohn würde in heißem, un-



beseigbarem Drängen einen andern Lebensplan entworfen haben, und hätte auch dieser seine Wünsche gekreuzt.

„Boldsen, ein Licht ist dein Sohn nicht,“ meinte Senator Wilken gutmütig lachend, in dessen Kontor Hinrich die schweren Lehrlingsjahre durchmachte.

„Wenn er nur pflichtgetreu und ehrlich ist,“ hatte der alte Reeder erwidert, „kaufmännische Genies können wir ja nicht alle sein!“

Aber trotz seines Spottes wurmte ihn das Urteil. Brachte man einer Arbeit Liebe entgegen, so entwickelte sich doch unwillkürlich das Verständnis und die Urteilskraft für sie, er hielt Hinrichs Mangel an Ueberlegung und Scharfsinn daher mehr für Gleichgültigkeit als für Beschränktheit, und hoffte immer noch, ihn allmählich aufwachen zu sehen. — Ins Ausland gingen stets alle jungen Kaufleute; sie erweiterten ihren Gesichtskreis, lernten fremde Geschäfte kennen und knüpften oft langwährende Verbindungen an. Auch Boldsen jandte Hinrich fort; je mehr er einsehen lernte, welche Bedeutung der Handel hatte und welchen Wert man einem angesehenen Kaufmann beimaß, um so besser und höher würde er seine Stellung schätzen, zugleich aber auch begreifen, daß man heutzutage Kopf und Hände brauchen muß, um vorwärts zu kommen, und daß man die Arbeit, die etwas einbringen soll, packen und nicht loslassen darf. Aber Hinrich kam zurück mit unbelebten Mienen, die langen Glieder in modernsten Kleidern, die Hände noch immer bequem in den Hosentaschen. Wie Boldsen schon diese Angewohnheit haßte! Sie war ihm ein Beweis langsamen Zugreifens, arbeitscheuer Abwehr. Und wie sich Hinrich äußerlich wenig verändert hatte, so schien sich auch sein Charakter und sein Gemüt kaum entwickelt zu haben.

An all das dachte Boldsen, während er die Zahlenreihen nachrechnete und Geschäftsbriefe aufsetzte. Immer wieder kehrte er zu Hinrich zurück, als habe er doppelte Sinne und könne sich in seine Sorgen vertiefen, ohne auch nur einen Augenblick seinen Vorteil außer acht zu lassen. Er war streng und unachsichtig, er wollte den Sohn zwingen zu Gehorsam und Pflichteifer. Aber Hinrich wollte die gute Absicht nicht erkennen, er lehnte sich auf gegen die stete Bevormundung, und so saßen sie sich wie zwei Fremde an ihren Pulken gegenüber, gleich als Vater und Sohn kenntlich und in Wesen und Art verschieden wie Menschen feindlicher Rassen.

„Nun?“ fragte Boldsen, als Hinrich eintrat und wortlos zu seinem Stuhl ging.

„Er hat recht, zwei Kisten »Koda« fehlen,“ kam es ruhig zurück.

„Wie? — was?“ — Der Reeder warf die Feder hin und sprang auf. Koda hieß das von Finnland importierte Rosharz und repräsentierte einen ziemlich hohen Wert.

Hinrich zuckte die Achseln.

„Zwei Kisten, sagst du? und setzt dich ruhig hin? Müdest du nicht die Güte haben, dich darnach umzusehen?“

„Was soll ich dabei tun?“ fragte Hinrich mit verächtlich verzogenen Lippen. „Soll ich sie suchen? Vom Haparanda-See sind auch fünf Fässer zu wenig, der Träger meint —“

Der Alte unterbrach ihn zitternd vor Wut: „Das scheint dir also kaum der Rede wert, daß wir bestohlen werden, daß man uns auf der Nase herumspielt?“

„Reg dich doch nicht so auf um ein paar Fässer Teer!“ antwortete Hinrich. „Der Arbeiter sieht im Lagerschuppen nach, da werden sie schon liegen.“ — „Und wer hat die Fracht für die »Marie-Luise« ausgegeben?“

Hinrichs Wangen röteten sich langsam. „Ich,“ sagte er kurz.

Der Alte lachte laut auf. „Das konnte ich mir ja denken! Der jüngste Laufburjche würde das genauer und gewissenhafter besorgt haben als du! Bloß fünf Fässer und zwei Kisten fehlen! Nicht der Rede wert! Weshalb sich darum aufregen? Ist ja ganz egal, ob es heißt: die Fracht stimmt oder stimmt nicht, — vielleicht ein kleiner Schreibfehler in den Kommolements, — bei Boldsen & Komp. kommt es nicht so genau darauf an.“

Er schalt immer weiter, ihm war die Gelegenheit recht, sich alles vom Herzen herunter zu reden, was sich allmählich angehäuft hatte.

Hinrich blätterte in seinen Büchern und nahm nicht mehr die geringste Notiz vom Vater.

Der blieb endlich dicht vorm Pult stehen: „Nun, wird's bald?“ schrie er mit heiserer Stimme.

Hinrich sah ihn verständnislos an.

„Nun — zum Schuppen, mach, daß du hinkommst! Oder soll ich dir etwa helfen?“

In Hinrich wuchs langsam der Zorn. Wie ein Kind wurde er behandelt und gescholten, und hinter der gelblackierten Tür standen natürlich die Commis und Lehrlingen und freuten sich über seine Niederlage. Er wollte endlich dem Alten zeigen, wer er sei, und sich bei ihm, zugleich aber auch bei den Untergebenen Respekt verschaffen. Nur ruhig bleiben, ruhig, der Besonnenere ist immer Sieger in solchem Kampfe! Er rang seine Aufregung nieder, schob sein Schreibgerät hin und her und sagte fest und jedes Wort betonend: „Ich gehe nicht, Vater! Bitte, schicke einen anderen hin. Ich will mich umkleiden und um sechs Uhr fortreiten.“

Boldsen starrte ihn an. Hörte er recht, — war das sein Sohn? Offen wagte er, sich seinem Befehl zu widersetzen, seinen Willen zu ignorieren? Also jowie es sich um sein Vergnügen handelte, konnte sogar dieser Schwächling energisch werden? Für solch eine Heldentat sparte er sein Selbstbewußtsein auf, — nur die Schmälkung seines Wohlbefindens entriß ihn seiner Seelenruhe? Es war zum Lachen, wirklich zum Lachen! Aber das Lachen wurde fast erstickt von gurgelnden Tönen der Wut, als Hinrich sich nun erhob, dem Vater zunickte, seinen Hut nahm und hinausging.

Der alte Boldsen kehrte an sein Pult zurück und

jant auf den harten, unter seiner Last aufstreichenden Schreibbock nieder. So weit war es also gekommen! Dafür hatte er gearbeitet Tag und Nacht, für diesen Undankbaren sich abgemüht! Und in das von ihm mühsam vorwärts geschobene Boot sprang mit leichtem Sinn und Fuß der andere, der Junge, und bewegte es nach seinem Willen vorwärts, rückwärts, als habe er allein sich freie Fahrt geschaffen, und brauche weder den Rat noch die Hilfe des alten Steuermannes! Undankbar — undankbar!

Wie konnte er sich gegen diese Verabung wehren? Sollte er den Jungen fortschicken, enterben? Ihn entmündigen, in eine Irrenanstalt bringen lassen? Was würde das helfen? Nach seinem Tode fiel ihm doch ein großer Teil seines Vermögens zu, und normale Menschen kann man nicht ohne weiteres in eine Zelle stecken. Aber ungestrast durfte er doch diese Tat nicht hingehen lassen, irgend etwas mußte geschehen, um ihm zu zeigen, daß sein Trotz erfolglos und lächerlich sei. — Wieder trat der Träger, mit dem er schon vorher verhandelt hatte, ins Zimmer; die Mütze hielt er zwischen beiden Händen und sah prüfend an sich herunter, ob auch nichts in Unordnung sei. Der dicke wollene Strumpf hatte sich unter dem Knieeinbleid etwas verschoben und das Band an einem der schweren Lederschuhe hatte sich gelöst. Rasch half er den Schäden ab, ehe er sich näherte.

Bolbsen hob das Gesicht zu ihm auf, es war aschfahl, die Augen verstört: der Mann erschrak; so hatte er seinen Herrn noch nie gesehen. Aber der Needer schien ihn kaum zu bemerken, und furchtsam begann der vor ihm Stehende: „Ich wollte nur sagen, Herr — der junge Herr hat mir keine Schlüssel gegeben — und ich dachte, der Schuppen sei offen, weil noch gearbeitet würde!“

Bolbsens Gedanken kamen in die Wirklichkeit zurück. Das also auch noch: der Mann da hatte den halben Nachmittag unnütz verannt und die Unordnung war immer noch nicht aus der Welt geschafft! Aber sein Arger hatte den Höhepunkt erreicht, eine Steigerung konnte es nicht mehr geben; verhältnismäßig ruhig rief er einen seiner Angestellten aus dem Nebenraum herbei und beauftragte ihn, den Arbeiter zu begleiten.

Dann versuchte er zu schreiben und seine Teilnahme wieder seinem Geschäft zuzuwenden, aber er war wie erschlaft und seine Hand sank ihm immer wieder untätig aufs Knie, während seine scharfen Augen sich wie fragend in eine Zukunft richteten, die seit heute für ihn etwas Drohendes angenommen hatte.

Hinrich war schnell nach Hause geeilt. Seit die Festigkeit seines Vaters ihn zum Ungehorsam aufgestachelt hatte, beschloß er, nun auch die Gelegenheit auszunützen und rechtzeitig beim Ausbruch zu erscheinen. Zuerst durchrieselte ihn warm die Genugtuung seiner Tat, dann freute er sich auf das Vergnügen, und beides genügte, um seinem Schritt etwas Elastisches, Frisches zu geben und seine meist stumpfen

Mienen zu beleben. Er vollendete rasch seine Toilette und besah sich im Spiegel: wirklich, wenn er sich den Schnurrbart rechts und links zur Seite bürstete, statt ihn so schlapp herunterhängen zu lassen, so sah er viel jünger, viel vorteilhafter aus! Die alte Haushälterin war ganz erstaunt, als er singend, die schlanke Gerte in der Hand, die Treppe hinunter sprang und ihr von unten auf ihre Frage vergnügt zurief: „Nein, nein, Mutter Janzen, eßt nur eure Spargeln selbst, ich bleibe unter irgend einem Fliederbaume draußen sitzen.“

„Ach, der alte Junge,“ dachte sie gerührt, „endlich freut er sich des Lebens! Wenn er wüßte, wie schnell die Jugend vorüber ist!“

Nein, an Vergänglichkeit dachte er nicht, als er durch die Straßen ging, — aber des Lebens freute er sich wirklich! Über allen Gartenmauern hingen blühende Fliederzweige und Goldregen, warme, weiche Luft hatte sich zwischen den hohen, altmodischen Siebeln eingefangen und auf den spitzen Kirchtürmen blühten die Hähne in der Abendsonne. Hinrich hatte seine Vaterstadt bis dahin kleinstädtisch und eng und unbedeutend genannt, — heute gefiel ihm alles: die roten Dächer, die jauchzenden, unbekümmerten Kinder und der klare, blaue Himmel, der nirgends in der Welt wieder so rein und klar aussah wie hier. Hängt man doch mehr mit seiner Heimat zusammen, als man selbst weiß? Noch nie war er sich der Zugehörigkeit zu der kleinen Stadt so bewußt geworden wie heute!

Vor dem Hause eines Bekannten standen die Pferde bereit, von allen Seiten kamen nun die Teilnehmer herbei. Man half den Damen in die Sättel, dann stiegen die Herren auf, und im Schritt ging es über das Pflaster zum Tor hinaus. Natürlich sahen ihnen viele Blicke nach, und manch bewunderndes, manch neidisches Wort folgte ihnen.

„Denken Sie nur, ich habe immer eine Art schlechten Gewissens, wenn ich sehe, daß andere arbeiten, während ich mich amüsiere,“ sagte ein blondes Mädchen zu Hinrich.

Er lachte: „Ihre Pflichten werden Sie doch heute schon erfüllt haben, gnädiges Fräulein,“ antwortete er frisch. „Ihre Schuld ist es ja nicht, wenn sie weder besonders zahlreich noch schwerwiegend sind, — es kommt nur darauf an, wie man sie erfüllt! Das ist dann persönliches Verdienst und das wieder erwirbt sich Anspruch und Recht auf eine Belohnung.“

Er stockte. Ihm stieg plötzlich eine Erinnerung an seine eigenen Pflichten auf. Aber die junge Dame fand Trost in seinen Worten.

„Das ist wahr,“ sagte sie mit einem leisen Seufzer der Erleichterung. „Meine Arbeiten habe ich verrichtet. Aber ich will mir vornehmen, sie nun immer recht, recht genau auszuführen, um späteren Gewissensbissen zu entgehen. Denn sehen Sie, was sind meine kleinen, im Grunde doch nutzlosen überflüssigen Beschäftigungen gegen das schwere, mühsame Tagewerk dieser Frauen?“ Sie wies auf eine Gruppe Arbeiterinnen, die mit Schaufel und Hacke von den

Feldern zurückkehrten. Ihr Gesicht war dabei so ehelich betrübt, daß Hinrich sie wieder aufrichten mußte.

„Gott oder die Allmacht, oder — ganz modern und am allgemeinsten ausgedrückt — die Verhält-



„Denken Sie nur, ich habe immer eine Art schlechten Gewissens, wenn ich sehe, daß andere arbeiten, während ich mich amüsiere.“ sagte ein blondes Mädchen zu Hinrich.

nisse haben jeden an seinen Platz gestellt, und jeder muß sich mit seinem Los abfinden. Haben jene die größere Mühe, drückendere materielle Sorgen, so soll sich bei uns besser Bedachten die Verantwortung verschärfen, daß wir unsere Kräfte und Mittel ebenso weitgehend für das Allgemeinwohl ausnützen. Können wir das große Elend der Welt auch nicht ganz beseitigen, so kann und soll jeder versuchen, von seinem Platz aus zu helfen und es zu lindern.“

Wieder brach er ab. Er schämte sich ein wenig der Phrasen, die nicht innerster Überzeugung entsprangen, sondern die der Augenblick und die Gelegenheit ihm auf die Zunge legten. Aber dem blonden Mädchen an seiner Seite stieg kein Zweifel an seiner Aufrichtigkeit auf. Sie sah mit nachdenklichen Augen zu ihm empor und sagte langsam: „Wie wenig man doch seinen Nächsten kennt! Ihnen hätte ich am allerwenigsten eine so ernste Lebensauffassung zugetraut.“

Hinrich lachte etwas ärgerlich: „Das klingt wenig schmeichelhaft für mich, mein Fräulein! Sie kennen mich ja fast gar nicht — warum also nur Unvorteilhaftes annehmen?“

Das junge Mädchen öffnete die Lippen zur Entgegnung, dann aber besann sie sich eines Besseren, und unauffällig drängte sie ihr Pferd zwischen die einiger Freundinnen, so daß sie von Hinrich getrennt wurde.

„So sind sie alle: unzuverlässig und glatt wie Aale,“ dachte er ungalant. „Will man von ihnen eine aufrichtige Antwort, so machen sie sich eiligst davon.“

Eine Weile war ihm die Laune verdorben, dann beschloß er, sich von dem kleinen Zwischenfall nicht stören zu lassen. Er hatte sich dies Vergnügen ja teuer genug erkauft, denn unwillkürlich beischlich ihn dann und wann ein leises Grauen, wenn er sich die Folgen seiner Handlung vorstellte. Ach was — schließlich konnte ihm sein Vater nur die Tür weisen, und wer weiß, wozu das gut wäre? Es konnte ja auch ein fester Beschluß Gottes oder der Allmacht sein, dachte er spottend, — weshalb sollte er nicht an die Lehren glauben, die er selbst verbreitete?

Zufällig trafen ihn gerade die Augen seiner Begleiterin, aber sie wandten sich kühl ab. Hinrich biss sich auf die Lippen; es war ja, als könne sie seine Gedanken lesen, als wüßte sie nun, daß sie ihn doch zuerst richtig beurteilt hatte.

Mit Gewalt zwang er sich, heiter und unbefangen zu sein, und als sie auf den weichen, an zartgrüne Felder grenzenden Waldwegen entlang trabten, sagte einer der Herren: „Balden, Sie kennt man gar nicht wieder! Haben Sie was Angenehmes erlebt, vielleicht ein Niesengeschäft abgeschlossen?“

Vor Hinrichs Blicken tauchten die verschwundenen Teerfässer auf, ihr Geruch verdarb ihm fast die Frühlingsluft. Und doch waren sie das Sprungbrett gewesen, von dem aus er sich kopfüber in neues Fahrwasser gestürzt hatte! Denn daß es für ihn kein Umkehren gab, stand fest. Wie ein Kind um Verzeihung betteln? Dann wäre ein für allemal sein Wille gebrochen gewesen!

So antwortete er fröhlich: „Jawohl, ein Niesengeschäft! Sie werden bald sehen, wie sich nun mein Leben ändern wird!“

„Sie ritten ja vorhin neben Susanne Gofler,“ sagte ein junger Herr, den Hinrich von allen am besten kannte. „Wissen Sie, daß ihr Vater nun doch liquidieren muß? Heute auf der Börse sprach man allgemein davon. Die Familie ahnt wohl, wie schlecht seine Verhältnisse sind, — er konnte ja das Spekulieren nicht lassen. Aber von dem nahen Zusammenbruch weiß sie noch nichts.“

„Armes Mädchen,“ meinte Hinrich bedauernd, die schlante Gestalt vor ihm betrachtend. „Gibt es denn kein Mittel mehr, das Unglück abzuwenden?“

Der andere schüttelte den Kopf. „Sein Kredit ist erschöpft, und es gibt wohl keinen unter seinen Bekannten und Freunden, dem er nicht eine größere oder kleinere Summe abgeborgt hätte, — das ist natürlich auch alles verloren. Und Sie können sich denken, daß man nun kein Mitleid mehr mit ihm hat, — Kaufleute brauchen ihr Geld selbst, in dem Punkte hört die Freundschaft auf.“ — Armes Mädchen, dachte Hinrich wieder. So ahnungslos, so harmlos ihr Leben genießend, was wird ihr Los morgen sein? Wo bleiben dann die Freundinnen die sie jetzt mit Liebe und Zärtlichkeit verwöhnen, wo

die Verehrer? Er kannte die Menschen genau genug, um zu wissen, daß kaum eine Seele ihr treu bleiben würde, sobald das Unglück über sie hereinbräche. Er, der schon Eingeweihte, wollte ihr zeigen, daß es für sie auch noch in der Not Freunde gäbe!

Es gelang ihm, wieder in ihre Nähe zu kommen, und ihr stummer Widerstand wurde allmählich durch seine gleichmäßige Liebenswürdigkeit bezwungen. Sie gewann wieder Mut, offen mit ihm zu sprechen.

„Ein famoſer Junge, der Bolſen,“ äußerte man über ihn. „Er weiß genau um Goflers Beſcheid, nun iſt er doppelt aufmerkſam gegen die Tochter, — unter ſeinem Phlegma ſteckt doch ein anſtändiger Charakter.“

In einem kleinen Dorf, das unberührt vom Weltengange in ſeiner Abgeſchiedenheit lag, machte man Halt; auf den Tiſchen der Buchenlaube wurde ein appetitliches Mahl ſerviert, und alle aßen mit einem Hunger, als ſeien ſie mehrere Tage unterwegs geweſen. Den Wirten machte das Wohlbehagen der Gäſte Spaß, ebenſo daß ihre täglichen einfachen Speiſen ſo viel Anſlang fanden. „Wenn Se ſo gaud arbeiten könnt als eeten, ſo möt dat ja bi Se ſteden,“ ſagte die Frau Wirtin lachend zu Hinrich. Ein ſchallendes Bravo von allen Seiten war ihre Antwort: es war nur zu bekannt, daß der alte Needer, der Unermüdliche, über die Trägheit des Sohnes klagte, noch immer nannte man dieſen, ſo wie zu ſeinen Schulzeiten — den „Drückeberger!“

Hinrich mußte gute Miene zur Neckerei machen: „Erlauben Sie mal,“ verteidigte er ſich, „ich habe mein Abendbrot wohl verdient! Wenn ich auch manchmal kürzere Zeit arbeite als andere, ſo arbeite ich dafür energiſcher, genauer, pflichttreuer und — und —“ „Langſamer,“ half ihm ganz ernſthaft ein Beſtanter aus.

Der Beifall wiederholte ſich noch ſtärker als vorher, und die Wirtin, von der allgemeinen Fröhlichkeit ermutigt, gab noch eine ihrer Beobachtungen preis. Sie klopfte Hinrich auf die Schulter und ſagte: „Je, ja, je, ja, wenn man mit ſich ſilbſt tauſreden iſt, denn ſo kümmt man am wiſten up de Erd.“

Hinrich ſah ſehen zu Susanne Gofler hinüber, ſie lachte nicht mit, ſie blickte mit zuſammengezogenen Brauen auf ihren Teller. Wie mußte ſie ihn verachten: gute Lehren wie ein Wanderprediger hatte er ihr gegeben, und nun hörte ſie aus aller Munde, wie man über ihn dachte: feige und faul — die beiden häßlichſten Eigenſchaften, die ein Mann haben kann — ihm ſagte man ſie nach! Er hätte in dieſem Augenblick ſeine ganze Vergangenheit auslöſchen mögen. Er ſchämte und verdamnte ſich in einem Atemzuge. Hatte nicht die Welt recht, und ebenſo ſein Vater: darf nicht der nur ſeinen eigenen Weg gehen, der durch Tüchtigkeit und Fleiß moralischen Halt gewonnen hat, — war es nicht eine grenzenloſe Selbſtüberhebung, daß er, der ſo wenig leiſtete, und auch das noch mit innerem Widerſtreben, ſich gegen die zwingende Hand ſeines Vaters wehrte?

Verdiente er nicht, daß man ihn noch wie einen Schultnaben zwang, — würde er nicht ſeine Freiheit mißbraucht haben?

So unreif, ſo unſagbar klein kam er ſich vor, daß er den gutmütigen Spott der Wirtin unerwidert ließ, ſie ſprach ja die Wahrheit. Er wäre nicht im ſtande geweſen, ihr mit einem Scherz zu antworten.

War es Zufall? Jedenfalls von ihm kein herbeigeführter, beabſichtigter: Susanne Gofler ritt während des ganzen Rückweges neben ihm, und in ihrer ruhigen, unbefangenen Unterhaltung überwand er allmählich das drückende Gefühl ſeiner Selbſterkenntnis. Sie hatte eine ſo ſelbſtverſtändliche Art zu ſprechen, daß man ſich förmlich ausruhte, wenn man ihr lauſchte, — wie Frieden ging es von ihr aus. Früher hatte Hinrich ſie wenig beachtet, ſie war nicht hübſch, nicht beſonders geiſtreich, und wenn ſie auch ſchon durch die Stellung ihres Vaters eine gewiſſe Rolle in der Geſellſchaft mißspielte, ſo gehörte ſie doch keineswegs zu den begehrteſten, den Hauptmagneten, denen auch Hinrich ſich natürlich in eitler, oberflächlicher Weiſe am meiſten genähert hatte. Wie hatte er ſie nur überſehen können? Warum entdeckte er erſt heute, wie angenehm ſie äußerlich und im Weſen war? Sah er mit anderen Augen, oder gab ſie ſich ihm gegenüber heute freier, vertraulicher? Ihretwillen hätte er ſo ſein mögen, wie er ihr die Reichen geſchildert hatte. Aber er wußte im voraus, daß er zu ſchwach ſei, um ſeine ganze Natur zu ändern und ſich der Indolenz zu entziehen.

Als er Susanne bis vor das ſchöne, ſchmiedeeiſerne Gitter ihres Elternhauſes brachte, das mitten in einem herrlich gepflegten Blumengarten lag, durchfuhr ihn wieder die traurige Vorſtellung, daß ſie vielleicht bald all den Reichtum und Luxus verlaſſen müſſe. Sie ſah ja nicht aus, als würden Armut und Entbehrung ſie zu Boden werfen können. Aber ſie war von klein auf an Reichtum gewöhnt und nahm den Luxus wie etwas Selbſtverſtändliches, zum Leben Gehörendes hin. Ohne manche ſchwere Stunde würde ſie doch nicht lernen, mit dem Notwendigſten auszukommen und ſich von all dem zu trennen, was ſie biſher umgeben hatte. Von dem Angesehenen, in bevorzugter Stellung Lebenden zum Darbenden, wenn auch nicht gerade Empfangenden herabzuſteigen, iſt auch für reife, in ſich ſelbſt gefeſtigte Naturen eine ſchwere Probe ihres Charakters. Wie würde das weltunkundige, verwöhnte Mädchen ſie beſtehen, dem biſher jede Sorge fremd geweſen war?

Hinrich ſah ihr tief in die Augen, als er ſie vom Sattel hob. Susanne blickte ihn klar und fragend an, und wieder hatte er das Gefühl, als möchte er ſie vor dem kommenden Unheil ſchützen und ihrer Hilfsloſigkeit einen Halt gewähren. Viel herzlicher, als es ſonſt in ſeiner Art lag, ſagte er zum Abſchied: „Wir ſehen uns bald wieder, nicht wahr, Fräulein Gofler? Unſere Freundschaft darf nicht wieder erlöſchen.“

Sie entzog ihm etwas verwundert die Hand, es widersprach ihr, einer kaum entſtandenen Regung

gleich einen Namen zu geben. War es denn schon sicher, daß sie Freundschaft füreinander empfanden?

Aber Hinrich erschreckte ihre Ablehnung nicht. Vielleicht morgen schon würde sie erfahren, wie wenig eheliche Freunde sie besaß, und daß er das Wort nicht ohne Absicht gebraucht habe.

Er mußte lange warten, bis ihm die alte Haushälterin endlich die Tür öffnete. „Der Herr hat es mir verboten,“ flüsterte sie Hinrich zu. „Er hat alle Diensthofen ins Bett geschickt. Wer um zehn Uhr noch draußen ist, soll draußen bleiben.“ Für einen Augenblick wirkte ihre Furcht ansteckend auf Hinrich. Er warf einen scheuen Blick die Treppe empor, dann

zwang er sich, ruhig und sorglos zu antworten: „Ich werde mir morgen einen eigenen Schlüssel machen lassen, alte Jansen, — dann brauchen Sie meinetwegen nicht wieder barfuß über die Diele zu laufen.“ Dann ging er in sein Schlafzimmer. Mochte kommen, was wollte, — sein Mut stärkte sich an dem ersten Beweis eigenen Willens, alle ängstigenden Zweifel kämpfte er nieder, — er wollte gar nicht nachdenken, — die Stunde selbst sollte ihm das Rechte eingeben.

Frühzeitig jaß er am andern Morgen auf dem altmodischen Schreibbock. Die erste Gelegenheit zum Tadeln nahm er damit fort, seine Unpünktlichkeit war ein steter Ärger für den alten Kneeder.

„Morgen, Vater,“ jagte er kurz, als der alte Herr eintrat. Sein Gruß wurde kaum erwidert, aber er fühlte, daß sein Vater ihn beobachtete, während er das weißseidene Halstuch zusammenfaltete und in die Brusttasche seines Mantels steckte.

„Gut,“ dachte Hinrich. „Wenn er glaubt, ein Recht zur Unzufriedenheit zu haben, so muß ich ihm beweisen, daß es auch noch bessere Seiten an mir gibt.“

Aber der Alte beruhigte sich nicht mit stummer Abwehr. Nachdem er die Post durchgesehen und dem Buchhalter einige Aufträge gegeben hatte, stieg er vom Sessel herunter, schloß die Verbindungstür zwischen den beiden Kontoren und holte aus dem Geldschrank eine Mappe mit Papieren heraus.

„Hinrich!“

„Vater,“ kam es antwortend zurück.

„Komm her!“

Hinrich stand auf. Ihm zitterten die Glieder, und unwillkürlich drückte er sich die Nägel in die Handflächen. Die Entscheidung nahte, er fühlte es. „Lies!“ sagte der Alte und hielt ihm einen Bogen hin. Hinrich erkannte ihn als den zwischen ihnen geschlossenen Vertrag.

„Ich weiß den Wortlaut auswendig,“ antwortete er nur.

„So! Scheint mir doch nicht! Hier steht ausdrücklich — —: und verpflichte mich, die im Kontor meines Vaters gebräuchliche Ordnung innezuhalten! Das hast du nicht getan! — Du hast die Arbeit

zwei Stunden zu früh und gegen meinen ausdrücklichen Willen verlassen, nachdem du ohnehin —“ er sah Hinrich spöttisch und verachtungsvoll an — „den ganzen Tag nichts, aber auch nichts geleistet hast.“

Hinrich wurde blaß, die Worte trafen ihn wie Peitschenschläge. Aber diese erbarmungslose Grausamkeit, die da aus den hartblauen Augen des Alten zu ihm hinüberblickte, um Verzeihung anrufen, demütig werden vor dieser Hartherzigkeit, — er wäre es nicht im Stande gewesen! Er reckte seine Gestalt, die Erregung reifte seinen Entschluß.

„Ich habe nicht gewußt, daß ich mich durch den Kontrakt von dir abhängig machte wie ein Lehrling; ich will selbständig handeln dürfen.“ —

Der Alte lachte auf, aber Hinrich sprach unbeirrt weiter: „Und da ich nach deiner Meinung nun doch kontraktbrüchig geworden bin, so wollen wir es dabei lassen. Der Kontrakt ist gelöst, schon durch meine Leistungsunfähigkeit.“

Der alte Kneeder starrte ihn an. War das denkbar, möglich? Dieser Tunichtgut setzte ihm, dem eigenen Vater, der ihn in Gnaden aufgenommen hatte, den Stuhl vor die Tür? Löste den Kontrakt, der doch auch manchen Vorteil enthielt, nach dem ein anderer mit allen zehn Fingern gegriffen hätte, mit einer Gleichgültigkeit, als sage er eine Aufforderung zu einem Mittagessen ab? Das Geschäft, das doch schließlich nach Lauf der Welt das seine werden sollte, ließ er im Stich aus Laune, aus Überdruß, wie man einen alten Lastwagen fortgibt,



„Wir sehen uns bald wieder, nicht wahr, Fräulein Gohler?“

dessen abgebrauchte Achsen zu hart stoßen? Fort wollte er — einfach fort? — Aber alle aufsteigende Weichheit wurde von einer ihn fast überwältigenden Wut niedergedrückt. Der Sohn sollte nicht merken, daß es ihn bis ins Innerste verwundete, dies brutale, rücksichtslose Losjagen, — auch ihm verfeinerte sich das Herz, und ebenso kühl und ruhig wie Hinrich sagte er endlich: „Gut, mein Sohn, des Menschen Wille — na, du kennst ja den Spruch.“ Zugleich riß er den Kontrakt in mehrere Stücke und warf sie in den Papierkorb. Dann rechnete er nach kurzem Blick in sein Hauptbuch eine kleine Summe aus und reichte sie Hinrich hin: „Dein Gehalt und dein Anteil vom letzten Quartal — bis gestern!“

Als gute Kaufleute wußten sie beide, daß diese Berechnung nur ungenau sein konnte, und ebenso daß jeder von ihnen dies Verfahren instinktiv als Unordnung empfände; aber sie wünschten beide zu sehr der Unterredung ein Ende zu machen, um sich in diesem Augenblicke nicht damit zufrieden zu geben. Hinrich stellte eine Quittung über das Geld aus, verbeugte sich kurz und ging zur Tür.

„Halt,“ rief ihm der Alte nach. Hinrich drehte sich wie unwillkürlich um.

„Es ist doch selbstverständlich, daß du die Stadt verläßt?“

„Nein,“ kam es hart von Hinrichs Lippen zurück. „Ich bleibe, — mich hält hier vieles; für Needer Boldsens Sohn wird sich schon eine Stellung finden.“

Wie zwei Feinde sahen sie sich in die Augen, wie zwei Menschen, die sich haßten und sich gegenseitig das größte Leid zufügen möchten. Und doch hatten sie beide nie stärker als in diesem Moment ihre Zusammengehörigkeit empfunden und ihre starke innere Ähnlichkeit: leidenschaftlicher Starrsinn und unbeugsame Energie, und daß es schade sei, diese Eigenschaften in fruchtlosem Streit zu erproben, statt sie gemeinsam in den Dienst nützlicher Arbeit zu stellen. —

Als sich die Tür schloß, sank der alte Needer hilflos auf seinen Stuhl und streckte die Arme aus: der da ruhig, mit festem Schritt die Treppe hinabging, es war doch Blut von seinem Blut und Art von seiner Art. Warum hatte er ihn nicht erkannt, warum hatte er nicht eher versucht, ihn aus diesem Bann zu befreien, der sich dem Sohn verbitternd um Herz und Sinne gelegt hatte?! Was hatte ihm gefehlt? War es doch Mutterliebe gewesen? Eine unermüdlich sorgende Liebe, die Vertrauen gegen Vertrauen gab und im Kinderherzen wieder und wieder Zärtlichkeit und Hingabe weckte? Hätte er widerstehen können gegen weiche Liebkosungen, stete Fürsorge, — hätte seine Gleichgültigkeit, die alles in ihm abgestumpft hatte, überhaupt Wurzel fassen können, wenn er von klein auf Liebe gegen Liebe, Rücksicht gegen Rücksicht hätte geben müssen? Lebensfreudigkeit und Pietät und der Wunsch, ein brauchbarer Mensch zu werden, — sie hätten ihm nicht künstlich aufgesproßt werden dürfen, sie hätten, mit ihm aufwachsen, ihn ganz durchdringen müssen, ohne daß er

dessen bewußt gewesen wäre. Wenn er sich die Zeit genommen hätte, dem Sohn diese fehlende Mutterliebe zu ersetzen, wenn ihm das Geschäft nicht über alles gegangen wäre, — hätte dann je eine Stunde wie diese schlagen können, daß sein Sohn ihn wie ein Fremder verließ?

War er nicht schuld an dieser Trennung — er ganz allein? Er verbarg das Gesicht in den Händen, und in den kurzstoppeligen, weißen Bart, der ihm nach Seemannsart das Kinn umrahmte, liefen ihm selbst unbewußt heiße Tränen um ein verfehltes Leben. Denn es war köstlich gewesen, reich an Arbeit; aber die Liebe, die höher ist als alle Vernunft, hatte ihm gefehlt.

Hinrich stand unten auf der Straße und holte tief Atem. Frei — frei! Ihm war bewußt geworden, welcher Schatz die Freiheit ist. Zu goldener Münze sollte sie ihm werden, brauchen wollte er sie, um ein reifer, ein zielbewußter, tüchtiger Mensch zu werden und sich die Achtung zu erzwingen, die ihm der Alte dort oben mit Recht verweigerte. Ihm bangte nicht vor der Zukunft, er wollte arbeiten, festen Grund gewinnen, das Leben sollte ja für ihn erst beginnen — und er war jung! Es durchriefelte ihn, als fühle er zum erstenmal heiße Lebenskraft in seinen Adern.

An der Börse steckte * man heute die Köpfe zusammen: „Haben Sie schon gehört? Zwei Neuigkeiten: der junge Boldsen hat sich mit seinem Vater überworfen — für alle Zeiten, — sie sollen sich geprügelt haben, erzählt man sich, das heißt, ich will nichts gesagt haben. Und der Gockler, der alte Sünder, hat nun endlich seinen Bankrott angefangt. Wissen Sie, ich flüsterte Ihnen schon vorgestern zu: »der Th. G. — faul; nehmen Sie sich in acht!« — Ja, mein Lieber, bis man nicht vor der Tatsache steht, nennt man nicht den Namen, — nun ist es schon ganz bekannt! Hoffentlich stimmt aber alles — tät' mir doch leid um die Familie, wenn da etwas nicht in Ordnung wäre und der alte Mann gar noch bestraft würde!“ Doch diese Befürchtung, mochte sie mit ehrlichem Bedauern ausgesprochen sein oder nicht, traf glücklicherweise nicht zu. Für Susanne Gockler und ihre Familie aber kamen viele böse, schwer zu tragende Stunden, bis sie endlich in einer kleinen Mansardenwohnung am Hafen saßen und nun versuchen mußten, eine neue Existenz unter anderen, ihnen fremden Bedingungen zu beginnen. Hinrich hatte recht gehabt: Susanne war nicht zusammengebrochen, sie war jung, und sie richtete sich bald empor, gestählt durch die Erkenntnis, daß nur sie den armen Eltern, die all ihre Elastizität verloren hatten, und den kleinen Geschwistern helfen konnte. Ihr war nichts erspart geblieben, keine Demütigung, keine Erfahrung. Die Leute, die sich bis dahin zu den Freunden des reichen Hauses gerechnet hatten, wandten ihr sofort den Rücken oder warfen ihr sogar noch vor, daß sie die Augen absichtlich gegen den Ruin geschlossen habe. Nirgends fand sie Er-

barmen oder Hilfe. All die lächelnden Gesichter, auf denen bis dahin für Fräulein Susanne Gofkler nur Bewunderung und Liebenswürdigeit gestanden hatten, nahmen jetzt, sobald sie nahte, kalte abwehrende Mienen an, von denen sie leicht lesen konnte, wie überflüssig und unangenehm man ihre Nähe empfand. Das Unglück hatte das lose Band der Anhänglichkeit zerschnitten, das aus dem Gefühl, sich gegenseitig zu den Ersten, Angeesehensten der Gesellschaft zu zählen, geflochten wird. Nur die ersten Enttäuschungen drückten Susanne nieder, dann erwartete sie nichts mehr von ihren Mitmenschen, weder Mitgefühl noch Hilfe, und ersparte sich dadurch jede Niederlage.

Ein paarmal war sie Hinrich Boldsjen begegnet, aber sie hatte an ihm vorübergesehen; ein kühler, herablassender Gruß, wie die übrigen Herren der Stadt ihn ihr jetzt spendeten, hätte ihr von ihm doch weh getan.

Hinrich hatte endlich, nach tagelangen Bemühungen, einen Platz gefunden; es hatte ihm Mühe genug gekostet, niemand machte sich gern den reichen, mächtigen Boldsjen zum Feinde, und Hinrichs Ruf als Kaufmann konnte ein solches Wagnis nicht rechtfertigen. Er mußte froh sein, in einem wenig angesehenen Geschäft, in dem man gerade in Verlegenheit war, als einfacher Commis angestellt zu werden.

All das erzählte er Susanne Gofkler, als er sie eines Tages anredete. Sie hatte keine Ahnung von seiner veränderten Lebensstellung gehabt, — wer hielt sich noch damit auf, ihr Neuigkeiten zuzubringen? — und ihr erstes Wort, als er nun schwieg, war das erstaunte: „Aber warum sind Sie nicht wieder fortgegangen?“

Ja, wenn er das selbst gewußt hätte! Nicht Trotz gegen den Vater hielt ihn, noch Stolz über die spöttischen Blicke seiner Freunde: irgend eine leise Stimme hatte ihn gemahnt, zu bleiben, auszuhalten. Vielleicht verstand er sie erst jetzt deutlicher, als er Susannes Augen so teilnahmsvoll auf sich ruhen fühlte?

„Durfte ich Sie im Stich lassen, gnädiges Fräulein?“ fragte er, verlegen lachend. „Hatte ich nicht gebeten, unsere Freundschaft möchte nicht so bald wieder erlöschen?“ Auf Susannes Lippen erschien das verächtliche Lächeln, das sie erst in diesen Wochen gelernt hatte. Daß dieser junge Geck sich auch noch über sie lustig machen wollte, der Zeitpunkt war wirklich schlecht genug gewählt! „Sie sind zu rücksichtsvoll, Herr Boldsjen,“ sagte sie herbe. „Aber mir wäre lieb, wenn Sie mich nicht für Ihr Schicksal verantwortlich machen würden!“

Hinrich sah ihr ganz verzweifelt nach. Nicht über ihre Ablehnung, sie war nur verdient für seine ungeschickte Offenheit; aber was mußte das Mädchen gelitten haben, ehe sich ihr Herz mit solchem Mißtrauen gegen alle Welt erfüllen konnte! Wäre er noch der Teilhaber und Erbe der alten Firma Boldsjen & Komp. gewesen, so hätte er nun Susanne Gofkler zeigen können, daß es noch Menschen gab,

die den andern lieben seiner selbst willen. Ein leises Reuegefühl wurde in ihm wach. Aber da meinte er seines Vaters empörte Stimme zu hören: „Wie? die Tochter des Bankerottteurs? des alten Betrügers, der nur knapp dem Zuchthaus entgangen ist?“ — Nein, es war besser so! Er brauchte Susanne nicht schmähen zu lassen, und ihm selbst durfte niemand mehr Vorschriften über sein Tun machen. War er jetzt auch gebunden und saß mit kurzer Mittagspause ohne Unterbrechung vom Morgen bis zum Abend in dem engen, unsaubern Kontor, so war ihm doch, als seien seine Gedanken nicht mehr geknechtet, als dürfe er freier atmen als unter seines Vaters hartem Blick. Vielleicht machte er sich nicht klar, daß das Gefühl seiner Erlösung mehr seiner inneren Umwandlung als der Trennung von seinem Vater entsprang. Jedenfalls aber hätte der alte Kneeder die Verbindung mit dem von seiner Höhe gestürzten Hause als eine Schmach empfunden. Wenn Susanne und er zu den Ausgestoßenen gerechnet wurden — gut! so wollte er auch fest zu ihr halten; er wollte nichts Besseres sein als sie, die gemeinsame Armut kettete sie nur fester, stärker aneinander. Vorläufig mußte er aber seine stillen Wünsche fest in sich verschließen. Es dauerte Wochen, bis Susanne Gofkler ihm mit einem Gruß auch ein leises Lächeln schenkte; schließlich rührte die Ausdauer sie doch, mit der er ihr zu begegnen suchte und heimlich um ihre Gunst warb. Und an ihr war wenig Begehrnteswertes! Früher hatte ihre hübsche Kleidung ihrer Jugendfrische einen Reiz hinzufügen können; in ihrer abgetragenen Garderobe fand sie sich selbst so unschön, daß Hinrichs Treue ihr doppelt wohl tat; er schien sie weder häßlich zu finden, noch ihre ärmliche Toilette zu beachten! Seine Augen leuchteten förmlich, sobald er sie sah, und sein Gesicht hatte einen klareren Ausdruck gewonnen. Aus dem gleichgültigen, interesselosen Hinrich Boldsjen war ein Mann geworden, der ein Ziel vor Augen hatte, und der nun keine Hindernisse mehr scheute, um es zu erreichen.

* * *
Zwei Jahre vergingen. Hinrichs Lage hatte sich allmählich gebessert; sein Chef hatte Vertrauen zu ihm gewonnen und überraschte ihn eines Morgens mit der Bitte, sein Kompagnon zu werden. Vor Hinrich tat sich ein neues Leben auf; freilich noch immer ein bescheidenes, das sich mit dem alten, fast vergessenen nicht messen konnte. Aber nun konnte er doch daran denken, zu heiraten; daß Susanne auch mit dem einfachen Loos, das er ihr bieten konnte, zufrieden sein würde, brauchte er wohl nicht mehr zu bezweifeln. Aus den paar Worten, die sie dann und wann auf der Straße miteinander tauschten, meinte er sie ganz zu kennen. Gleich heute wollte er sie fragen, gleich heute sollte sie ihm endlich, endlich sagen, daß er auch ihr nicht mehr gleichgültig sei und daß sie den armen, aber fleißigen Hinrich Boldsjen lieber habe als einst den reichen, eingebildeten — — —

Mit schnellen Schritten verließ er das Kontor, eine brennende Sehnsucht nach Susanne im Herzen. In der Haustür prallte er mit einem Mann zusammen: er erkannte den alten Arbeiter, dessen Gewissenhaftigkeit einst der Grund zum Zwist mit seinem Vater gewesen war.

Er sah wenig verändert aus, es kam Hinrich vor, als trüge er noch denselben alten Leinenanzug der Träger wie damals. Und ebenso verlegen wie sonst drehte er die Mütze in den Händen, ehe er Mut zum Sprechen fand.

„Dag, Herr Boldsen,“ sagte er. „Ja, ick will nah Sel! Wat Se Ehr Vadder is — nee, nee, nee, dot is he nich! Ritzen S' mi man nich denn Arm aff! Awerst 'nen Slag hedd he kregen — in kann nich spreekeln! Dunn hemmen? mi vunt' Geschäft her-schickt —“

Unterwegs erzählte er Hinrich Näheres. Niemand hatte etwas von dem schlechten Befinden des alten Herrn geahnt. Aber als die Börsenzeit schon lange angebrochen war und er immer noch nicht nach dem jüngsten Lehrlingen gerufen hatte, der ihn täglich Mantel und Hut abbürsten mußte, hatte der Buchhalter leise die Tür geöffnet und den alten Herrn am Boden vor seinem Pult gefunden. „He sitt jo ok immer alleen in sin Kantoor,“ sagte der alte Träger und es klang wie ein ganz leiser Vorwurf aus seinen Worten. „Dat dücht mir! Jedwederein möt sid mal utreden — äwerst he will an Se Ehr Pult keen annern sitten laten.“

Ob er ihn also doch entbehrt hatte, den nichts-nutzigen, lieblosen Sohn?

Hinrich zitterte die Kniee, als er die breite Treppe mit dem ungefügen Geländer emporlief. Dort oben hinter einer der Türen, die alle auf die geräumige Galerie führten, mußte er liegen, benutzlos, stumm — und vielleicht ging er, ohne ihm ein verzeihendes Wort zu gönnen.

Wie weit hinter ihm lagen die heißen Wünsche von heute morgen! Wie hatte er je an ein Glück denken können, so lange er nicht Frieden mit seinem Vater gemacht hatte! Ihn zu versöhnen, ihm zu zeigen, daß er ein anderer geworden sei, das schien ihm jetzt die wichtigste seiner Pflichten. Daneben mußte alles übrige schweigen.

Kreder Boldsen hatte das Bewußtsein zurückgelangt, als Hinrich das Zimmer betrat. Mit klaren Augen sah er dem Sohn von dem steiflehnigen Mahagonisofa entgegen; aber kein Wort kam über seine Lippen, die Zunge verlagte ihm noch den Dienst. Sie reichten sich stumm die Hände, Hinrich war zu bewegt, um reden zu können. Jede Bitte wäre ihm in diesem Augenblick banal vorgekommen, — jede Versicherung überflüssig. Ihm war, als gehöre er nun fortan dem alten, armen Mann, dessen Finger immer wieder nach seinen griffen, und dessen Blick dem Sohn verriet, wie schwer auch er unter der Entfremdung gelitten hatte.

Es schien selbstverständlich, daß Hinrich abends die Schlüssel an sich nahm und am nächsten Morgen

die Geschäfte des Vaters erledigte. In der Mittagszeit suchte er seinen Chef auf und teilte ihm mit, daß er vorläufig nicht daran denken dürfe, eine verantwortliche Stellung zu übernehmen, da sein Platz neben seinem Vater sei.

Er hoffte, Susanne zu begegnen, die häufig mittags den Laden aufsuchte, für den sie Stickereten anfertigte, soviel ihr die Pflege der Eltern und die Versorgung des Haushalts Zeit ließen. Aber Susanne war nicht zu sehen, und Hinrich kam kleinlaut zurück, — er hätte so gern von ihr gehört, daß sie sich seiner Versöhnung mit dem Vater freue.

Der Arzt verordnete eine Kur für den alten Kreder, Hinrich sollte ihn begleiten; da endlich entschloß er sich, einige Worte an Susanne zu richten, ihr Verschwinden mußte absichtlich sein. Sie antwortete ihm in freundlichem Tone, aber den doppelten Sinn, den er in seine Zeilen gelegt hatte, schien sie nicht verstehen zu wollen.

„Mein Leid war leichter,“ schrieb sie, „da Sie mir es tragen halfen und mir mit der angenehmen gesellschaftlichen Höflichkeit begegneten, die den anderen zwingt, mutig über die vorübergehende Störung zu lächeln. Sie haben mich erzogen, mich stark gemacht durch Ihr Beispiel, und ich stehe nun ruhig meinem Schicksal gegenüber. Das werde ich Ihnen immer danken. Nun müssen sich unsere Wege scheiden, — der Ihre führt aufwärts, wie Sie es verdienen; Susanne Gofler, die Tochter des verschuldeten Kaufmanns, die gewiß viel Elend des elterlichen Hauses hätte abwenden können, wenn sie nicht leichtsinnig ihre Tage verändelt hätte, geht ihre gerade Straße zu dem Stickergeschäft weiter. Aber sie geht mittags, wenn die Sonne scheint, und ein dankbares Gefühl durchwärmt sie. Wir haben beide eine harte Schule durchgemacht, aber ich hoffe, Sie sind und bleiben so glücklich, wie es nun ist Ihre Susanne Gofler.“

Hinrich sah auf das Blatt: war das möglich? Konnte sie das glauben? Hielt sie ihn noch immer für so klein, so feige, daß die glänzendere Existenz sie nun trennen müsse? Hatte er ihr nicht ein bißchen mehr Vertrauen und Glauben an die Menschheit einflößen können? Und würde sie nie ihm zuliebe ihren Stolz so weit überwinden, um doch mit leeren Händen „als Tochter des verschuldeten Kaufmanns“ in sein Haus zu kommen? Wie sollte er sie davon überzeugen, daß sie ihm dennoch die Liebste von allen sei, daß er ihr kein Opfer an Vorurteil oder materiellem Verzicht brächte, — daß noch immer in ihren kleinen Händen Schätze ruhten, die einen Mann über alles reich und glücklich machen könnten? Ihm zuliebe würde sie vielleicht nachgeben, — aber wenn sie ihn nicht liebte?

Zweifel und Furcht quälten ihn, während er den Stuhl seines Vaters vor sich über die ebenen Wege schob, stundenlang neben dem schlafenden Kranken saß, oder ihn nach dem Erwachen vorlas und erzählte. Er genoß kaum die schöne Natur ringsum, die bewaldeten, in bläulichem Dunst liegenden Berge,

die das Tal schützend umgaben, noch die herrlichen Nasenflächen und farbenprangenden Beete, die sich um ihn herumbreiteten. In sein Gesicht trat wieder der alte unruhige, halb mißmutige Zug, und der alte Reeder, der ihn scharf beobachtete, schloß daraus, daß er der Pflege überdrüssig sei und daß ihn die Arbeit locke: er drängte auf die Abreise.

Hinrich gab nach; er fühlte selbst, daß er kein guter Gesellschafter sei.

Am Tage ihrer Rückkehr schrieb der alte Herr unter viel Anstrengungen und langen Pausen eine Art Dokument nieder, das Hinrich zum Inhaber des Geschäfts einsetzte und ihm alle Rechte eines Besitzers einräumte. Gespannt hingen seine Augen an denen seines Sohnes, — leuchtete denn noch immer nicht freudige Dankbarkeit auf?

Hinrich sah ernst zu seinem Vater hinüber.

„Ich muß dir etwas gestehen, Vater,“ sagte er endlich, „ich kann dein großes Geschenk nur annehmen, wenn du mir noch eine Bitte erfüllst —“ der Alte bewegte unruhig den Kopf: Bedingungen waren ihm stets etwas Verhaftes gewesen! — aber Hinrich sprach ruhig weiter: „Ich liebe Susanne Gößler. Darf sie meine Frau werden?“

Der Alte sah ihn star an, die Unterlippe schob sich vor, ein Zeichen seiner inneren Erregung. Mit zitternden Händen schrieb er auf seine Tafel: „Nie! Du bist zu schade für sie, — denkst du nicht an die Ehre der Firma?“ — „Wir können es uns zur Ehre anrechnen, wenn sie mich erhörte,“ antwortete Hinrich. Dann reichte er dem Vater Susannes Brief.

Aber die Wirkung blieb aus. Boshaft und vernichtend lautete das Urteil: „Abgekartet, das Ganze. Sie spielt sich auf als die Edle, Verzichtende, sie ist gerade so verlogen und so schlau wie ihr Vater.“

Hinrich stieg das Blut in die Wangen; auf Sekunden sahen sie sich wieder an wie Erzfeinde. Beide gleich in ihrem Starrsinn und ihrem Zähzorn. Aber was half's? Der Kampf begann also von neuem, es hieß noch einmal von vorn anfangen.

Hinrich glättete Susannes Brief, den der Alte wie unabsichtlich zusammengeballt hatte, und legte ihn in sein Taschenbuch zurück. Dann zerriß er das Dokument. „Ich verzichte auf alles, Vater,“ sagte er ruhig. „Vermach dein Geschäft, wem du willst, dein Geld frommen Stiftungen! Susanne und ich werden doch glücklich sein, — jetzt gleich gehe ich und hole mir endlich, endlich ihr Jawort.“

War das sein Sohn? Wieder ihm trotzend — das reich und freudig Gebotene von sich stoßend, auf seinem Willen beharrend, unbeugsam, fest? Keine Bitte versuchte er, keine Überredungskünfte wandte er an. Er unterwarf sich nicht dem Gebot, er verließ sich stolz auf seine Kraft. Hatte er selbst ihn nicht so gemollt? Und wenn er hart werden sollte, seines eigenen Wertes bewußt, konnte er sich dann noch wie ein Kind dem Willen des Vaters beugen? Nein, seine Macht war gebrochen, sein Tagewerk vollbracht. Der Mann dort drüben, der die Bücher und Papiere ruhig, ohne Hast, verschloß und Ord-

nung machte, als bereite er alles dem Nachfolger vor, bedurfte seiner nicht mehr. Der ging seinen Weg, unbeirrt um die Hindernisse, die er ihm in den Weg legen wollte: an dessen eherner Stirn zerschellte das Geschick, das er mit kraftlosen Händen schleuderte. Das war der Lauf der Welt, und an den ewig wiederkehrenden Bestimmungen ließ sich nicht rütteln: Die Alten, dann die Jungen, bis sie wieder zu Alten wurden; und für jeden schlug die Stunde, da er den Höhepunkt seiner Kraft erkannte; und die andere, schwere, da er sich sagen mußte: es ist vollbracht, — du bist überflüssig geworden. —

Hinrich kam gemessenen Schrittes quer durch das Zimmer zurück, den großen Schlüsselbund in den Händen. Wieder durchfuhr ihn ein Gefühl der Erlösung: jetzt endlich konnte er an sich denken, und was er getan hatte, Susanne würde und mußte es gutheißen! Sie waren beide nicht sentimental, der Alte wie der Junge. Zärtlichkeiten waren niemals Brauch zwischen ihnen gewesen. Hinrich rückte dem Vater alles bequem zur Hand und sagte ruhig: „Ich komme morgen wieder, Vater. Das Haus wirst du mir ja nicht verbieten. Ich nehme meine letzte Stellung wieder auf —“

Dann lag der Alte allein und ein Tag und eine lange, schlaflose Nacht vergingen, bis der letzte Kampf ausgerungen war und die bittere Erkenntnis seiner Ohnmacht der Überzeugung wich, daß es besser ist, sich selbst zu überwinden, als sich von anderen besiegen zu lassen. Und eine lang verhaltene Zärtlichkeit für seinen Sohn, der nun doch so genau in seine Fußstapfen getreten war, wallte in ihm auf, als er bei Sonnenaufgang mit großen zitternden Buchstaben schrieb: „Komme! Kommt beide, du und Susanne. Ich will dich nicht anders wie du bist. — Du bist doch Art von meiner Art. Laßt uns aneinander halten bis zuletzt!“



Das gebrochene Gelübde.

Der Nebstochter von Hinterkirch hatte alles, was ein Mann seines Standes sich nur wünschen konnte, eine gut gehende Wirtschaft, Haus und Hof, fette Äcker und schöne Matten und — ansehnliche Kapitalien. Eine schöne und, was noch mehr sagen will, auch verständige und brave Frau waltete unermüdetlich in Haus und Hof und war ganz geeignet zur Beglückung eines Mannes.

Aller dieser Dinge und Vorzüge wegen wurde der Nebstodtwirt allgemein beneidet und für einen der Glücklichsten unter den Sterblichen gehalten, und gar mancher, der unter der Last der Arbeit und unter Kummer und Sorgen fast zusammenbrach, sagte im Gefühl seiner Ohnmacht und im Hinblick auf den Nebstodtwirt: „O hätte ich's doch auch wie der! Dem bringt man das Geld ins Haus, sein Tisch ist immer gedeckt, besser als meiner an der Hochzeit, und das Arbeiten hat ihm noch keine Schwielen gemacht. Ja, ja, so möcht' ich's haben, dann wär' ich glücklich!“

So und ähnlich äußerten sich die Leute über den Nebstodtwirt. Er selbst aber spürte nicht viel von dem Glück, dessen er nach Ansicht anderer sich erfreuen sollte. Weil er von Jugend auf an der vollen Krippe gestanden und des Lebens Not und Sorge höchstens vom Hörensagen kannte, wußte er das Ungeheme seiner Lage auch nicht zu schätzen. Er fiel von einer Langeweile in die andere, und so hatte er vom Müßiggang keinen allzugroßen Profit. Das viele Essen und Trinken aber wurde ihm mehr beschwerlich als gedeiulich, und er sagte oft: „Es ist doch eine traurige Welt. Ein ewiges Einerlei, Wachen und Schlafen, Aufstehen und Niederlegen, Essen und Trinken, das ist die ganze Abwechslung.“

So sagte dieser Mann, den so viele beneideten, gar oft, wenn er auf dem Kanapee lag, ein Beweis, daß volle Schüsseln nicht immer glücklich machen und daß das Glück oft da am wenigsten zu finden ist, wo man es zuerst vermutet hätte.

Um sich die Langeweile zu vertreiben, machte dann der Nebstodtwirt allerlei Pläne und ließ Wünsche in seinem Herzen aufsteigen, die schließlich alle mit seinem Hauptwunsch zusammenhingen: einen Stammhalter zu besitzen!

Ja, sein größter Verdruß, in dem alle andern Sorgen und Kummernisse ihre Wurzeln hatten, lag allerdings in dem Umstand, daß er trotz seiner achtjährigen Ehe noch nie mit Vaterfreuden beglückt worden war. Trotzdem er mit der Frau in denkbar bestem Einvernehmen lebte, war der Storch stets am Nebstodt vorbeigegangen, als ob der für Störche und Kinder gar nicht da wäre. Nicht einmal mit einem Mädchen wollte er sich herbeilassen, geschweige denn mit einem Buben.

Und drum hatte der Nebstodtwirt keine Freude an der Arbeit, keine Freude an seiner Sache, drum war er immer unwirch und launisch und drum konnte er so bissig werden, wenn die Leute ihn beneideten, und drum gab er seinem Mißmut so oft Ausdruck und sagte: „Da meinen die einfältigen Leute, ich sei glücklich, und die Hauptsache, welche ein Familienleben erst schön und traut machen kann — ein Kind — fehlt mir. Was nützen mich Haus und Hof, was nützt mich die Anhäufung meiner Kapitalien, wenn ich sie statt einem Träger meines Namens sachenden Erben hinterlassen muß. Nichts nützen sie mir, als daß ich mich darüber ärgern kann.“

„So müssen Sie nicht reden, Nebstodtwirt,“ sagte

dann oft der Herr Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis. „Danken Sie dem lieben Gott für die empfangenen Wohlthaten. Danken Sie ihm, daß er Sie in so reichem Maße mit leiblicher und geistiger Gesundheit sowie mit irdischen Glücksgütern gesegnet hat. Schauen Sie nicht immer über sich, sondern mehr unter sich, mehr auf Leute, die es unendlich schwieriger haben. Das wird Ihrer Zufriedenheit förderlich sein. Ich begreife ja Ihren Schmerz über den Mangel an Vaterfreuden und Leibeserben. Allein ein armer Familienvater, der die ganze Stube voll Kinder hat und in der Arbeit und Sorge um ihr Wohl, ihre Ernährung und Erziehung sich aufreiben muß, ist doch viel, viel schlimmer daran als Sie. Und was nicht ist, kann immer noch werden. Bei Gott ist kein Ding unmöglich, und gar manche Ehe wurde noch in spätern Jahren mit Kindern gesegnet. Das kann auch bei Ihnen geschehen. Unterdessen tun Sie hie und da an einer armen Familie, an armen Kindern ein gutes Wort, und Sie werden sich dafür an Ihrem Herzen gesegnet finden; denn Geben ist seliger denn Nehmen. Man kann auch an fremden Kindern Freude haben, sofern man mit echt christlicher Liebe sie umfaßt und ihrem Wachstum und Gedeihen durch milde Zuwendungen förderlich ist.“

„Wenn ich das wüßte, Herr Pfarrer,“ sagte der Nebstodtwirt eines Abends auf dessen Ermahnung, „wenn ich das wüßte, daß Beten und Wohlthun mich der Erfüllung meines Herzenswunsches näher bringen könnten, ich würde Tag und Nacht beten und mir auch ein Opfer auferlegen, z. B. keinen Tropfen Wein oder sonst ein geistiges Getränk mehr zu mir zu nehmen. Das schwör' ich Ihnen zu dieser Stunde, Herr Pfarrer.“

„Ob Sie den Schwur halten können, Nebstodtwirt? Ich bezweifle es sehr. Sie sind den Markgräfler und Affentaler zu sehr gewohnt, um sich so leicht und auf die Dauer von ihnen trennen zu können.“

„Leicht wird mir's nicht werden, aber ich schwör's zum zweiten und zum dritten Male, Herr Pfarrer, kein Tropfen kommt mehr über meine Lippen, so der Himmel mit einem lieben Kinde mich beglückt.“

So schwor der Nebstodtwirt, und um den Himmel noch günstiger für sich zu stimmen, wurde er ein wahrer Vater der Armen. Er bezahlte der alten Müllerlies allmonatlich die Miete, suchte da und dort eine kinderreiche Familie auf, um zu sehen, was not tat, ließ in der Kirche den Moyses-Altar restaurieren, die Heiligen neu bemalen und vergolden, stiftete ein Kreuz auf dem Kirchberg und behielt auch manchmal einen Handwerksburschen umsonst über Nacht. Kurz, er zeigte sich in seinem Wohlthun sehr tätig und wurde ob dieser Tätigkeit an Leib und Seele wie neugeboren.

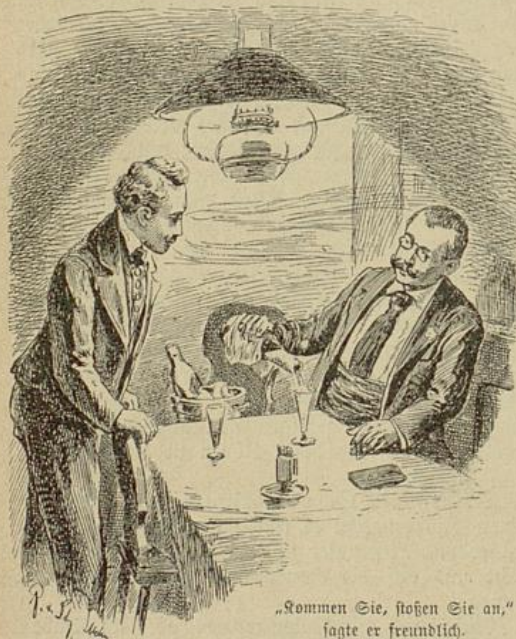
Um dieses Wohlbefinden zu steigern, machte er mit seiner Geliebten — er hatte es ja dazu und die Schwester besorgte derweil die Wirtschaft — eine Reise in die wunderfame Schweiz, wo er vier Wochen verweilte, den Pilatus bestieg, der Jungfrau

einen Besuch machte, auf dem Züricher- und Bierwaldstättersee sich schaukeln ließ und auch Maria Einsiedeln nicht vergaß.

Und siehe da, der maligne Storch, der daheim den Nebstocwirt und dessen Frau keines Blickes hatte würdigen wollen, sagte in der Schweiz ein Kleines an, zur unaussprechlichen Freude des kinderlosen Paares.

Der Nebstocwirt aber war seines Gelöbnisses eingedenk und trank von Stund an weder Wein noch Bier noch Schnaps mehr.

Fröhlich und vergnügt reiste das Paar wieder heimwärts und auch hier hielt sich der Nebstocwirt streng an sein Gelöbniß.



„Kommen Sie, stoßen Sie an,“
sagte er freundlich.

Da begab es sich, daß Herr Weber, ein reicher Fabrikant, wie immer, wenn eine Geschäftsreise ihn ins Städtchen führte, im Nebstoc Quartier nahm.

Sofort nach dem Nachtessen, das er im Nebenzimmer eingenommen, lud er den Nebstocwirt, wie er's jederzeit getan, zu einer Flasche Champagner ein. Dieser lehnte unter Hinweis auf sein Gelöbniß ab und sagte: „Der Himmel hat mein Gebet erhört, folglich muß ich auch mein Versprechen halten!“

„Pah,“ sagte der Herr, „sind Sie denn auf einmal so blödsinnig geworden, daß Sie an solches Zeug glauben? Habe Sie doch früher immer als einen sehr verständigen Mann befunden und nun schlagen Sie so um und werden ein bigotter Betbruder, der nicht einmal mehr einen Tropfen Wein zu trinken wagt. Gebetserhörnung! Blödsinn, sage ich Ihnen. Da hätte der Herrgott viel zu tun, wenn er auf jedes Menschen Beten und Wünseln hören müßte. Alles, was wir in uns und um uns sehen, vollzieht

sich nach den strengen und exakten Gesetzen der Natur, und diese können durch kein Gebet aufgehoben werden. Ihr Fall ist doch auf natürliche Art zu erklären, warum kommen Sie aufs Übernatürliche. Gebet soll geholfen haben!? Die Luftveränderung und etwas Selbsthypnotismus haben Sie der Erfüllung Ihres Herzenswunsches näher gerückt, weiter nichts. Ich könnte Ihnen hundert Fälle erzählen, wo sich Ähnliches unter denselben Umständen zuge tragen hat. Also seien Sie kein Esel, schlagen Sie sich den Aberglauben aus dem Kopf und trinken Sie mit mir, wie Sie es früher auch getan haben. Dann werden Ihnen die Mücken, die der Herr Pfarrer Ihnen in den Kopf gesetzt hat, schon wieder vergehen. Kommen Sie, stoßen Sie an,“ sagte er freundlich drängend, indem er zwei Kelchgläser mit Champagner füllte.

Aus falscher Scham nippt der Nebstocwirt an dem Glase, mit dem Nippen aber kam der Appetit, die Begierde nach dem längst entbehrten Genuß und — er trinkt das Glas auf einen Zug leer. Er setzt sich hin und trinkt noch eins und wieder eins und bleibt bis morgens zwei Uhr bei seinem Gast, und eine ganze Batterie von leeren Flaschen gibt Zeugnis von der Herren Tätigkeit. Mit dumpfen, nebelumflortem Kopfe suchen sie ihr Lager auf, das sie nur mit Mühe finden.

„Großer Gott,“ ruft die Nebstocwirtin mit gerungenen Händen am Morgen, als sie die Wirtsstube betritt, „großer Gott, mein Mann liegt droben im Bett und spricht irr. Schnell, Kathrin,“ wandte sie sich an die Magd, „lauf schnell zum Doktor, ehe es zu spät ist. Sage, daß es keinen Verzug leidet. Er soll dir auf dem Fuße folgen! O das ungelige Trinken,“ fuhr sie im Selbstgespräch und weinend fort, „wie sehr hab' ich meinen Mann gewarnt, und nun er nicht folgte, kommt die Strafe auf dem Fuße nach!“

Weinend ging sie wieder hinauf ins Schlafzimmer, um nach ihrem Mann zu sehen.

„Gehirnentzündung, Alkoholvergiftung,“ konstatierte der Arzt. „Ein sehr heftiger Fall,“ sagte er weiter, „der Schlimmes, ja das Allerschlimmste im Gefolge haben kann. Dem Schlimmsten vorzubeugen, wollen wir wenigstens kein Mittel unverzucht lassen.“

Er schrieb ein Rezept, das alsobald nach der Apotheke getragen wurde. Dann legte er dem im Delirium sich windenden Patienten Eis auf und tat sonst, was den Umständen angemessen war.

Die Nebstocwirtin aber erinnerte sich währenddessen, daß Herr Fabrikant Weber am Abend die Absicht, früher abreisen zu wollen, kundgegeben hatte, und sagte daher zum Zimmermädchen: „Kösle, der Herr Weber wird noch im Bett sein und schlafen. Geh, klopfe ihm doch, er will ja mit dem Neunhutzug fort.“

Kösle kam dieser Weisung sofort nach, bekam aber trotz seines energischen Klopfens von Herrn Weber keine Antwort. Leise drückte es die nur an-

gelehnte Türe auf, fuhr aber in demselben Augenblick mit einem lauten Aufschrei zurück.

„Ja, was ist dir denn?“ fragte die Wirtin, als das Mädchen freideweiß und im höchsten Grad bestürzt drunten ankam.



Der Arzt untersuchte den Toten.

„Ach, Nebstodwirtin,“ entgegnete dieses, „der Herr Weber liegt langausgestreckt auf dem Zimmerboden und gibt kein Zeichen von sich. Ich glaub', er ist tot!“

„Wollen gleich 'mal nachsehen,“ sagte der Arzt. „Hier kann ich vorläufig doch nichts tun, droben gibt's vielleicht noch Arbeit für mich,“ und er ging mit der Wirtin hinauf in des vornehmen Gastes Zimmer und fand den Herrn tot.

Der Arzt untersuchte den Toten und „an Gehirnschlag gestorben,“ lautete kurz die Bekanntgabe des Befundes.

„Hier kommt meine Hilfe zu spät. Leichenschauer, Schreiner und Totengräber allein finden noch Arbeit. Gehen wir also wieder hinunter zu Ihrem Mann, Frau Nebstodwirtin, dort gibt's vielleicht bei sorgsamer Pflege noch etwas zu retten.“

Und wirklich, die Bemühungen des Arztes hatten insoweit Erfolg, als der Nebstodwirt mit dem Leben davonkam, aber — blind mußte er fortan auf der schönen Erde herumlaufen. Nie mehr konnte er am Blau des Himmels, nie am Goldglanz der Sonne, am erquickenden Grün der Matten und am blinkenden Morgentau sich freuen. Blind war er durch seine Krankheit geworden, blind blieb er und blind mußte er die Ankunft seines Kindes begrüßen. Nie im Leben konnte er an seinem Anblick sich freuen. Entsetzlich!

Auf natürliche Weise, nach den Gesetzen der Natur war auch hier alles zugegangen. Die Herren hatten sich maßlos betrunken, sich gegen die Natur ver-

sündigt, und diese, die man ungestraft nie beleidigen kann, hatte sofort ein strenges Urteil gesprochen und den Vollzug desselben auf dem Fuße folgen lassen.

Die Leute im Städtchen aber, die ob diesem Fall erschüttert wurden, legten sich die Sache anders aus und sagten: „Gott ist gut, Gott ist die Liebe und Barmherzigkeit, aber er läßt seiner nicht spotten!“

Ein Bubenstreich.

Humoreske von F. F. Masaidet.

Ein Greisler hatte vor seinem Laden ein großes Faß Zwetschgen stehen. Er hatte das Faß ein wenig schief aufgestellt, damit dessen schwachster Inhalt den Vorübergehenden mehr in die Augen fiel. Es bedurfte nur eines leichten Stoßes, um es umzuwerfen. Das hatten auch drei böse Buben bemerkt, die nun einen losen Streich verabredeten, den sie auch sofort ausführten. Sie stießen das Faß um, dessen Inhalt sich nun über das ganze Trottoir bis auf die Straße ergoß, wodurch natürlich eine Menge Neugieriger herbeigelockt wurde.

Der eine der drei Spitzbuben rannte eiligst davon, der zweite blieb ganz keck beim Faß stehen und der dritte lief in den Laden des Greislers hinein und schrie: „Herr Greisler! ein Bub hat das Zwetschgenfaß umgeworfen — dort läuft er noch!“ Der wohlbeleibte Greisler, der das Faß ohnehin hatte fallen



„Herr Greisler! ein Bub hat das Zwetschgenfaß umgeworfen — dort läuft er noch!“

hören, stürzte nun auf die Straße hinaus, wo er den einen Buben wirklich noch laufen sah; doch da er sehr schwerfällig war, konnte er nicht daran denken, den leichtfüßigen Missetäter einzuholen.

Jetzt trat der andere Junge, der beim Faß stehen geblieben war, zu dem Greisler und sagte: „Ich hab'

das Faß geschütt, sonst hätten die andern alle Zwetschgen gestohlen!"

Der Greisler, der sehr bestürzt war, bemühte sich jetzt, die Zwetschgen wieder aufzulesen, was ihm jedoch schlecht gelang, da er sich wegen seines Schmerbauches schwer bücken konnte, und war deshalb froh, daß ihm die beiden Buben behilflich waren, die Zwetschgen in das Faß zurückzubringen.

Als das Faß wieder voll war, sagte er zu den Jungen: „Ihr seid ein paar brave Kerle! Haltet euer Schürzen auf, — euer schönes Betragen soll nicht unbelohnt bleiben.“

Und damit warf er jedem Buben einige Handvoll Zwetschgen in die zusammengefaltete Schürze.

Die kleinen Halunken hatten große Mühe, das Lachen zu verbeißen; sie bedankten sich schönstens und zogen dann stolz und zufrieden von dannen,

als wenn sie ein Gott und den Menschen wohlgefälliges Werk vollbracht hätten.

Eigentlich hätte jeder von ihnen einen tüchtigen Schilling verdient.



DORF. BEKANNTSCHAFTEN AUS DER SOMMERFRISCHE





Die heilige Stephanskronen.

Historische Erzählung von Irma v. Troll-Borostháni.

Unter den Kroninsignien aller Reiche gibt es kaum ein so andächtig verehrtes wie die im Auge des magyarischen Volkes mit einem heiligen Nimbus umgebene ungarische Königskrone.

An sie knüpft sich die Einführung des Christentums in Ungarn. Denn König Stephan, der von 997 bis 1038 regierte, war es, der das bis dahin heidnische Reich in einen christlichen Staat umgestaltete. Er errichtete christliche Schulen, berief viele gelehrte Mönche zu Lehrern, baute zahlreiche Kirchen und Kapellen, stiftete zehn reichdotierte Bistümer, führte den Zehnten ein und erhob die Prälaten zum ersten Reichsstande. Er gab allen christlichen Sklaven die Freiheit; die Großen des Reichs aber, die sich dem Christentum widersetzen, überzog er mit Krieg. Für diese Verdienste erhielt Stephan vom Papste Silvester II. eine Krone, welche seitdem den obern Teil der *sacra regni Hungariae corona* bildet, während der untere Teil aus der dem Herzog Geysa, Stephans Vater und Vorgänger in der Regierung, vom griechischen Kaiser Manuel Iulias nebst einem Patriarchenkreuz und dem Titel des apostolischen Königs geschenkten Krone besteht.

Nur die mit dieser heiligen Stephanskronen vollzogene Krönung verleiht und sichert die ungarische Königswürde; d. h. nur denjenigen erkennt das magyarische Volk als seinen rechtmäßigen Herrscher an, dessen Haupt mit der echten historischen Königskrone gekrönt wurde.

Ist es selbstverständlich die Pflicht des jeweiligen Regenten, die heilige Stephanskronen streng zu verwahren, welche Aufgabe in den Zeiten eines Interregnums an eigens hierfür erwählte Magnaten, welchen der Titel Kronhüter verliehen wird, übergeht, so ist es ebenso begreiflich, daß in den gerade in Ungarns Geschichte so oftmals auftretenden Perioden des Interregnums oder der Gegenkönige um den Besitz der Stephanskronen zuweilen mit List und Gewalt gestritten wurde.

Einer der interessantesten an dieses kostbare Diadem geknüpften Zwischenfälle ereignete sich zur Zeit des nach dem Tode des ersten aus dem Hause Habsburg stammenden ungarischen Königs Albrecht II. eingetretenen Interregnums. Als Albrecht schon nach nur zweijähriger Regierung 1439 auf einem Zuge gegen die Türken an der Lagerseele starb, sah seine Witwe, Elisabeth von Luxemburg, ihrer Entbindung entgegen. Da sie sich aber für die Regierung in den damals sehr kriegerischen Zeiten zu schwach fühlte,

willigte sie in eine ihr vorgeschlagene Verbindung mit dem Jagellonen-König Wladislaw III. von Polen, den die Magnaten zugleich zum König von Ungarn erwählten, während gleichzeitig eine andere zahlreiche Partei sich dieser Verbindung widersetzte, um für den Fall, als Albrechts nachgeborenes Kind ein Knabe wäre, diesem die ihm gesetzmäßig zufallende Krone zu sichern.

Aber auch die Königin-Witwe selbst hatte nur scheinbar, um Zeit für die Ausführung ihrer Absichten zu gewinnen, in ihre Vermählung mit Wladislaw eingewilligt. Von einer unerklärlichen Vorahnung beherrscht, daß ihr Kind ein Knabe sein werde, bot sie alles auf, um ihre Vermählung bis zur Entscheidung zu verzögern. Zugleich faßte sie den Plan, sich in den Besitz der Stephanskronen zu setzen, und der ihr glühend ergebene Erzbischof von Gran, der mächtigste Kirchenfürst des Landes, erklärte sich bereit, wenn ihr Plan ihr gelinge, den königlichen Erben in dessen ersten Lebensstunden zu krönen.

Die heilige Stephanskronen befand sich zur Zeit nebst den anderen Kroninsignien in der schier uneinnehmbaren Festung Bisegrad in einer schweren eichenen, mit eisernen Bändern versicherten Truhe verwahrt, die in einer mit einer massiven eisernen Tür verschlossenen Nische einer meterdicken Mauer in der Sakristei der alten Schloßkirche stand. Die Tür zu dieser Mauernische war mit drei versiegelten Schlössern versichert, von welchen Schlüssel und Beschlüssen die Königin und die beiden Kronhüter, der Landespaladin Hederváry und der Burghauptmann von Bisegrad, Madar Gara, beide politische Gegner Elisabeths, je ein Exemplar besaßen.

Fast unmöglich schien unter diesen Verhältnissen ein Gelingen des abenteuerlichen Vorhabens der Königin. Durch Bestechung konnte nichts erreicht werden. Zu sorgsam bewachten die beiden der Partei des Jagellonen angehörigen Kronhüter ihren kostbaren Schatz. Und ein Gewaltstreich wäre ein geradezu lächerlicher Versuch gewesen.

Eine Hofdame Elisabeths, Mlona Kotanyi, raffte nicht, bis es ihr gelang, einen ebenso kühnen wie schlauen Kriegsplan zu entwerfen, der einen Erfolg des waghalsigen Unternehmens zu versprechen schien.

Im königlichen Schlosse zu Komorn befand sich zur selben Zeit als Büchsenmeister ein junger Edelmann, Dödn Rutics, ein Verwandter Mlonas, der erst kürzlich aus Venedig zurückgekehrt war, wo er seine mechanischen und chemischen Kenntnisse sehr vervollkommnet hatte. Dödn liebte seine schöne Cousine, und Mlona beschloß, seine Liebe und seine hervorragenden Kenntnisse für ihre Absichten auszunützen. Indem sie ihm dieselben anvertraute, versprach sie ihm ihre Hand für den Fall seiner Mitwirkung und eines Gelingens des hochwichtigen, aber auch sehr gefährlichen Planes. Dödn willigte freudig ein. Um den Preis des Besitzes des geliebten Mädchens war ihm kein Opfer zu groß.

Zugelang berieten die beiden Verschworenen hinter

verschlossenen Türen. Dann entwendete Nlona ihrer königlichen Herrin Schlüssel und Betschaft zu der die Krone beherbergenden Mauernische, deren Obön zu seinen Arbeiten unumgänglich bedurfte. Um in den Besitz der beiden Gegenstände zu gelangen, wäre deren heimliche Aneignung freilich nicht notwendig gewesen, da die Königin sie ihren Getreuen zu dem von ihr selbst angestrebten Ziele freiwillig überantwortet hätte. Die vorsichtige, alle Fälle klug abwägende Hofdame wollte aber nicht, daß die Königin in das gefährliche Unternehmen persönlich verwickelt würde. Im Falle eines Mißlingens des Coups wollte Nlona mit gutem Gewissen es beschwören können, daß der Anschlag ohne Mithilfe der Königin in Scene gesetzt worden war. Hierauf machte sich der Büchsenmeister in seiner Werkstätte an die Fabrication von allerlei Instrumenten, welcher er die

Herstellung verschiedener Salben und Mixturen folgen ließ.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, fuhr Nlona Kotanyi, die sich einen Auftrag der Königin an den Schlosshauptmann Gara verschafft hatte, mit ihrem Vetter Ödön Kuticz am Morgen des 20. Februar 1440 in einem Schlitten über die noch hart gefrorene Do-

nau, an deren jenseitigem Ufer, Komorn schräg gegenüber, die feste Burg Bisegrad sich erhebt. Der in das Geheimnis nicht eingeweihte Diener Ödöns, auf dessen Treue er bauen konnte, wurde nach einer nahe gelegenen, zur Zeit unbewohnten Mühle geschickt, wo er mit dem Schlitten auf seinen Herrn warten sollte. Und während er dorthin weiter fuhr, erstiegen die beiden Verschwörer die Burg.

Auf das dem Wachposten zugerufene Losungswort ließen diese die Zugbrücken hernieberlassen, senkten grüßend die Hellebarden, und der herbeieilende Schlosshauptmann bewillkommte die ihm wohlbekannte Hofdame der Königin und ihren Begleiter.

Nachdem Nlona sich ihres Auftrages entledigt und ihren Vetter dem Schlossherrn vorgestellt hatte, beeilte sich dieser, die Sendlinge der Königin in seine Wohnung zu führen, um sie gastfreundlich mit Trant und Speise zu erquicken.

Bald war der kleine Kreis, dem sich auch Gara's Frau und Kinder zugesellt hatten, in lebhafter Unterhaltung begriffen, und der Burghauptmann wurde nicht müde, Ödön über seine interessanten Erlebnisse in der Fremde auszufragen, da Nlona, dem ausgenommenen Plane gemäß, erzählt hatte, welch große Reisen Kuticz, trotz seiner Jugend, schon unternommen habe, und daß er erst ganz kürzlich aus der Türkei zurückgekehrt sei, wo er lange Zeit in Gefangenschaft geschmachtet habe. Plötzlich aber unterbrach Ödön seine Berichte, ließ sich, von jäher Schwäche übermannt, in den Stuhl zurücksinken und richtete mit matter Stimme an den Schlossherrn die Bitte, sich für einige Stunden zurückziehen zu dürfen, da er sich sehr unwohl fühle.

„O, Sie haben sich von Ihren Strapazen und Leiden der Gefangenschaft noch nicht erholt,“ rief Gara teil-

nahmsvoll. „Ach, nicht das allein,“

antwortete Ödön stammelnd, „aber ich war in der Türkei an der Pest erkrankt, und seither ist es mit meiner Gesundheit sehr schlecht bestellt.“

Mit dem Ausdruck von Sorge und Schrecken ergriff Nlona ihres Betters Hand. „O Gott, du sieberst,“ rief sie ängstlich. „Wir

wollen nur hoffen, daß dies Unwohlsein nicht einen Rückfall in die entsetzliche Krankheit bedeutet.“

Ein peinliches Schweigen folgte diesen Worten. Gara und seine Frau tauschten entsetzte Blicke, und während sie auf einen Wink ihres Mannes mit ihren Kindern rasch das Zimmer verließ, erklärte Gara mit rauhem Tone: „Da ist äußerste Vorsicht nötig. Ich hoffe, daß Sie uns da nicht einen bösen Gast eingeführt haben, Fräulein Kotanyi. Ich werde Ihnen eine Kammer anweisen, wo Sie mit Ihrem kranken Vetter bleiben müssen, um ihn zu pflegen, und die Sie nicht eher verlassen dürfen, bis er völlig gesund ist. Auch werde ich Ihnen den Burgarzt schicken. Gebe Gott, daß es kein Rückfall der Pest sei!“

Mit diesen Worten eilte Gara aus dem Gemach, um einen Diener zu schicken, der Nlona mit ihrem Vetter nach dem für sie bestimmten Zimmer führte.

Bald kam der Arzt, untersuchte den stöhnenden.



„Da ist äußerste Vorsicht nötig. Ich hoffe, daß Sie uns da nicht einen bösen Gast eingeführt haben.“

ächzenden Kranken, und als er zu seinem Schreden verschiedene bläulich gefärbte Flecken auf der Haut des Leidenden entdeckte, erklärte er ihn für pestbehaftet, erteilte einige Anordnungen und eilte fort, um nicht wiederzukehren und Auftrag zu geben, daß sich niemand dem Kranken nähern dürfe.

Nur Mlona harrete in treuer Pflege an seiner Seite aus, durch das Fenster die ihr zugeschobenen Medikamente für ihren Vetter und Speise und Trank für sie selbst entgegennehmend.

Als am andern Morgen der Diener wieder an das Fenster der Krankenstube trat, um dem Hoffräulein das Frühstück zu bringen, verblindete ihm Mlona unter heißem Schluchzen, daß ihr Vetter gestorben sei.

Da schickte der Schloßhauptmann zwei Männer, um die Leiche so rasch als möglich einzuscharen. Die Gesichter mit in Essig getauchten Lappen bis auf die Augen verhüllt, Berg in Mund und Nase, schickten sie sich an, den Leichnam mit den mitgebrachten langen Eisenhacken aus der Kammer zu zerren, während sie mit Wacholberbeeren um sich herum räuchernten.

Die Hofdame widersetzte sich diesem pietätlosen Beginnen. Im Namen der Königin, bei der sie Beschwerde einlegen würde wegen Mißachtung des Toten, der ein im Dienste der Königin angestellter Edelmann gewesen, forderte sie, daß die Leiche in einen Sarg gelegt und eine Nacht lang in der Kirche oder in der Totenkammer beigelegt und erst am andern Morgen und zwar in geweihter Erde begraben werde. Sie selbst, um niemand andern einer Gefahr der Ansteckung auszusetzen, wolle bei ihrem Vetter die Totenwache halten und die Totengebete verrichten.

Gara wagte nicht, die Forderungen der, wie er wußte, bei der Königin in hoher Gunst stehenden Hofdame unerfüllt zu lassen. Er ließ daher in aller Eile aus ein paar rohen Brettern einen primitiven Sarg zimmern, und schon nach wenigen Stunden erschienen die beiden Knechte mit demselben in dem Totenzimmer, und obgleich sie den bereits schwarzblau gewordenen Leichnam kaum anzuschauen wagten, mußten sie doch dem Fräulein behilflich sein, ihn mittelst Stangen und Stricken in den Sarg zu legen. Dann schlangen sie ein starkes Seil um den Sarg, schoben ihn auf einen kleinen Handwagen und rollten diesen mit seiner unheimlichen Bürde in die in einem alten Turm neben der Schloßkapelle gelegene Totenkammer. Darauf begaben sie sich, dem Befehl des Burghauptmanns gemäß, in das Sterbezimmer, um das Bett, worin der Kranke gelegen, zu verbrennen, die übrigen Gerätschaften mit kochendem Wasser zu übergießen und die Kammer auszuräuchern.

Mlona aber hielt treue Totenwache, und wer etwa von den Schloßbewohnern an der Totenkammer vorbeisritt, sah sie neben dem Sarge knien und hörte sie von Weinen unterbrochene Gebete murmeln.

Als aber die Nacht hereingebrochen war und die tiefe Stille zeigte, daß mit Ausnahme der Burgwache

alle Inwohner des Schlosses zur Ruhe gegangen waren, erhob sich der vermeintlich Tote aus seinem Schreine, dessen Deckel, um in den Sarg Luft einströmen zu lassen, Mlona sogleich, nachdem die Knechte enteilt waren, gelockert hatte. Und nun machten sich die beiden Verbündeten an ihre schwere Arbeit der Erschließung der den zu erringenden kostbaren Schatz bergenden massiven Türen, nachdem sie vorher die Fensterchen verhängt und die Ausgangstüre versperrt hatten. War es ihnen jedoch nach mehreren vergeblichen Versuchen verhältnismäßig rasch gelungen, die Türen von der Totenkammer in die Kapelle und von dieser in die Sakristei mittels der in Obdons und Mlonas Kleidertaschen verborgenen Instrumente zu öffnen, so spottete dagegen die kleine, schwere Eisentür zu der Mauernische, in der die Truhe mit der Krone stand, allen Anstrengungen. Keiner der Nachschlüssel paßte in die Schlösser, keine Feile, kein Stemmeisen vermochte sie zu öffnen. Was nützte es ihnen, daß sich die Siegel mittels einer erhitzten



Keiner der Nachschlüssel paßte in die Schlösser, keine Feile, kein Stemmeisen vermochte sie zu öffnen.

Stahlklinge lösen ließen, daß das eine der Schlösser sich mit dem von Mlona mitgebrachten Schlüssel der Königin sogleich öffnete, wenn die beiden anderen Schlösser unbefiegbaren Widerstand boten!

Eine verzweifelte Ratlosigkeit wollte sich ihrer bemächtigen, denn das einzige ihnen zu Gebote stehende Mittel: die Schlösser mit Schießpulver aufzusprennen,

setzte sie äußerster Gefahr aus. Denn nicht nur konnte der Raub infolge der gewaltsamen Zerstörung der Schlösser viel leichter entdeckt werden, sondern auch der bei der Explosion ganz unvermeidliche Knall mußte von den Wachen gehört werden und würde diese zur Untersuchung der Ursache des Lärmes herbeiführen.

Und dennoch mußte das gefährliche Wagnis unternommen werden. Es gab keine Wahl, es gab keinen andern Ausweg.

Ödön füllte die beiden Schlüssellocher mit Schießpulver und steckte in jedes eine Zündschnur, deren äußere Enden er anbrannte, dann eilte er mit seiner Gefährtin in die Totenkammer zurück und streckte sich, nachdem sie vorher vom Fensterchen die Hülle entfernt und den Riegel der Ausgangstür zurückgeschoben, die Tür in die Kapelle aber zugezogen hatten, wieder in seinen Sarg, dessen Deckel Nona über ihn schob.

Und schon ertönte ein kurzer, schußähnlicher Knall, dem ein metallisches Klängen der zerreißenen stählernen Schloßfedern sich beimißte.

Dann wurde alles still.

Aber nur wenige Augenblicke. Denn kaum hatte Nona noch Zeit gefunden, mit ihren bebenden Fingern eine Hand voll Harz auf die von den Knechten zur Räucherung mitgebrachte, mit glühenden Kohlen gefüllte Pechspfanne zu werfen, um in dem sich entwickelnden Rauch den sich merkbar machenden Pulvergeruch zu erspüren, als im Schloßhof Stimmen und Kommandorufe, Waffengeklirr und schwere, dröhnende Lauffschritte laut wurden. Und jetzt näherten sich die wichtigen Tritte dem Turme, ein Thor wurde aufgeschlossen und laut schallten auf den Steinfliesen des engen, gewölbten Korridors die heraneilenden Schritte.

Nona fühlte sich einer Dohnmacht nahe. Ihr Herzschlag stockte. Nicht nur das Gelingen ihres Planes, auch ihre Freiheit stand auf dem Spiele. Wenn ihr verwegener Anschlag entdeckt wurde, konnte niemand, auch die Königin nicht, sie und ihren Better vor schwerer Freiheitsstrafe retten.

Wider warf sie sich neben dem Sarge auf die Kniee nieder; wieder faltete sie betend ihre Hände. Aber nicht in erheucheltem Totengebet, sondern in heißem Flehen um Gelingen ihres in treuer Liebe zu ihrer königlichen Herrin zur Sicherung der gesetzmäßigen Thronfolge tollkühn versuchten Unternehmens.

Da wurde die Tür aufgestoßen. Der Rottmeister der Wachronde, hinter ihm seine Kriegsknechte, stand auf der Schwelle.

„Was geht hier vor?“ fragte er mit rauher Stimme. „Was ist hier geschehen? Wer hat hier einen Schuß abgefeuert?“

Ihren ganzen Mut zusammennehmend, erhob sich Nona von den Knieen, und mit voller Ruhe und vortrefflich gespielmtem Erstaunen antwortete sie: „Hier — was soll hier geschehen sein? Nichts ist geschehen. Es hat auch niemand geschossen. Was soll Eure Frage? Ich verstehe nicht, was Ihr meint.“

Der Kriegsmann schickte einen mißtrauischen Blick durch den raucherfüllten Raum. Dann fragte er wieder: „Habt Ihr denn den Schuß nicht gehört? — Er kam doch aus der Richtung der Kammer oder der Kapelle.“

Nona nickte. „Ja, allerdings. Auch ich habe etwas gehört. Aber von woher es kam, das weiß ich nicht. Es mag wohl das Krachen des Donau-eises gewesen sein.“

„Um — da mögt Ihr recht haben,“ meinte der Rottmeister. „Es wird das brechende Eis gewesen sein. Es kommt ja öfter vor, daß es so knallt wie ein Schuß.“ Und mit kurzem Gruße, noch einen hastigen scheuen Blick auf den Sarg werfend, neben dem Nona unbeweglich stand, beeilte er sich, die Tür zuzuziehen und mit seinen Leuten den gefährlichen Ort zu verlassen.

Eine Viertelstunde später herrschte wieder tiefe Stille in der Burg. Ödön und Nona aber schlichen in die Sakristei und untersuchten die Wirkung des Sprengschusses. Er war vollkommen gelungen. Ohne die äußere Eisenplatte der Schlösser zu schädigen, hatte er die Federn abgeprengt, und so bedurfte es nur mehr geringer Arbeit, um die Tür zu öffnen.

Ein Gefühl triumphierender Freude erfüllte die Herzen des kühnen Paares, als sie die eichene Truhe, die den kostbaren Schatz barg, vor sich sahen. Bald aber erkannten sie, daß dessen Erlangung neue Schwierigkeiten sich entgegensezten, denn auch diese mit schweren Eisenbändern versicherte Kiste war mit mehreren Schlössern versehen, die sich mit Ödöns Dietrichen nicht öffnen ließen und seinen schärfsten Feilen Widerstand boten. Einen abermaligen Sprengschuß zu unternehmen, wäre aber ein Wagnis gewesen, das unvermeidlich zur Entdeckung hätte führen müssen. Der Verdacht der Wache durfte nicht zum zweiten Male rege gemacht werden, sollte nicht alles vereitelt werden. Und schon war die Nacht weit vorgerückt, der Morgen nahte, da die Knechte kommen würden, um Ruticz' Leiche abzuholen.

Einige Minuten starrte Ödön ratlos vor sich hin. Plötzlich erhellte sich sein Auge. „Nur getrost!“ flüsterte er Nona zu, „die Schlösser sollen uns nicht hindern. Es gibt ein anderes Mittel, zu dem Inhalt der Kiste zu gelangen.“

Mit rascher Hand bohrte er ein Loch in die eine Holzwand der Truhe, führte durch dasselbe eine kleine, scharfe Säge ein und erweiterte es nach Abbiegung einiger Beschläge so weit, daß es Nonas schlanker Hand gelang, die heiß ersehnte Krone durch die Lücke herauszuziehen.

Mit einem leisen Jubelschrei fielen sich die Verbündeten in die Arme, als sie das Kleinod in den Händen hielten. Aber sie hatten nicht Muße, sich ihrer Siegesfreude hinzugeben. Denn die Zeit drängte, die verräterischen Spuren ihrer Tätigkeit zu beseitigen. Während Nona die Krone in ihren Nachtsack einnähte, beeilte sich Ödön, die Tür der Mauernische zu verschließen, die abgelösten Siegel festzukleben und die herumliegenden Holz- und Eisenplitter zu entfernen.

Als am folgenden Morgen die beiden Knechte kamen, um den kleinen Handwagen mit dem Totenschreine abzuholen, lag Ddön wieder in seinem Sarge, in dessen Deckel Mlona mittlerweile mehrere kleine Luftlöcher gebohrt hatte, die aber niemand bemerkte, denn die Knechte hatten wieder dicke, in Essig getauchte Tücher über ihr Gesicht gehüllt, durch deren kleine Gucklöcher sie kaum zu schauen vermochten, und der Burggeistliche, der im kleinen Vorhof vor dem alten Turme der vermeintlichen Leiche harrte, um sie einzusegnen, sowie der bei der Ceremonie anwesende Schloßhauptmann hielten sich in so ängstlicher Entfernung von dem Sarge, daß sie die winzigen, wenn auch zahlreichen Lücken nicht wahrnehmen konnten.

Nachdem der Geistliche, der so rasch als möglich seines Amtes gewaltet hatte, und während die Knechte den Sarg von dem Wägelchen auf einen Hand-schlitten luden, wendete sich Sara gegen Mlona und rief ihr zu: „Der Allmächtige scheint Sie wunderbarerweise bis jetzt vor Ansteckung bewahrt zu haben. Doch kann man dessen noch nicht sicher sein, ob Sie nicht den Keim der Ansteckung in sich tragen und doch noch erkranken. Sie dürfen daher sechs Tage lang keinem Menschen in die Nähe kommen. Die Knechte werden Sie nach dem Begräbnis zu einem außerhalb des Dorfes gelegenen kleinen Häuschen führen, das ich für Sie habe eingerichtet, mit genügenden Nahrungsmitteln und Holz zur Feuerung versehen lassen. Dort müssen Sie die Zeit über bleiben. Ich hoffe, Sie nach sechs Tagen gesund wiederzusehen.“

Mlona dankte mit einer stummen Verbeugung und folgte dem Schlitten mit dem Sarge, den die beiden Knechte jetzt durch das Burgtor auf die verschneite Straße zogen.

Da sie den näheren Weg durch das am Fuße des Schloßberges liegende Dorf nicht nehmen durften, gelangten sie erst nach zwei Stunden an den kleinen Birkenwald, hinter welchem der Friedhof lag. Da erklärte Mlona, die von dem weiten, mühsamen Weg sichtlich ermüdet war und sich kaum mehr vorwärts zu schleppen vermochte, nicht mehr weiter zu können, ohne sich ausgerastet zu haben. Erschöpft ließ sie sich auf den Schlitten sinken, auf den sie vorher schon ihren Reisefack mit der darin eingenähten schweren Krone ge-

legt hatte, und bat, ein wenig ruhen zu dürfen, worauf die Knechte, welche die verdoppelte Last nicht zu ziehen vermochten, aber auch nicht länger als unerläßlich in der gefährlichen Nähe bleiben wollten, be-rieten, was zu tun sei, und nach kurzer Überlegung dem Fräulein den Vorschlag machten, hier auf dem Schlitten zu ruhen, während sie auf den Kirchhof gehen wollten, das Grab auszuschaufeln. In einer Stunde etwa würden sie zurückkommen, um den Sarg zu holen.

Mlona willigte gerne ein; war es doch gerade das, was sie wollte. Als die Knechte gegangen waren und Mlona, scharf in die Runde spähend, weit und breit kein lebendes Wesen erblickte, hob sie den Sargdeckel, und Ddön kroch rasch aus dem Schreine hervor. Nach-

dem sie denselben eiligst mit Steinen und Meißig angefüllt hatten, um die Last des Körpers zu ersetzen, nahm Ddön Abschied von der Geliebten und schlug sich in das Birkenwäldchen, wo er sich die greulichen blauen Flecken mit Schnee von Gesicht und Händen rieb und dann nach der seinem Diener bezeichneten Mühle weiter eilte. Und während er diesen in das nächste Dorf schickte, um einen Schlitten zu mieten und mit demselben hierher zurückzukehren und Mlona zu erwarten, bespannte er seinen eigenen Schlitten und fuhr so rasch, als die Pferdelaufen konnten, der Donau und über dieselbe Komorn zu.

Mlona setzte unterdessen mit den nach etwa einer Stunde zurückgekehrten Knechten den unterbrochenen Weg zum Kirchhof fort, sprach weinend ein letztes Gebet über den in die Grube gesenkten Sarg und ließ sich von den Männern, nachdem sie das Grab zugeschaufelt hatten, zu dem ihr als „Quarantäne“ bestimmten Häuschen führen.

Kaum aber waren die sich entfernenden Knechte außer Gesichtswerte gekommen, so verließ auch Mlona das Häuschen und wanderte, obgleich von den Aufregungen und Anstrengungen in Geist und Körper aufs äußerste erschöpft, ihre entzwindenden Kräfte zusammenfassend, der Mühle zu, um dort mit Wangen des Eintreffens von Ddöns Diener zu harren. Endlich kam auch dieser. Tief aufatmend warf sich Mlona in den von ihm mitgebrachten Schlitten und fort



„Der Allmächtige scheint Sie wunderbarerweise bis jetzt vor Ansteckung bewahrt zu haben.“

ging es über die glitzernde Schneefläche dem königlichen Schlosse zu, um der geliebten Fürstin die mit so viel List und Schlaueit und tollkühnem Wagemut erbeutete Krone zu Füßen zu legen.

In derselben Nacht hatte die Königin-Witwe Elisabeth einem Knaben das Leben geschenkt. Obgleich es ein schwaches, nur mit Aufgebot der größten Mühen am Leben erhaltbares Kind war, so brachte die Kunde von dessen Geburt der königlichen Partei doch große Erstarkung. Das Volk jubelte seinem landeseingeborenen gesetzmäßigen König zu und forderte dessen sofortige Krönung.

Die Jagellonen-Partei ließ sich hierdurch aber nicht einschüchtern. Mit bewaffneten Truppen zog der Führer dieser Partei, der Paladin Hedervary, vor die Bisegrader Burg und verweigerte die Herausgabe der heiligen Stephanskronen. Welche Verblüffung bemächtigte sich aber der Jagellonisten, als am 15. Mai 1440 der königliche Knabe — in der Geschichte als Ladislaus Posthumus bekannt — vom Fürstprimas von Gran mit dieser selben heiligen Stephanskronen mit feierlichem Pomp zum Könige von Ungarn getront wurde!

Trotzdem aber riefen die Unionisten den Polenkönig Ladislaw III. ins Land und erwählten ihn zum König von Ungarn. So entstand im Innern des Landes ein blutiger Bürgerkrieg, in dem Ungarn gegen Ungarn um den König kämpften, während an den Grenzen des Reiches die ungarischen Waffen sich gegen die fortwährenden Einbrüche der Türken wehrten. Erst nachdem Ladislaw III. 1444 bei Varna gegen die Türken fiel, konnte Ladislaus Posthumus, der Sohn Albrechts und Elisabeths, von seinem ganzen Reiche anerkannt, den Thron besteigen, während für die Zeit seiner Unmündigkeit Johann Hunyad zum Gouvernator des Reichs gewählt wurde.

War es Klona und Odön nicht gegönnt worden, durch ihre kühne Tat dem Bruderkriege in ihrem Vaterlande vorzubeugen, so wurden sie von der Königin doch reich belohnt. Mit kostbaren Geschenken huldvoll ihres Dienstes enthoben, mit ihrem Vetter, dem tapferen Büchsenmeister, vermählt und mit einem großen Freigute bei Güns belohnt, wurde die einstige Hofdame Klona Kotanyi die Stammutter eines noch jetzt blühenden Geschlechts.

Geburtstagsbescherung.

Die Gattin sticte,
Die Älteste sticte,
Die Zweite sticte,
Die Dritte sticte,
Und keine stricte
Und keine sticte.

Hab' jetzt ein Paar gesticte Schuh'
Und keinen ganzen Strumpf dazu.



Wie schön
ist Gottes
Welt!

Wie schön ist Gottes Welt! — seufzte Herr Liborius Gerst, als er wie alltäglich pünktlich um dreiviertel sieben Uhr früh auf die Straße trat, um in die Geschäftsstube zu gehen. Langsam schritt er und atmete mit vollen

Jügen die Morgenluft. Ueppig grüntem die Bäume, Rosen blühtem in den Vorgärten der Häuser. Angstlich, als suchten sie Verlorenes, schautem seine Augen umher und dann sahen sie traurig zum Himmel. „Wie schön ist Gottes Welt! Aber es muß wohl Menschen geben, so ist es sein Wille, für welche die schöne Gotteswelt nichts bietet als Bitternis. Keine Seele erfreuen sie und genießen selbst trotz des heißen Begehrens in ihrem Herzen keine Freude. Sie haben Augen, um zu sehen, und Ohren, um zu hören — und doch ist all die sommerliche Pracht, das heitere Grün, der heitere Himmel, der Vogelgesang, welcher lieblich tönt, nicht für sie. Ihnen gehört nur der dämmernde Abend und die dunkle Nacht. Ausschlossen sind sie vom freudigen Licht. Rechnen . . . und immer rechnen . . . kein Sonnenstrahl dringt in die moderige Stube und betupft, wie ein Gruß vom frohen Draußen, die düstere Tapete. Freude gibt es ringsum die Fülle — aber nicht für mich, der nicht einmal das Glück der Kindheit kannte. Als ich ein kleiner Bube war, mußte ich hart arbeiten, während die anderen spielten; kaum zwölf Jahre alt geworden, brachte mein Vater mich in die Lehre . . . und dann . . .“

Herr Liborius senkte die Augen, als habe er kein Recht, auch nur flüchtige Minuten an der Gotteswelt sich zu erfreuen.

„Und dann,“ seufzte er, „nach harten Lehrjahren, welche meinen Rücken krümmten, saß ich an demselben Pult, in derselben Stube, deren rauchgeschwärzte Tapete immer dunkler wurde, und rechnete und schrieb. Heut sind es fünfzig Jahre, seit mein armer Vater mich in die Lehre gebracht.“

Bei dem Großvater selig des jetzigen Besitzers der alten Firma S. Klein & Söhne war er als Lehrling und Gehilfe gewesen, fast dreißig Jahre hatte

er dem Vater gebient und hielt nun, als auch dieser gestorben war, seit manchem Jahre bei dem jungen Herrn aus. Immer dasselbe wiederholend, gleich dem Tictack des Pendels der großen Uhr in der Geschäftsstube, eintönig gleichförmig war ein halbes Jahrhundert vorübergezogen wie ein nebeliger Tag — morgens um sieben Uhr in die Geschäftsstube, abends um sieben Uhr heim und dazwischen eine knappe Stunde für das Mittagbrot. Wie er so jahrein jahraus emsig rechnend und schreibend über seinen Büchern saß und immer nur eintrug, was ewig und ewig sich wiederholte, war ihm sein Leben geworden wie ein ödes, endloses Rechenexempel.

Wie er jetzt langsam ging und Rückschau hielt auf ein halbes Jahrhundert, sagte er sich immer wieder: „Gerechnet habe ich — gerechnet und verrechnete mich nie — alles stimmte — und alles so akkurat, daß nicht einmal ein Haarstrich verschwamm. Hätten all die Zahlen Leben, die ich mit sicherer Hand hingeschrieben, könnten sie reden, keine würde mich anklagen, daß ich sie an eine falsche Stelle gesetzt oder, wenn irgend einmal eine bittere Laune mich erfaßt, ihr eine ungefällige Gestalt gegeben. Alles akkurat — und alles stimmt — nicht ein einziges Mal verrechnet. Verrechnet habe ich nur das Exempel meines Lebens. Wie schön ist Gottes Welt! Aber nicht für mich.“

Beschwert von traurigen Gedanken, wie sie noch nie eine solche Gewalt über ihn gewonnen, betrat er die niedrige Geschäftsstube und öffnete die Fenster, welche auf den schmalen Hof sahen. Außer dem Doppelpult und den Regalen enthielt dieselbe nur noch einen Schrank mit der Kopierpresse, ein Tischchen, den Pultschemel und einige Stühle. An der Wand, den Fenstern gegenüber, hing neben der Uhr ein altes Bild in einem alten Rahmen, den seligen Herrn Johannes S. Klein darstellend, bei dem Herr Liborius vor fünfzig Jahren in die Lehre getreten war. Herr Liborius, welcher sonst, wenn er die Geschäftsstube betrat, nur Augen für seine Contobücher hatte, trat heut, ehe er nach der Feder griff, vor das Bild seines alten Herrn und sah es voll Wehmut an. Seit dem Tode des Vaters des jetzigen Besitzers arbeitete Herr Liborius allein in der alten Geschäftsstube. Seinen Chef sprach er in der Regel nur zweimal am Tage, wenn er zu bestimmten Stunden hinüber in dessen Kabinett ging, um Rapport zu erstatten und Befehle, die kurz gegeben wurden, entgegenzunehmen. Dieses Alleinsein den langen Tag über stimmte ihn mitunter so trübe, daß er das Gefühl hatte, er arbeite in einem Zellengefängnis. Wie er nun unverwandt das Bild ansah, kam ihm deutlich die alte Zeit wieder in das Gedächtnis, wo er mit dem alten Herrn an demselben Pulte gearbeitet. Herr Johannes S. Klein war ein strenger Mann gewesen, rauh in seinen Aeußerungen, der an sich selbst große Anforderungen stellte und ein gleiches von denen forderte, welche unter seinem Befehl standen. Aber unter der rauhen Außenseite schlug

ihm ein warmes Herz und er kehrte nie den trotzigsten Herrn heraus, der hoch über seinen Untergebenen steht. War einmal weniger zu tun, so begann er auch wohl ein gemüthliches Gespräch und scherzte und lachte, erzählte von seiner Familie, von seinen Reisen in England und Spanien und pries den Kaufmannsstand als den höchsten und edelsten in der weiten Welt. Was ein rechter Kaufmann ist, befehle er oder diene er, trägt den Kopf hoch, und stolz schaut er um sich. Ohne sein emsiges Schaffen lebten die Menschen kümmerlich, verkämen in Elend und Dummheit. Das Höchste wie das Geringsste schafft er ihnen. Sein gewaltiger Arm reicht über den Ozean und die hemmenden Berge, aus der Erde holt er Schätze. Denn was die Menschen wirken, wirken sie für den Kaufmann, den Mittler, den Verteiler. Wissenschaft und Kunst dienen ihm, für ihn schafft man in den Fabriken, und der Segen des Landmanns strömt in seine Hände. Dem gebietenden Kaufmann gehört die Welt, und als vor Jahrhunderten jene Kaufleute, die Medici, Fürsten wurden, gewannen sie dadurch nicht an Hoheit. Herr Johannes S. Klein sagte das alles aus Überzeugung und trug auch noch in seinem Alter, wie er es vom Kaufmann verlangte, den Kopf hoch und schaute stolz um sich. Herr Liborius hatte ihn nie recht begriffen, wenn er so redete. Ob einer befehlt oder ob einer gehorcht, das schien ihm ein gewaltiger Unterschied, und er meinte auch, der Prinzipal würde sich gewundert haben, wenn es ihm, dem Buchhalter Liborius Gerst, eingefallen wäre, den Kopf so recht hoch zu tragen und stolz um sich zu blicken. Seine trübe Kindheit und die schweren Lehrjahre hatten im Gegentheil die Empfindung in ihm geweckt, er sei ein recht armseliges Menschenkind, der Niedrigsten einer, und es stehe ihm ganz und gar nicht an, daß er groß tue. Erzählte nun Herr Johannes von England und von Spanien und wie er einmal in Bremen im Handumdrehen ein gewichtiges Geschäft abgeschlossen, welches ihm eine bedeutende Einnahme geschafft, erzählte er von seinem Gewinn, der stetig wuchs, und wie er kraft seiner Arbeit eine Stellung im Städtchen sich errungen, daß er nicht einmal dem Bürgermeister weiche: da fand Herr Liborius das alles recht schön und ergötlich, er gönnte dem Alten seinen Stolz, aber er konnte nicht begreifen, weshalb nun er in seiner bescheidenen Stellung, aus welcher herauszukommen er keinen Ausweg sah, gleichfalls den Kopf hoch tragen müsse. Im Gegentheil: je erhabener der Alte sich fühlte, je geduckter kam Herr Liborius sich vor.

Das Zusammenleben mit dem alten Herrn trat ihm recht deutlich in das Gedächtnis und es war ihm sogar, als würde das nachgebunkelte Bild lebendig, beugte sich aus dem Rahmen und redete zu ihm. Und wahrhaftig, jetzt vertieft sich's um die Lippen zu jenem drolligen Zuge, der jedesmal sich zeigte, wenn Herr Johannes mit sich zufrieden war — gerade jetzt erzählt er die Geschichte von dem großen Handelsabluß zu Bremen. —

„Also sitzen wir in der Trinstube und ich sage: „Dies ist mein Preis. Ist's Euch recht, so schlägt ein.“

Gewichtig schüttelt der Bremer den Kopf.

„Um diesen Preis meine Ware loszuschlagen,“ sagt er und nippt vom guten Gewächs, „ist mir ebenso unmöglich, wie es Euch unmöglich ist, Gevatter, den Humpen da vor Euch, der bis zum Rande gefüllt ist, in einem Zuge zu leeren.“

Ich blinze in den goldigen Wein.

„Meint Ihr?“ lache ich. „Und wenn ich ihn leere auf einen Zug . . .“

„Dann gilt's, Gevatter. Und Ihr habt die Ware um Euren Preis.“

Laut lacht er und nippt vom Wein, dann lacht er wieder.

„Topp! Ein Mann, ein Wort!“

Weiter sage ich nichts — weiter kein Sterbenswörtchen — und fasse den Humpen — und setze an — der Wein ist schwer und durchrieselt mich . . .

„Sie haben den Humpen leer getrunken?“ fragte erstaunt Herr Liborius — ganz so, wie er damals gefragt, als der alte Herr ihm die verwunderliche Geschichte erzählte.

Bis auf die Nagelprobe! Das versteht sich. Und mein Bremer schlägt auf den Tisch und sagt: „Ein Kaufmannswort! Die Ware ist Euer. Was übrigens Euren Durst betrifft, Gevatter, den hole der Teufel!“

Später aber, lieber Gerst, hat er meinen Durst gepriesen. Denn wir haben die Jahre über noch manches Geschäft gemacht, an welchem wir beide gewannen. Ja, ja, ein rechter Kaufmann muß vieles verstehen, vor nichts darf er zurückschrecken. Das heißt: Alles zu seiner Zeit. Und jetzt wollen wir arbeiten.

So hatte Herr Liborius mit dem Bilde gesprochen, und das Bild hatte ihm die Geschichte von dem großen Handelsabschluß in Bremen erzählt. Und wie es redete: „Alles zu seiner Zeit. Und jetzt wollen wir arbeiten,“ da fuhr Herr Liborius zusammen, strich sich über die Augen und nahm ein Contobuch zur Hand, welches er aufschlug. Er nahm auch die Feder und wollte schreiben. Aber sonderbar! Die Zahlen, welche er ein halbes Jahrhundert lang bemeistert, spielten heut den Meister und wollten sich nicht regieren lassen. Er hielt die Feder in der Hand und starrte auf das halbbeschriebene Blatt. Kribbelnd bewegten sich die Zahlen vor seinen Augen und begannen zu wispern und zu raunen, sie erzählten ihm eine alte Geschichte, leise und doch deutlich. Auch die Dinge haben eine Sprache — das Bild redet, und nun reden die Knirpse, die Zahlen:

Denkst du daran, Liborius, wie du einst vor den Büchern saßest und trugst ein ohne Unterlaß, ohne nur recht zu atmen, und meintest, durch heiße Arbeit die störenden Gedanken zu vertreiben. Der alte Herr war schon lange unter der Erde. Fünfundzwanzig Jahre zähltest du. Das war in derselben Geschäftsstube, an demselben Doppelpult, und dir gegenüber

arbeitete des alten Herrn Sohn, Herr Peter J. Klein, der keinem je ein liebevolles Wort gegönnt. Denkst du, Liborius, seiner Schwester, die damals blühte in holber Jugend? Denkst du ihrer Augen, welche groß und verlangend dich ansahen? ihrer lindten Stimme, die mit leisem Jubel deinen Namen rief? Denkst du daran? Und wie sie dir im Traum erschien, ihre blonden Haare leuchteten wie ein Heiligenschein und du glaubtest, sie sei ein Engel, unerreicher dem sterblichen Menschen? Und wie tags darauf ihr Bruder, dein Prinzipal, hatte für einige Stunden aufs Land fahren müssen und dein Engel zu dir in diese alte Geschäftsstube schlüpfte? Wie ihr euch umfangen gehalten und geküßt? Denkst du daran, Liborius? Keiner war Zeuge als wir Zahlen in den dicken Büchern, die wir unsterblich uns immer wiederholen. Es war eine kurze Minute voll Jubel . . . ein Sonnenblick am Nebeltage, welcher endlos scheint — und wenn er versank, kommt die sternlose Nacht. Ihr Bruder, dein Prinzipal, hätte sie dir armen Burschen nie gegeben. Das wußtet ihr und habt ihn auch nicht darum gefragt. Er verheiratete sie einem andern, einem ungeliebten Manne — willenlos ließ sie es geschehen. War es ihre Sünde, daß sie von dir sich losriß, so hat sie schwer gebüßt. Ihr Mann mißhandelte sie, ergab sich dem Trunk, dann verkam er. Früh welkte sie und lebt nun einsam — wie du . . .

Wie so die Zeugen seiner glücklichen Minuten, die Zahlen, zu ihm redeten, seufzte Herr Liborius schwer auf und Tränen füllten seine Augen. Einsam lebt sie — wie ich. Das Gedenken an sie kam ihm nicht aus dem Sinn. Einsam wir beide und hätten doch gemeinsam ein Leben führen können voll stillen Glückes. Nicht der Besitz macht den Menschen reich — reich macht ihn die treue Pflichterfüllung und die Liebe, die gibt und nimmt. Nur im Bewußtsein liegt der Reichtum der Menschen — ach und im Bewußtsein liegt auch diese schreckliche Sünde . . . diese Armut. So ging ich allein durch das Leben all die langen Jahre . . . und auch sie ist einsam . . . weshalb? weshalb?

Unerhörlich stiegen seine Tränen und verschleierten ihm die Augen. Durch den Schleier schaut er ihr süßes Bild . . . sie sieht ihn an mit verlangenden lieben Augen . . . es wirrt sich ihm im Kopf . . . und er hört, wie die guten Zahlen heimlich wispern und raunen.

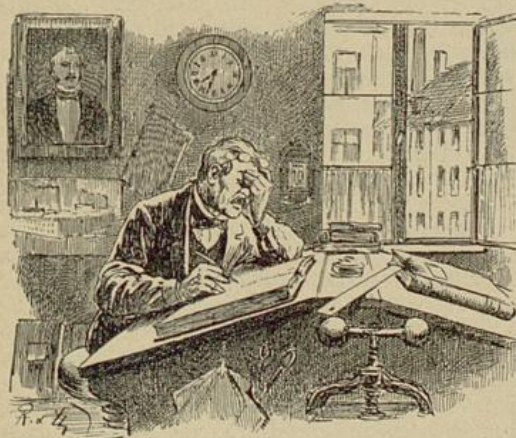
Einsam in Gottes schöner Welt! Das ist der Lohn für fünfzigjährige rastlose treue Arbeit. So viel Bitternis überwältigt ihn, daß er hätte aufschreien mögen vor Seelenschmerz. Seines alten Herrn gedenkt er, des einzigen, der ihm hie und da ein mitteilbares Wort gegönnt . . . und seines Sohnes Peter J. Klein, der Jahr auf Jahr ihm gegenüber gesessen, ohne nur ein einziges Mal zu ihm geredet zu haben, wie der Mensch zum Menschen spricht . . . der knauernd nichts gekannt als seinen Vorteil . . . der nicht der stolze Kaufherr gewesen, wie Herr Johannes ihn gewollt, hochgehoben den

Kopf mit dem weitsehenden Blick . . . der verachtend auf ihn herabgeblickt, auf Liborius Gerst, welcher mit aller Kraft an der Größe des Hauses S. Klein & Söhne geschafft. Und Herr Liborius gedenkt seines jetzigen Prinzipals, dessen Rede alle fürchten, der in dummer Hoffart kaum einen Gruß erwidert.

Was in langer Pein sich angesammelt, der Schmerz seines vereinsamten Lebens, die Gleichförmigkeit, die tödlich ist, all der Mangel an Sonne und Liebe — jetzt, zurückgedrängt, bricht es hervor, daß er aufschluchzt wie ein Kind.

„Alles zu seiner Zeit. Und jetzt wollen wir arbeiten.“

Deutlich vernimmt Herr Liborius diese mahnenden Worte. Sie kommen von der Wand her, wo das



Einsam in Gottes schöner Welt! Das ist der Lohn für fünfzigjährige rastlose treue Arbeit.

Bild hängt. Und es war der Ton der Stimme des alten Herrn.

Er wendet sich — die Tränen sind verfliegen — und starrt auf das Bild. Aber blöde blickt es zu ihm aus seinem dunklen Hintergrund.

„Es hat aber doch zu mir gesprochen,“ sagt sich Herr Liborius und wiederholt halblaut die bedeutsamen Worte: „Alles zu seiner Zeit. Und jetzt wollen wir arbeiten.“

Er atmet auf und beugt sich über das Contobuch. Seine Augen sind jetzt ganz frei, und was er sieht, ist nicht der Spuk eines Bildes oder der Zahlen, welche vor seinen Augen sich verwirren.

Das halbbeschriebene Blatt des großen Contobuches ist naß und die Zahlen sind zum Teil verwischt — verwischt von seinen Tränen, welche das Leid ihm entpreßt, das er fünfzig Jahre lang still in sich getragen! Erst ist er starr vor Schrecken — seine Bücher waren ihm wie ein Heiligtum, in denen er nichts Unsauberes geduldet.

Wie allmählich wieder Leben in ihn kommt, packt er das Buch, wirft es auf das Pult und lacht auf in wahnwitziger Verbitterung.

Durch die geöffneten Fenster trägt sich das Lachen

in das Comptoir im Vorderhause, daß die jungen Leute, welche dort arbeiten, aufforchen, und es trägt sich in das Kabinett des Herrn Engelbert P. Klein, des Prinzipals.

„Ist der alte Esel verrückt geworden?“ fragt er sich unwirsch. „Statt seine Pflicht zu tun, macht er sich einen Spaß — in meiner Geschäftsstube — am Morgen — meine Zeit, denn ich bezahle ihn, stiehlt er mir. Da schlägt die Uhr — halb neun — er hätte schon bei mir sein müssen, um meine Befehle entgegenzunehmen. Rede soll er mir stehen . . .“

Bornig springt er auf und geht, ohne die Grüße seiner Angestellten zu beachten, durch das Comptoir. Sein Gesicht glüht, und in den Augen ist ein Flackern, daß die jungen Leute gleich wissen: jetzt bricht ein Gewitter los.

„Spitzt die Ohren, Kinder,“ flüstert einer der Comptoiristen. „Ich wette, daß er's dem Buchhalter gründlich steckt. Ubrigens hätte ich's nie geglaubt, daß der Alte im Stande wäre, so aus vollem Halse loszulachen.“

„Wahrscheinlich guckte er gestern abend zu tief ins Glas,“ meint ein anderer und schüttelt sich vor Lachen. „Da schlägt die Tür zu. Wichtig, er ist bei dem Alten in der Geschäftsstube.“

Die Federn ruhen. Es ist ganz still im Comptoir. Die jungen Leute spitzen die Ohren.

Herr Engelbert P. Klein ist in die Geschäftsstube getreten und hat die Tür hinter sich zugeworfen. Ein scharfes Wort will er seinem Buchhalter sagen, will sich das Lachen verbitten und ihm vorhalten, daß er es verabsäumte, zur rechten Stunde zu ihm in das Kabinett zu kommen. Wie er aber den Alten sieht, der jetzt ganz still geworden ist und an das Pult gelehnt, bleich und verstört dasteht, erstirbt ihm das Wort und er muß sich sammeln, ehe er redet.

„Was ist mit Ihnen?“ fragt er und sieht Herrn Liborius von der Seite an.

Betroffen durch dessen bleiches Gesicht und die unstätigen Augen, hat er ruhig und milde sprechen wollen, aber wider seinen Willen zitterte die Erregung in ihm nach, so daß sein Wort rauh klang, und in dem Seitenblick lag etwas Hohnisches und Lauerndes.

Herr Liborius nahm sich zusammen, um seine Aufregung zu bemeistern.

„Mit mir ist heut etwas Besonderes,“ sagte er.

„Darf man wissen, was mit Ihnen ist?“ fuhr Herr Klein auf, welcher durch die kurze Antwort sich gekränkt fühlte.

„Es ist heut ein besonderer Tag . . .“

„Daß ich nicht wüßte . . .“

„Wie sollten Sie es auch wissen, Herr Klein, obgleich es, wie ich so denke, auch Ihr Geschäft angeht. Ein Gedenktag ist heut — heut vor fünfzig Jahren, da Ihr seliger Großvater das Regiment hatte, trat ich als Lehrling in das Haus S. Klein & Söhne . . . fünfzig Jahre sind eine lange Zeit, und da . . .“

„Und da halten Sie es für nötig, Ihren Dienst

zu vernachlässigen . . . durch Geschrei die Arbeit anderer zu stören. Also fünfzig Jahre lang haben Sie unser Brot gegessen und . . .“

„Herr Klein!“

Herr Liborius zischte den Namen und sah seinen Prinzipal so herausfordernd feindlich an, daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

„Es ist nicht edel, einen alten Mann zum Lohn für treue Pflichterfüllung zu beleidigen,“ sagte Herr Liborius, der mit Selbstüberwindung sich den Zwang antat, ruhig zu sprechen. „Nicht Ihr Brot, Herr Klein — mein Brot aß ich, welches ich, oft meine Kräfte bis zum Äußersten spannend, erarbeitete.“

„Was ist da Besonderes? Wer nicht arbeitet, ist ein Lump, und geschenkt wird hier nichts.“

„Sie sollten sich schämen, so zu mir zu sprechen . . . zu mir, dem Sie doch wohl einigen Dank schulden.“

Herr Liborius war dicht vor seinen jungen Prinzipal getreten. Jedes Wort sprach er gedehnt langsam, daß es schneidend klang wie eine Anklage.

Herr Engelbert K. Klein lachte auf. Es war das heisere Lachen der Wut.

„Dank? Ihnen? . . .“

„Dank, Herr Klein, gebührt jedem treuen Arbeiter. Mein Leben opferte ich Ihrem Geschäft . . . und ich meinerseits danke dieses Pflichtbewußtsein Ihrem seligen Großvater, der, wenn er heut lebte, ehrlich genug wäre, mir dankend — dankend, Herr Klein! — die Hand zu schütteln. Im übrigen handelte ich töricht. Ich hätte Sie kennen sollen. Besser wäre es gewesen, ich würde still für mich behalten haben, was heut vor einem halben Jahrhundert geschehen. Sie haben kein Verständnis dafür. Und nun, wenn's Ihnen gefällig ist, geben Sie mir Ihre Anweisungen.“

„Vorher ist noch eine Kleinigkeit zu erledigen.“

„Befehlen Sie.“

„Ihr Betragen ist unerhört. Wollen Sie weiter in meinem Hause arbeiten, so bitten Sie mich um Verzeihung.“

„Ich — Sie? Vor dem Bilde des seligen Herrn? Hier haben Sie meine Kündigung. Am ersten Oktober gehe ich meiner Wege.“

„Schön, sehr schön. Sie können gleich gehen, augenblicklich. Bis zum ersten Oktober steht Ihnen Ihr Gehalt zu.“

Herr Liborius warf einen hastigen Blick auf das Bild an der Wand, als nähme er von dem alten Herrn Abschied, dann griff er nach seinem Hut und ging hinaus. Auf dem Korridor traf er den Markthelfer, welcher ihm einen Brief übergab, adressiert an Herrn Liborius Gerst, Buchhalter bei Herren S. Klein & Söhne. Herr Liborius steckte den Brief zu sich und ging weiter.

Als er in die Luft trat, fühlte er eine sonderbare Schwere in seinen Gliedern, daß er zitternd kaum sich weiterschleppen konnte, wußt reisten sich in seinem Kopfe die Gedanken und in einem Gedanken einten sie sich immer wieder, daß man ihn hinausgestoßen wie einen Hund . . . und das war der Lohn dafür,

daß er, für andere schaffend, das Exempel seines eigenen Lebens falsch gerednet.

Langsam schritt er den städtischen Anlagen zu, allmählich tat ihm die Sommerluft wohl, er wurde ruhiger und hielt bei sich Einkehr.

„Ich hätte ihn kennen sollen,“ sagte er sich. „Er ist nicht wert, ihm ein vertrauliches Wort zu gönnen. Der Hochmut verdarb ihn. Aber es war eine unsichtbare Gewalt, die mich zwang — da mußte ich reden. O mein Gott! Keine Seele habe ich, um auszuschütten, was mich beschwert. Vielleicht ist's besser so . . . vielleicht finde ich anderswo einen Unterschlupf. Von den Zinsen meines Ersparten zu leben, das wäre ein Kunststück. Sind die Leute jung, so leben sie wohl eine Weile von larger Nahrung . . . die Hoffnung hält sie aufrecht . . . Vertrauen in das eigene Können. Ist einer jung, so stärkt ihn wunderbar die frische Luft, die atmet er mit frischen Lungen . . . man sagt ja, daß freudige Jugend leben könne von wenig mehr als Luft und Liebe . . . junge Lungen gehören dazu . . . und das liebe Geschöpf, das deines Seins ein Teil ist . . . in dessen Augen du den Himmel schaust . . . das dich aufrecht hält . . . dich tröstet, wenn du zu sinken drohst. Eine gute Minute war mein . . . da lag sie an meinem Halse . . . diese eine jubelnde Minute barg meines Lebens einziges Glück . . . sie verjant und um mich trauert die sternlose Nacht.“

Ohne des Weges zu achten, war Herr Liborius tiefer in die Anlagen geraten, wo die Wege nicht mehr gepflegt sind und Gebüsch und Wiesen verwildern. Vor ihm breitete sich eine verfallene Laube, von schlingendem Unkraut, kletternden Winden überwuchert, in deren Mitte eine Holzbank stand. Herr Liborius trat ein. Die schattende Dämmerung tat ihm wohl, wenn auch im ersten Augenblick ihn, dem das Accurate zur zweiten Natur geworden war, all das Willkürliche, das der Gärtnerschere entbehrt, sonderbar anmutete. Mit dem Taschentuch stäubte er sich ein Plätzchen rein und setzte sich. Behaglicher war es hier im lauschigen Grün, im Weben der rastlosen Natur und umzwischert vom Vogelgesang, als mütterseelenallein am Doppelpult die immergleichen Zahlen in Reihe und Glied zu stellen und zu achten, daß diese seine Truppen sorglich sauber ausschauen, daß die Haarstriche von den Grundstrichen säuberlich sich sondern, daß nicht etwa dickbäuchige Mannschaften die zierlichen Reihen unterbrechen. Kein blutjunger Leutnant, der zeigen will, wer er ist, konnte auf die Nacktköpfe der Soldaten mehr acht haben, als Herr Liborius auf die Sauberkeit seiner Zahlentruppe. Jetzt hat er ausgedient — ist entlassen worden ohne Pension — pfui, wer wird auch Dank verlangen! Nun ist er erst recht einsam . . . keiner denkt an ihn . . . nicht einer auf der schönen Gotteswelt. Aber es muß doch wohl irgend ein Mensch mit ihm zu schaffen haben wollen . . . in der Aufregung vergaß er den Brief, welchen ihm der Markthelfer übergeben. Was mag man von mir wollen? Niemanden schulde ich ja einen

Pfennig. Was frage ich mich auch . . . ich brauche ja nur das Couvert zu öffnen.

Er greift in die Brusttasche und zieht den Brief hervor. An dem weißen Couvert ist gar nichts Besonderes, auch die Handschrift zeigt keinen besonderen Charakter, es fehlt ihr der Zug, wie ihn lange Übung verleiht, aber sie ist außerordentlich regelmäßig, feiertagmäßig; je mehr er sie ansieht, je mehr schmeichelt sie sich ihm ein, es ist etwas in ihr, das ihm wohlthut, etwas seiner Art Verwandtes, das zierlich Accurate. Wer mag der Schreiber sein? Seit Jahren erhielt Herr Liborius nur einmal im Jahre einen Privatbrief, und zwar von einer nicht so üblen jungen Frau: eine Neujahrsgratulation von der Besitzerin der Gartüche, wo er sein Mittagbrot einnahm. Ob auch jetzt wohl eine Dame mir schreibt? Erst kam ihm dieser Gedanke so drollig vor, daß er vor sich hin lachte, dann aber wurden seine Züge ernst und feierlich. Gedenkt die Einsame des Einsamen? Sie kennt alles, was auf mich Bezug hat . . . sie weiß ja wohl, daß ich heut vor fünfzig Jahren bei S. Klein & Söhne eintrat. Gedenkt sie mein . . . heut? Es wäre der Wonne zuviel . . . sie schenkte mir damit die zweite Glücksmminute meines armen Lebens, die mich aufrecht halten würde bis an mein Ende.

Mit bebender Hand öffnet er das Couvert und liest:

Die Blume zürnt nicht dem Regen,
Daß er ihren Grund zerkwühlt —
Sie dankt ihm für den Segen,
Der ihre Wurzeln bespült.

So laß auch du dein Klagen,
Blick' vorwärts und nicht zurück —
Wer niemals Leid getragen,
Kennt nicht der Erlösung Glück.

Nur diese Zeilen enthielt der Brief. Obgleich Herr Liborius nie ihre Handschrift gesehen, mußte er's gleich und ein Gefühl innigen Dankes ward in ihm rege: es ist ein Gruß von ihr. Das waren die Verse, welche er ihr in das Album geschrieben, wenige Tage, nachdem sie zu ihm in die Geschäftsstube gekommen.

Wer niemals Leid getragen,
Kennt nicht der Erlösung Glück —

wiederholte er und führte das Papier, welches ihre liebe Hand berührt, an seine Lippen. Dann steckte er den Brief zu sich und verließ die Laube. Jetzt trägt er ein Amulett, das ihn hiebssicher macht — Hiebe mag's nieder auf ihn regnen, Arges mögen ihm die Menschen antun — was soll es ihn kümmern? Ihn trifft's ja nicht. Geseit ist er gegen Hieb und Stich, und hat er auch des Lebens Bitternis auszukosten, ihn sichts nicht an — sein Amulett bewahrt ihn, und mit jugendlicher Lust empfindet er: Wie schön ist Gottes Welt!

So jubilierten, lustig wie die Vögel im Gezweig, Herrn Liborius' Gedanken, als er, hocherhoben den Kopf wie einer, welcher das Glück gepachtet hat, durch die Anlagen seiner Wohnung zuschritt. In

ihrer Luft wurden seine Gedanken immer toller und erstiegen schließlich eine so schwindelnde Höhe, daß er sich zujuchzte: „Liborius, du bist ein Glückspilz!“ Ein Echo mußte in seinem Herzen sein, das wiederholte: „Glückspilz! Glückspilz!“

„Einer Wonne, wie sie mich ergreift, kann nur einer teilhaftig werden, welcher des Lebens Schwere erduldet . . . erlöst kann nur werden, wer litt. Das ist das Schöne im Leid, daß aus ihm, wie um so strahlender die Sonne aus düsterem Gewölk tritt, das hellste Glück sich ringt. Mein hat sie gedacht, die Einsame des Einsamen. Nun ist das Wunder vollbracht. Sehen wir uns auch nie wieder, wird uns keine Gelegenheit, voneinander auch nur zu hören, so flattert doch zwischen uns ein verbindendes Band — nahe sind wir uns, wenn auch fern — wir sind nicht mehr einsam.“

In seiner frohen Stimmung so mit sich selbst redend und Umschau haltend über die Pracht ringsum, war er vor dem Hause angelangt, in welchem er ein bescheidenes Zimmer im ersten Stock inne hatte. Mein Jubiläum feiere ich also nicht allein, dachte er, als er die wenigen Stufen erstieg — wir sind beisammen — wenn auch nur in Gedanken.

Zu dem Bewußtsein, als freier Mann sein Zimmer zu betreten, nahm er den Schlüssel und wollte die Tür öffnen. Aber der Schlüssel drehte sich nicht, und wie er rüttelte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß sein Zimmer zwar nicht verschlossen, aber von innen verriegelt war. Im ersten Augenblick glaubte er, die Witwe Drschler, seine Zimmervermieterin, mache sich bei ihm zu schaffen, wenn er auch nicht begriff, weshalb sie den Riegel vorgehoben.

„Frau Drschler,“ rief er, „ich bin's. Machen Sie gefälligst auf.“

Zurück rief es: „Gleich, lieber Liborius, gleich.“ Lieber Liborius! Seine Mutter hatte ihn so gerufen. So schmeichelnd rief noch eine seinen Namen und küßte seine Lippen. „Barmherziger Gott! Diese Fülle des Glückes — es ist zu viel! Ihre liebe Stimme war es. Gib mir Kraft, Gott, dieses Glück zu tragen!“

Vor tiefinniger Freude ist Herr Liborius verstummt. Geduldig harret er wohl eine Minute, ohne sich zu regen.

Nun klirrt der Riegel. Die Tür geht auf. Ein Glanz ist in seinem Zimmer, der überirdisch scheint. Engel strahlen so auf den frommen Bildern. Er steht auf der Schwelle und wagt nicht einzutreten. Da fassen ihn zwei Hände und ziehen ihn in das Zimmer. Die Tür wird geschlossen.

Eine Dame mit grauem Haar steht ihm gegenüber, sieht ihn voll in die Augen und geleitet ihn zu dem Rundtisch vor dem Sofa. Der ist mit einer weißen Serviette bedeckt, und darauf stehen brennende Lichter. Herr Liborius zählt nicht. Unwillkürlich denkt er an seine Kindheit, wie es daheim an seinem Geburtstage gewesen. Und da weiß er's: um das große bunte Licht, das sein Lebenslicht ist, brennen

fünfzig Kerzen — die bedeuten die fünfzig Jahre, welche er treu dem Hause S. Klein & Söhne gedient.

„Lieber Liborius!“

Er zuckt zusammen, und ein Zittern geht durch seinen Körper.

„Es ist ja eben erst zwölf Uhr. Du kommst früher, als ich dich erwartete, deshalb mußt du warten — verzeihe.“

„Lise!“ schluchzt Herr Liborius, ergreift die Hände der Dame und bedeckt sie mit Küssen. „Mein hast du gedacht!“

„Dein vergaß ich nie. Daß du mir noch immer teuer bist, Liborius . . . daß ich dich hochhalte, der du dein Lebensglück deiner Pflicht untergeordnet . . . endlich einmal wollte ich's dir zu erkennen geben. Ich weiß, daß in diesem Augenblick mein seliger Vater auf uns niederblickt . . . daß er dich segnet . . . daß der Dank, den ich dir ausspreche . . . Dank für die Treue, mit welcher du für unser Haus geschafft . . . auch der Dank des Heimgegangenen ist. Wie ich neulich in alten Papieren blätterte, kamen mir Notizen zur Hand, aus welchen ich erjah, daß du heut vor fünfzig Jahren bei S. Klein & Söhne eingetreten. Ich wußte, daß mein Nefse davon nicht unterrichtet sein konnte, und unterließ, es ihm mitzuteilen, weil er ja doch keiner edleren Gemütsregung fähig ist. Ich aber beschloß, dich aufzusuchen . . .“

„Und sendetest mir erst deinen Gruf . . . die Worte aus deinem Album . . . schon sie waren für mich eine Erlösung —

Wer niemals Leid getragen,
Kennt nicht der Erlösung Glück.“

„Ja, bereits am Morgen sollte dir mein Gruf sagen, daß ich dein gedente. Und dann hat ich deine



Herr Liborius ergreift die Hände der Dame und bedeckt sie mit Küssen.

Wirtin, mir dein Zimmer aufzuschließen. Sie traute meinem ehrlichen Gesicht, und da zündete ich dir die Ehrenkerzen an — jede bedeutet ein ehrenvoll durcharbeitetes Jahr.“

„Ich finde keine Worte, dir zu danken . . . mir ist das Herz so voll. Dich wiederzusehen . . . o das

Glück!“ Wieder ergriff er ihre Hände und ließ den Blick nicht von ihr. „Laß mich in dein liebes Gesicht sehen . . . deine Haare sind ergraut . . . auch die meinen bleichten . . . traurig versank unsere Jugend . . . ihr Glück kehrt nicht wieder.“

„Wir haben ja keinen Grund zu verzagen, Liborius. Das Glück der Jugend kann freilich nicht wiedertehren. Aber das stille Glück des Alters wird uns zu teil. Setze dich zu mir. So ist es recht, Liborius. Beim Schein deiner Ehrenkerzen will ich dir kurz erzählen, was ich mir ausgedacht habe, um unser Leben freundlich zu gestalten. Unterbrich mich nicht. Denn wir haben ja keine Zeit. Um ein Uhr mußt du wieder in deiner Geschäftsstube sein, mußt ja vorher noch zu Mittag . . .“

Herr Liborius lachte fröhlich auf.

„Meine Geschäftsstube?“ jagte er. „Die kenne ich gar nicht mehr. Fünfzig Jahre lang war ich eingetertert. Und weil ich in dieser langen Zeit keinen Fluchtversuch machte, gab mir heut Herr Engelbert B. Klein meine Freiheit.“

„ . . . entließ dich?“ fragte Frau Elisabeth mit einer Gebärde der Entrüstung.

In behäbiger Breite, als bereite es ihm ein besonderes Vergnügen, erzählte Herr Liborius sein Morgenerlebnis und schloß mit der Beteuerung, heut sei der schönste Tag seines Lebens.

„Das hätte ich nicht geglaubt, Liborius, daß du so ein Leichtsinns bist,“ sagte lächelnd Frau Elisabeth.

„Deine Rente muß außerordentlich sein . . .“

„Eine kleine Stellung für mich wird sich finden. Einige Monate will ich Ferien haben, die sind mir zu gönnen.“

„Nein, Liborius, du mußt gleich wieder an die Arbeit, sonst kämest du aus deinem Geleise. Heut wollen wir dein Fest feiern. Aber morgen mußt du an die Arbeit.“

„Steine karren oder dergleichen,“ sagte Herr Liborius lustig.

„Seit kurzem habe ich mich in Franken angekauft, nahe einer kleinen Stadt, welche es ehemals gut unter dem Krummstab gehabt und noch jetzt behäbig fröhlich lebt. Bewaldete Hügel ziehen sich um den See, und weite Grasflächen erfreuen das Auge. In einem Flügel meines Hauses ist eine gemütliche Wohnung, die ist für den Verwalter bestimmt — und für den Verwalter bestimmte ich . . .“

„Bestimmtest du mich,“ rief Herr Liborius und sprang auf.

„Ja, dich bestimmte ich zu meinem Verwalter — gerade dich, Liborius, denn an die Kleinsche Familie bist du gefesselt mit so starken Banden, daß ich dich gar nicht mehr loslassen kann. Haarklein habe ich mir alles ausgedacht und erzähle dir's später. Wir werden viel beisammen sein . . . beisammen auch an den stillen Abenden . . . Friede wird sich breiten über den Abend unseres Lebens.“

Frau Elisabeth hatte sich vorgenommen, das Geschäftliche auch in möglichst geschäftsmäßigem Tone zu sagen. Als sie aber, während sie redete, in Herrn

Liborius' Gesicht sah, das vor inniger Freude strahlender wurde, da riß ihr Gefühl sie fort, sie lachte und weinte und sank an seine Brust.

Herr Liborius preßte sie an sich, fuhr schmeichelnd über ihr ergautes Haar, wollte reden, brachte aber kein Wort hervor.

„Das ist Erlösung!“ stammelte er endlich. „Ja, Lise, wir beide halten zusammen, bis der Tod uns trennt. In mir ist eine Lust so stürmisch und doch so voll Feier wie damals, Lise, in der Geschäftsstube, als dein Bruder, den Gott selig haben möge, über Land gefahren war.“

Im Überschwang seiner Empfindung wollte er noch mehr reden, aber da wurde an die Tür geklopft. Die Witwe Drschler trat ein und überreichte einen Brief, welcher eben abgegeben war. Sie warf einen erstaunt fragenden Blick auf die brennenden Kerzen, ohne jedoch ein Wort zu sagen.

„Fünzig Ehrenjahre,“ sagte Frau Elisabeth, „bedeuten diese Kerzen. Heut vor einem halben Jahrhundert trat Herr Gerst in das Haus S. Klein & Söhne. Sehen Sie ihn an, Frau Drschler, wie rüstig er vor Ihnen steht! Nicht wahr, er ist fähig, jetzt in eine andere Stellung zu treten und dieselbe weitere fünfzig Jahre treu auszufüllen?“

Verblüfft stand Frau Drschler da und schaute bald auf die Sprecherin, bald auf ihren Mieter, bald auf die Ehrenkerzen.

„Ja,“ sagte sie endlich, „überall wird er gut tun. Er ist ein sehr accurater Mann, zahlt pünktlich jeden Ersten. Wer am Ersten seine Pflicht tut, das habe ich immer beobachtet, der tut seine Pflicht auch an allen anderen Tagen. Meine Gratulation und nichts für ungut.“

Diese lange Jubiläumsrede hatte sie sichtlich erschöpft, sie machte einen tiefen Knix, sah noch einmal auf die Kerzenpracht und ging langsam hinaus.

„Der Brief ist von ihm,“ rief Herr Liborius und öffnete das Couvert. „Ich werde laut lesen, denn zwischen uns soll kein Geheimnis sein.“

Frau Elisabeth nickte und reichte ihm die Hand. Herr Liborius entfaltete den Brief und las:

Geehrter Herr Gerst!

Verzäumtes hole ich hiermit nach, indem ich Ihnen zu den fünfzig Dienstjahren, welche Sie in meinem Hause verbrachten, ohne je zu einer Klage Anlaß gegeben zu haben, gratuliere. Ich würde dies bereits heut morgen getan haben, als Sie mir diese Mitteilung machten, wenn nicht eine gewisse Erregung Ihrerseits, welche ich übrigens unter so besondern Umständen begreiflich finde, ein Entgegenkommen meinerseits zur Unmöglichkeit gemacht hätte. Ich denke, daß wir dasjenige, was wir heut morgen unter vier Augen sprachen, als ungeprochen betrachten. Offen gestanden — mit einem so alten Mitarbeiter kann ich ja offen reden — wird es mir recht schwer sein, wie es sich bereits bald nach Ihrem Fortgehen bemerklich machte, ohne Ihre fernere Beihilfe — wenigstens vorläufig — mich so zurechtzufinden,

daß ich die Buchführung anderen Händen anvertrauen kann. Auch denke ich, und das ist der hauptsächlichste Grund, daß ich Ihnen schreibe — ich denke, Ihnen könne es nur angenehm sein, wieder in das alte Verhältnis zu meinem Hause zu treten. Selbstverständlich gehört der heutige Tag Ihnen. Morgen früh um sieben Uhr erwarte ich Sie in meinem Kabinett.

Ihr geneigter
Engelbert P. Klein,

Firma: S. Klein & Söhne.

„Nun?“ fragte Herr Liborius und legte den Brief auf den Tisch.

„Ganz recht,“ antwortete Frau Elisabeth, „auf den Tisch gehört der Brief neben deine Ehrenkerzen. Auch der Brief, welcher beweist, daß die Firma S. Klein & Söhne ohne meinen Liborius schwer auskommen kann, gibt dir Ehre. Schreibe sogleich meinem Nessen, artig, aber geschäftlich, daß du sein Anerbieten nicht annimmst.“

Herrn Liborius, welcher in einer Stimmung war, daß er keinem etwas abgeschlagen hätte, ward es nicht leicht, in kaltem, geschäftsmäßigem Ton zu schreiben. Aber gewöhnt, alles, was erbedigt werden mußte, ohne Säumen abzutun, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb:

Herrn Engelbert P. Klein,

Firma: Herren S. Klein & Söhne,

hier.

Geehrter Herr!

Indem ich Ihnen für Ihren Glückwunsch meinen Dank sage, bedauere ich, ein erneutes Engagement in Ihrem werten Hause ablehnen zu müssen, da die Art unserer Trennung ein weiteres Zusammenarbeiten mir zur Unmöglichkeit macht und ich überdies bereits eine andere Stellung angenommen habe. Benötigen Sie meinen Rat, so stehe ich gern zu Diensten.

Hochachtungsvoll

Liborius Gerst.

Allmählich erloschen die Kerzen, stolz zwischen ihnen ragte das hohe Lebenslicht.

„Mit diesem Brief,“ sagte Frau Elisabeth, „ist das Vergangene abgetan. Morgen, Liborius, ziehst du zu mir. Da schaffen wir gemeinsam, nicht in dumpfiger Geschäftsstube — draußen in Gottes schöner Welt. Sieh . . . das letzte Licht verflackert . . . fünfzig Jahre liegen hinter uns wie ein banger Traum. Damit wir aber nicht weiter träumen und im Traum erschlaffen, beginnen wir unter Gottes lichten Himmel ein neues ersprießliches Leben. Des zum Zeichen, du lieber Liborius, nehme ich dein Lebenslicht an mich — ich lösche es aus, daß es so bald nicht verlösche wie die anderen Lichter, welche deine fünfzig Ehrenjahre bedeuten. Und wie wir heut nicht voneinander weichen, so wollen wir treu zusammenhalten als gute Kameraden, solange wir atmen.“

„Wer niemals Leid getragen,

Kennt nicht der Erlösung Glück“

sagte, innig bewegt, leise Herr Liborius. „Mit heißem Dank empfinden wir in der Erlösung, die uns geworden: Wie schön ist Gottes Welt!“



Der Weindieb im Pfarrhof.

Eine österreichische Bauerngeschichte von F. F. Masajdel.

Der Pfarrer von Traubendorf, der nicht wenig auf ein Gläschen alten Weines hielt, hatte im Pfarrhof einen kleinen Haussteller, in dem nur ein paar Fäßchen Bergsträfler und Affentaler lagen. Das Kellerchen befand sich in der Nähe der Küche und man mußte, um in dasselbe zu gelangen, durch eine Falltür hinuntersteigen, die von außen zu verriegeln war. Die Wirtschaftlerin des hochwürdigen Herrn, die die Aufsicht über den Weinteller hatte, merkte schon seit geraumer Zeit, daß der Wein schneller weniger wurde als sonst, obwohl der Herr Pfarrer nicht mehr trank und sie nicht mehr schnipfte als sonst. Da im ganzen Hause außer ihr und dem Hochwürdigen niemand schlief als ein Knecht und eine Dirn, und weil der Knecht ein fester Weintrinker war, so richtete sich auf diesen natürlich ihr erster Verdacht. Sie wollte aber dem Pfarrherrn nichts davon sagen; denn sie dachte, sie werde erst dann reden, wenn sie den durstigen Schnipfer am Armel erwischt hätte. Damit sie ihn aber erwischen konnte, legte sie eine Falle auf. Spät abends, als sie nichts mehr im Keller zu tun hatte, spannte sie überzwerch eine starke Nebelschnur und zwar



Spät abends spannte sie überzwerch eine starke Nebelschnur.

aber alles still blieb — der Pfarrer war nicht daheim — schlief sie endlich doch ein.

Der Hochwürdige befand sich im Nachbardorf bei

einem Hochzeitschmaus, von dem er erst spät in der Nacht heimkam. Er schlich sich mäuschenstill in die Stube und dachte: „Jetzt könnt's gleich net schaden, wenn ich a Glasel Affentaler herobn hätt!“ Da er



Voller Schlaf und Schrecken sprang sie aus dem Bette.

aber die Wirtschaftlerin nicht aufwecken wollte, ging er selbst hinaus, um den Wein zu holen. Dabei ging er leise auf den Zehen, damit sie nicht munter würde, weil sie sonst gebrummt hätte, daß er noch so spät in den Keller gehe. Er war aber noch nicht ganz im Keller un-

ten, als auch schon die Wirtschaftlerin durch ein furchtbares Gepolter aufgeweckt wurde.

Voller Schlaf und Schrecken sprang sie aus dem Bette, und erst als sie aus dem Keller ein dumpfes Geschrei hörte, kam sie wieder zu sich und hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als die Falltür zuzuerfen und fest zu verriegeln. Weil sie wußte, daß niemand im Hause war — der Knecht und die Dirn waren beim Tanz, da just Kirchtag war — so schlupfte sie schnell in einen Kittel und rannte fort. Gerade gegenüber dem Pfarrhof logierte der Schullehrer, bei dem sie an das Fenster trommelte, daß das ganze Dorf in Alarm geriet. Der Schullehrer ist drüber rechtschaffen erschrocken und hat 's Fenster aufg'rissen



„Im Pfarrhof is a Dieb, i hab' 'n in Keller eing'sperrt.“

und die Wirtschaftlerin schrie aus vollem Halse: „Im Pfarrhof is a Dieb — i hab' 'n in Keller eing'sperrt — kimmt's m'r z' Hilf!“ Der alte Lehrer warf sich schnell in seinen geblühten Schlafrock und rannte fort, aber nicht in den Pfarrhof, weil er sich dort allein nicht hingetraut hätte, sondern ins Wirtshaus,

wo die Kirchtagsgäste noch beisammen waren, und fing dort ein noch ärgeres Geschrei an, als vorhin die Wirtschaftlerin gemacht hatte. „Im Pfarrhof san Räuber,“ schrie er, „d' Wirtschaftlerin hat die ganze Banda eing'sperrt, den Pfarrer haben's schon verschlagn!“ Jetzt erschrafen die Bauern noch mehr als vorhin der Schullehrer, und die Weibslent hoben ein Geschrei an, als wenn sie von den Räubern schon an den Spieß gesteckt worden wären und Traubendorf an allen Ecken gebrannt hätte.

Die Männer und Burschen faßten aber ein Herz, ergriffen rasch Leitern, Mist- und

Heugabeln, Dreischlegel und was sie sonst just erwischten, und zogen zum Pfarrhof. Der Deutschmeister-Franzl, der gerade auf Urlaub daheim war, zog mit dem blanken Säbel voraus. Aber je näher sie zum Pfarrhof kamen, desto mehr stiegen ihnen die Grausbirn' auf, weil sie fürchteten, die Räuber könnten Gewehre bei sich haben und aus dem Keller heraus-schießen. Der Moa-Hiesel, der in Wien als Hausknecht gedient und dort in der Zeitung von einem Franzosengeneral gelesen hatte, der tausend Araber, die in einer Felsenhöhle versteckt waren, hat ersticken lassen, meinte, sie sollten in die Kellerlöcher brennende

weil sie fürchtete, daß der Pfarrhof und vielleicht das ganze Dorf in Flammen aufgehen könnten.

Zuletzt nahm der Deutschmeister-Franzl all seine militärische Kurasch zusammen, stellte sich mit dem bloßen Säbel an die Kellertür und schrie mit seiner laut dröhnenden Bärenstimme hinunter: „Kimm't's auffa, ös Räuber wenn's euch traut's!“



Der Deutschmeister-Franzl zog mit dem blanken Säbel voraus.

Jetzt kam auch einer herauf; doch war es kein blutdürstiger, bis an die Zähne bewaffneter Bandit, es war bloß der todesblasse Herr Pfarrer, der nichts als Pantoffeln und ein Nachtleibchen an hatte. Als dieser die Männer mit

den Heugabeln und Dreischlegeln und den Deutschmeister-Franzl mit dem Säbel erblickte, meinte er, es seien richtig Räuber in seinem Haus, und sank vor Schrecken auf die Knie und bat nur um sein nacktes Leben. Jetzt, als alle den Herrn Pfarrer erkannten, kam die Reihe des Erschreckens an die Wirtschaftlerin. Sie hat jetzt die Männer mit aufgehobenen Händen, sie möchten schauen, daß sie so schnell wie möglich fortkämen, und ihren Weibern nichts davon erzählen, da sonst die Geschichte im ganzen Pfarrsprengel ausgeplauscht würde.

Später, als sie mit dem Pfarrer allein war, hat die Wirtschaftlerin dem Hochwürdigem den ganzen Milchkulanz aufgeklärt.

Der Pfarrer wurde darüber so giftig, daß er's im ersten Zorn ein' „Dienstboten“ hieß, einen Namen, den er ihr vorher niemals gegeben, obwohl sie schon zehn Jahre bei ihm war.

Am nächsten Morgen hatte er seinen Ärger schon wieder verschlafen; aber er soll das Gelübde getan haben, daß er nie mehr heimlich in den Keller gehen wolle.

Der dankbare Kupferschmied.

Humoreske von F. F. Masaidel.

Ich habe manchem zu einer guten Stelle und manch andern zu Reichthum verholfen; Gefälligkeiten und kleine Freundschaftsdienste habe ich vielen erwiesen. Doch habe ich in der Regel dafür wenig oder gar keinen Dank geerntet.

Nur einer hat sich gegen mich außerordentlich dankbar gezeigt, und von diesem hatte ich es eigentlich gar nicht verdient

Es war ein Kupferschmied, der mit mir unter einem Dache wohnte. Er war ein geschickter Handwerksmann und hatte nur den Fehler, daß er mit dem Gelde nicht zu hausen verstand und gern ein Gläschen über den Durst trank.



Als dieser die Männer erblickte, meinte er, es seien richtig Räuber im Haus.

Strohbüschel hineinstecken und die Räuber wie die Schwabentäfer ausbrennen. Aber der Deutschmeister-Franzl meinte, er als kaiserlicher Soldat müßte sich schämen, zu einem so niederträchtigen Mittel zu greifen, und die Wirtschaftlerin war auch dagegen,

Schon vormittags sah man ihn — wie viele andere Gewerbsleute — im Wirtshaus, wo er sein Gabelfrühstück einnahm und die Wirtschaft seiner Ehehälfte überließ.

Zum Glück war diese wirklich seine „bessere Hälfte“; sie war eine sehr energische und sparsame Frau, die mit Hilfe ihres sechzehnjährigen Sohnes das Geschäft zusammenhielt.

Eines Tages kam die Frau zu mir und klagte mir, daß ihr Mann mehrere größere Zahlungen zu leisten habe und nicht wisse, wo er das nötige Geld aufstreifen solle. Sie hätte zwar ohne sein Wissen fünfzehnhundert Mark in die Sparkasse gelegt; das könne sie ihm aber nicht entdecken, weil sie dadurch ihren Mann sehr erzürnen würde, der nicht wissen dürfe, daß sie eine so bedeutende Summe heimlich beiseite geschafft. Darum wolle sie dem Manne sagen, ich hätte ihr das Geld geliehen, das sie aus der Sparkasse holen und ihm einhändigen wolle.

Ich wollte anfangs auf diesen sonderbaren Plan nicht eingehen; allein da mich die Frau dringend bat, gab ich endlich nach und sagte, sie möge tun, was ihr gut dünkte.

Mehrere Tage darauf kam der Mann zu mir, um sich für meine Gefälligkeit zu bedanken. Er versprach, das Geld möglichst bald, entweder einmal oder in Raten, zurückzahlen. Ich entgegnete, er brauche das Geld nicht selbst zu bringen; er möge es nur seiner Frau geben, die es mir dann bringen könne. Nun wollte er mir für die Summe von tausend Mark (so viel hatte sie aus der Sparkasse herausgenommen) einen Schuldschein ausstellen, was ich ablehnte, da mir sein Wort genüge. Endlich fragte er mich, wie viel Zinsen er mir zahlen müsse. Ich antwortete, daß ich kein Wucherer sei und keine Zinsen nähme.

Von diesem Edelmut war der gute Mann so gerührt, daß ihm die Tränen in den Augen standen. Ich benutzte diesen Moment, um ihm das Versprechen abzunehmen, daß er in Zukunft besser wirtschaften und nicht den halben Tag im Wirtshaus zubringen möge. Es wäre genug, wenn er wöchentlich ein- oder zweimal ins Gasthaus ginge, um ein Glas Wein zu trinken.

Der Mann versprach mir hoch und heilig, daß er sich bessern wolle, und gab mir die Versicherung, daß er mir zeitlebens dankbar bleiben werde.

Der brave Mann hielt Wort.

Er arbeitete nunmehr Tag und Nacht und ging nur am Sonntag ins Wirtshaus. Nach Jahr und Tag hatte er seinem Weibe die ganze Summe, die sie ihm gegeben, zurückgestellt.

Nun hatte ich aber großes Kreuz mit dem Kupferschmied. Ueberall, wo er mir begegnete, fing er von der „großen Gefälligkeit“ zu reden an, die ich ihm erwiesen; wenn er mich im Gasthaus traf, wollte er durchaus die Zeche für mich bezahlen, und wenn nun gar noch einer seiner Bekannten dabei war, so stellte er mich diesem als den „besten und uneigennützigsten Mann“ vor, der je auf Gottes Erde gelebt hätte.

Nach etlichen Jahren hatte sich sein Geschäft so gehoben, daß er sich in einem Vororte der Stadt ein eigenes Haus bauen konnte, in dem er eine große Kesselfabrik errichtete, die er in Kompagnie mit seinem ältesten Sohne betrieb.

Als ich einmal in jenem Vorort zu tun hatte, kam ich zu einem schönen Haus, vor dem ein Mann stand, der mich überaus höflich grüßte.

Ich trat auf ihn zu und erkannte in ihm meinen Kupferschmied. Dieser ließ mich nicht mehr los und nötigte mich, sein Haus und seine großartig eingerichtete Fabrik zu besichtigen. Er führte mich überall herum, und als wir endlich in seine kostbar eingerichtete Wohnung kamen, rief er sein Weib und seine zahlreichen Kinder herbei und stellte mich ihnen mit den Worten vor: „Seht, Kinder, das ist der edle, großherzige Mann, dem wir unsern Wohlstand verdanken! Wenn mir dieser Ehrenmann nicht geholfen hätte, wären wir an den Bettelstab gekommen.“



„Seht, Kinder, das ist der edle, großherzige Mann!“

Ich mußte noch ein Glas Wein mit ihm leeren und versprechen, wenn ich in einer Notlage wäre, mich an niemand andern zu wenden als an ihn.

Mir schnürte es das Herz zusammen, und als ich glücklich wieder draußen war, fragte ich mich: „Wer von uns beiden ist der edlere Mensch? Er, der dir zeitlebens für deine Wohlthat dankbar geblieben, oder du, der du ihm diese Wohlthat nie erwiesen hast?“

Deutsches Sprach, schweres Sprach.

Ein Ungar trifft in Neapel unvermutet mit seinem Freunde, einem Deutschen, zusammen. „Freund meiniges,“ ruft er aus, „nein, wie mich das freut, meinen lieben Freundschaft hier zu treffen!“ Der Deutsche freute sich natürlich auch, berichtigte aber den Ungarn: es heiße nicht Freundschaft, sondern Freundschaft. Bald spazierten die beiden am Strande, und der Ungar rief begeistert: „Schau nur, Freundschaft meiniges, was ein schönes Freundschaft!“ Der Deutsche meinte: „Du wolltest wohl sagen: Meerbusen.“ Da wurde aber der Ungar ärgerlich und sagte: „Euch verfluchten Schwaben kann man es doch nie recht machen. Bald hobt Ihr Busen vorn, bald hinten.“

Der „Hollbeern-Wällem.“



Die Rabenau liegt unweit von Gießen und Marburg im Großherzogtum Hessen-Darmstadt und mag wohl eine der ärmsten Gegenden dieses ganzen Landes sein. Ihre Bewohner sind zum großen Teil gezwungen, in die Fremde zu gehen, um da ihren Lebensunterhalt zu suchen. Die Jugend einzelner Ortschaften wanderte früher fast durchgängig, soweit sie zu Hause abkommen konnte oder, besser gesagt, überflüssig war, nach Paris aus, um da des Nachts die Straßen zu kehren; andere wieder zogen in Fabrikstädte und wieder andere bildeten sich als Musiker aus, welche, zu Banden vereinigt, vorzugsweise nach England gingen, um da auf Jahrmärkten oder bei sonst passenden Gelegenheiten aufzuspielen.

Von irgend einer Gelegenheit, Geld auf der Rabenau zu verdienen, kann wirklich kaum die Rede sein. Der Boden ist arm, und ein Bauernstand, wie er im nördlich angrenzenden Ebsdorfer Grund mit seinen „fetten“ Dörfern zu finden ist, ist erst gar nicht vorhanden. Daher suchen die Rabenauer auf jede erdenkliche Art, sich ein paar Groschen zu verdienen. Wenn nämlich in den Wäldern um Marburg die Heidelbeeren reif waren, dann zogen die Schuljugend sowie die halb erwachsenen Burschen und Mädchen hinaus, um fleißig und unverdrossen die Walbfrucht zu sammeln. In den Waldungen der Rabenau selbst wuchsen diese Beeren nicht. Deshalb wanderte man vier Stunden Weges bis Marburg. Bei der Entfernung blieben die Leute oft zwei bis drei Tage weg. Sie lagerten dann meist nachts entweder im Walde selbst, oder suchten Unterkunft in einem nächstgelegenen Ort. Waren die mitgebrachten Körbe gefüllt, so zogen sie wieder heimwärts, um am anderen Tag den weiten Weg nach Gießen oder selbst bis nach Frankfurt anzutreten und dort die Beeren zu verkaufen.

Der Erlös bezifferte sich dann auf etliche Gulden, um welche man mehrere Tagemärche angewandt, nicht zu gedenken der Tage und Nächte, die man im Walde zugebracht hatte. Dafür bildeten dann aber diese kleinen Beträge für die Besitzer gewissermaßen ein Kapital. Denn da sie sonst nur mit Pfennigen und Kreuzern rechneten, so war ein Gulden Hartgeld für sie etwas ganz Außerordentliches. Mit liebevollen Blicken betrachtete man das Erträgnis seiner Mühe, knotete es in einen Zipfel des schmutzigen und zerrissenen Taschentuchs und hielt es mit der Hand fest in der Tasche, wenn man glücklich, zufrieden und reich heimwärts wanderte.

Lehrer Hintender Bote für 1904.

Ein heißer Julitag ging zu Ende. Das Getreide, welches meist verkümmert und klein im Halm auf den Äckern der Rabenau wuchs, waren schon gereift. Nur noch etliche Tage vielleicht, dann waren die Schnitter an der Arbeit, und weithin dehnten sich dann die zu Haufen zusammengekehrten Garben.

Dem heißen Tag war ein milder Abend gefolgt. Die Schuljugend in einem der Rabenauer Dörfchen, barfüßig und meist nur mit Hosen, Rock und Hemd bekleidet, jagte sich munter in dem Wiesengrund umher. Derselbe wurde von einem Bach durchflossen, der vom Walde herabkam, und an dessen Ufern knorrige Weidenstümpfe mit grünem Ausschlag standen. Die Wiesen, welche kaum geschoren, glichen einem Teppich; es mochte wohl ein köstliches Vergnügen sein, nach Herzenslust leichtfüßig und nur wenig bekleidet darin umherzuspringen.

Drüben am Rande der Wiese und dicht am Fußpfad, der aus dem Dörfchen nach dem Walde hinführte, stand abseits von den übrigen Häuschen ein einzelnes Hüttchen. Schon sein Äußeres verriet größte Armllichkeit. Es war ein nur kleines, einstöckiges Gebäude mit einem Strohdach und so niedrig, daß man es mit der Hand ganz bequem erreichen konnte. Rückwärts lag ein kleines Gärtchen, das jedenfalls den zugehörigen Grundbesitz darstellte. Mancherlei wurde dort gezogen, aber Gott mochte wissen, was es war. Wer über die zum Teil niedergetreteene Hecke hineinschaute, gewährte ein wirres Durcheinander von Pflanzen aller Art, aus denen etliche Bohnenstangen ragten. In einer Ecke stand ein aus alten Brettern zusammengeageltes Stälchen, in dem ein Ferkel grunzte. Schmutz und Unrat war um dasselbe aufgehäuft.

Am Eingang der Hütte sah es auch nicht freundlicher aus. Da lagen Reisig, Klöße und kleingeschnittenes Holz umher. Ein verkrüppeltes Pflaumbäumchen rechte gar traurig seine Ästchen hinaus. Auch ihm schien sein Dasein mehr Dual als Sonne zu bereiten. Das bißchen Schatten, das es wohl im glühenden Sonnenbrand zu spenden vermochte, reichte höchstens für eine Raße aus. In dem kleinen Fenster neben dem Eingang war keine Scheibe mehr ganz; das schadete übrigens bei der jetzigen Zeit nichts, und im Winter wurden Lumpen oder Heu in die Öffnungen gestopft. Trat man in die Hütte ein, so kam man in einen niedrigen Raum, dessen Fußboden aus festgetretenem Lehm bestand. Hier herrschte stetig Dämmerung. Nur hinten, nach der Wiese zu, fand sich ein Luftloch, welches aber je nach den Umständen verstopft oder offen war. Der Raum diente als Stall, Küche und teilweise auch als Aufenthaltsort für die Bewohner. Unterhalb des Luftloches, in einem düstern Winkel, mederte hinter einem Lattenverschlag eine Ziege, während in die andere Ecke, dem Eingang gegenüber, der Herd aus rohen Feldsteinen und Lehm hineingebaut war. Neben dem Herd lag, nur wenig mit Stroh bedeckt, ein Häufchen halbvertrockneter Kartoffeln und Kohlrabi, die wahrscheinlich drüben im Ebsdorfer Grund zusammen-

gebettelt waren. Ein unangenehmer Geruch erfüllte das Ganze. Eine Treppe, aus zwei übereinandergelegten Steinen bestehend, führte in die Wohn- und Schlafstube. Außer einem Strohlager befanden sich in der kleinen Stube noch ein kreuzbeiniger Tisch mit einer rohen Eichenbant dahinter, zwei Holzstühle und ein anderer sesselartiger Stuhl mit zerbrochener Lehne und einem mit Heu gepolsterten Sitz, der aber so aufgerissen war, daß das Füllmaterial herausging. Ein altes verstaubtes Spinnrad, ein Fußbänkchen nebst noch einigem anderen wertlosen Gerümpel vervollständigten die Einrichtung.

Das Klackerfeuer auf dem Herd zeichnete allerlei feltame Bilder an die Wände des dunklen Raumes; es beleuchtete auch ein altes Weib, welches auf einem dicken Stein neben dem Herd saß und das Kinn in die Hand gestützt hielt, während der Ellenbogen auf dem Knie ruhte. Die andere Hand, welche einen Stod hielt, lag nachlässig im Schoß. Das linke Bein, bis zum Knie dick mit Lappen bewickelt, hielt sie lang von sich gestreckt. Den Kopf hüllte ein dunkles Tuch ein, aus welchem ein faltiges, fahles Gesicht mit einer spitzigen Nase herauschaute. Ihre ein Glied zu regen, starzte sie auf den Topf auf dem Herde, in dem es zu kochen begann. Dann und wann nur schob sie mit den dünnen Knochenfingern etliche Hölzchen unter den Dreifuß, um die Kohlen in der Glut zu erhalten.



„Na, Wöllem, biste da?“ fragte die Alte, sich nach ihm umsehend.

Plötzlich ließen sich draußen Tritte vernehmen; man hörte, wie etwas vor die Hütte geworfen wurde. Gleich darauf erschien ein Bursche von etwa achtzehn Jahren in der offenen Türe.

„Na, Wöllem, biste da?“ fragte die Alte, sich nach ihm umsehend.

„Ja,“ erwiderte dieser, — „’s wär’ mir bald Nacht worden. Aber ich hab’ ne tüchtige Last Holz erwischt im Erlengrund. Nun hab’ ich aber auch Hunger.“

„Die Kartoffeln kochen ja schon.“

Wöllem setzte sich in die Nähe des Eingangs und langte einige unreife Äpfel aus der Hofentasche, welche er unterwegs aufgelesen und nun mit großem Appetit verzehrte. Er war barfüßig; sein Gesicht hatte eine dunkelgebräunte, etwas schmutzige Farbe; er sah zigeunerhaft aus mit seinem wirren, schwarzen Kopshaar, das, wohl noch niemals von einem Kamme berührt, ihm über die Stirn herabhing. Seine Hosen bestanden nur noch aus Lappen verschiedenster Farbe; sie war ihm viel zu kurz und slog ausgefranst um die bloßen Waden. Den Oberkörper umhüllte ein Leibchen, welches ebenfalls mit Lappen von kariertem Bettzeug, abgeblasstem blauen Leinen und sonstigen Stoffarten über und über gestickt war.

„Eßt aber ist’s das letzte Mal, daß ich in die Hellbeern*) geh’,“ sagte er. „Ich hab’ mir’s nun ’mal vorgenommen: ich geh’ nach England. Das Flötenspiel hab’ ich eßt gelernt auf dem Eberhard seiner Flöte, und der sagt, ich könnt’ schon mitgehen. Auch ’s Geigenpiel hab’ ich schon begriffen.“

„Du willst mit den Musikanten nach England?“ fragte seine Mutter. „Da haste mir schon mehr von geredet. Woher willst’ denn ’s Geld nehmen zu ’ner Flöte? Und ein wenig in Kleidung mußte doch auch sein, denn kannst doch so nit nach England gehn, wie du da bist. Da sperren sie dich ja ein als ’n Landstreicher.“

„Was ich brauche, werd’ ich mir von den Hellbeern anschaffen. Morgen ziehen wir los. ’s sind unser vielleicht zwanzig Köpfe. Die Musikanten machen im Herbst wieder nach England und dann reis’ ich mit ’n.“

„Geht dann ’s Mariche auch mit in die Hellbeern?“

„Nein, das ist eßt schon zu stolz dazu. ’s bild’ sich was ein auf ihr’n Eberhard, weil der wie ’n vornehmer Herr aus England kommen ist und hat ihm gleich ’n neuen Rock gekauft. ’s meint wohl, der dürst’s nit mehr sehen, daß es in die Hellbeern ging’, und der ist doch früher selbst mitgegangen.“

„Ich gäb’ dir ja gern mein’ Segen dazu, Wöllem, aber bedenk’ doch ’mal, was soll’s denn aus mir werden, wenn ich mein schlimmes Bein behalt’ und kann nit mal betteln gehn. Da müßt’ ich ja verhungern.“

„Ich schick’ Euch Geld aus England, Mutter,“ erwiderte Wöllem zuversichtlich.

„Weißt noch nit, ob du welches verdienst.“

„Na, die andern haben doch all Geld mitgebracht, wie die Leut’ erzählen. Seht doch ’mal, wie der Eberhard darum geht! Wie der feinste Herr! Vielleicht heilt ja auch Euer Bein, Mutter.“

Inzwischen kochten die Kartoffeln in dem Topfe gar munter, und es dauerte nicht lange, so waren sie gar. Die Alte nahm den Topf vom Feuer und

*) Heidelbeeren.

ließ von Wöllem das Wasser abschütten, hinaus vor die Türe ins Freie. Dann machten sich beide daran, ihr einfaches Mahl, Kartoffeln und Salz, zu verzehren.

Der Appetit Wöllems war allerdings so gesegnet, daß die Kartoffeln zum Sattwerden nicht reichten. Darum ging er in die Stube und holte sich noch ein Stück hartes Schwarzbrot, zu dem er einen Blechschöpfer voll Wasser trank. Als er fertig war, ging er hinaus, stieg den gegenüberliegenden Rain empor, auf dessen Kante oben ein kleines Häuschen thronte, zu welchem vom Dorfe her ein schmaler Pfad schräg aufwärts führte.

Auf einem Stein vor dem Häuschen saß ein junges Mädchen und strickte. Es war Marie, die Schwester Eberhards, auf dessen Geige und Flöte er die Musik gelernt. Sie hatte ein schmales schönes Gesichtchen, dunkle Augen und schwarze Haare. Man merkte es, daß sie etwas aus sich machen wollte, was bei der Armlichkeit ihrer Kleidung oft recht komisch wirkte.

„Mit in die Hellbeern gehste dann nit mehr, gelt Mariche?“ fragte der Bursche.

„Nein, Wöllem. Mein Bruder leid's nit, und ich möcht's auch nit mehr. Ich geh' in 'ne Stadt und neh'm' 'n Dienst.“

„Willst auch 'ne vornehme Dame werden, nit?“

„Wenn ich's kann, warum nit? Meinst, ich soll hier in unjerem armseligen Dorf sterben und verderben?“

„Wennste dann erst fort bist, wirste auch an den Wöllem nit mehr denken.“

„An dich?“ lachte das Mädchen, — „ja, Wöllem, warum soll ich denn an dich denken?“

„Na, wir sind doch Nachbarskinder von Jugend auf gewesen und haben als Kinder oft davon gesprochen, daß wir 'mal Mann und Frau werden wollten.“

„Du willst mein Mann werden, Wöllem, du?“ fragte sie, indem sie sich Mühe gab, recht erstaunt zu tun. „Du hast ja noch nit 'mal Schuh' und Strümpf' anzutun und denkst alleweil schon dran, mich zu heuraten? Nein, da muß ein anderer kommen!“

„Ich mein' ja auch nit, daß du mich so heuraten sollst, wie ich hier bin. Aber ich denk', wenn ich 'mal mit 'nem Hut auf dem Kopf und fein gewichsten Stiefeln vor dir ständ', daß das dann was anderes wär' wie alleweil! Da wär' ich doch der Hellbeern-Wöllem nit mehr, und weil ich der nit mehr wär', da würd'st du doch nit nein sagen, gelt?“

„Ha, Wöllem, das kån' noch drauf an! Möcht' aber doch 'mal sehn, was du für 'ne Positur mächtst in Hut und Stiefeln. Das sind Sachen, die bist nit gewohnt.“

Marie musterte ihn von unten bis oben.

„Brauchst deinen Spott nun grad nit mit mir zu treiben,“ sagte Wöllem verlezt. „Ich weiß ja freilich, daß man mich den Hellbeern-Wöllem heißt, weil ich der ärmste Jung' im Dorf bin und den ganzen Sommer in den Hellbeern liegen muß. Aber

drum kann's auch noch 'mal anders werden mit mir, so, daß du grad nit mehr Ursach' hast, dich über mich lustig zu machen. Aus deinem Bruder, dem Eberhard, ist doch auch was worden, und ich weiß doch noch als Kind, daß er grad nit viel besser ausjah wie ich auch alleweil.“

„Spotten hab' ich dich grad nit wollen,“ erwiderte das Mädchen. „Aber ich merk', daß du auch gern so 'n feiner Herr sein möcht'st wie der Eberhard, und dadrüber muß ich lachen. Denn ich glaub' nit, daß dir das gerät.“

Wöllem wollte etwas erwidern, als seine Mutter unten in der Tür der Hütte erschien, auf den Stoß gestülzt, und ihm zurief: „Ich denk', wenn's morgen in Wald gehen soll, dann wär's ekt Zeit, daß du dich legst. Um zwei Uhr dürst' wohl die Nacht 'rum sein.“

Ohne ein Wort zu sagen, machte sich Wöllem den Rain hinab. Seiner Mutter Wunsch war ihm stets heiliges Gebot.

Im Osten verriet ein fahler Schimmer den Beginn des Tagesgrauens. Die wenigen Sterne verloschen einer nach dem andern. Es war noch kein Laut vernehmlich und die Umrisse der Hütten des ärmlichen Dörfchens unterschieden sich kaum. Unter der großen Linde am Wege aber standen schon die Hellbeernsucher und warteten auf einige Verspätete. Auch Wöllem kam aus seiner Hütte. Er trug zwei Körbe und in der einen Hand ein zusammengeknötetes Tuch mit einem großen Stück trockenen Brotes. Er war barfuß und barhäuptig, und hatte dieselbe Kleidung an, in der er gestern abend noch gewesen. Die Körbe trug er über den Kopf gestülpt. Bald wären die Hellbeernsucher alle beisammen.

Ein altes Weib, die alte Lies, übernahm die Führung. Sie war Hellbeernsucherin von Jugend auf gewesen, und was sie anordnete, galt als Gesetz, dem sich jedes fügte. Sie war eine kleine hagere Frau, äußerst geschwätzig und beweglich.

So ging der Marsch in den grauenenden Morgen hinein, durch die wohlhabenden Dörfer des Ebsdorfer Grundes, hinüber nach den Bergwäldern, welche das alte Marburg von Süden nach Osten umziehen. Die alte Lies hatte schon den Plan entworfen: der Schwarm sollte sich zuerst an der Hemmerichs-Wand niederlassen, der schräg sich herabziehenden nördlichen Seite des lichten Kuppels, auf dessen Spitze, weit hin sichtbar ins Tal, ein alter Steinbruch sich besand. Dajelbst gab es Heidelbeeren in Menge. Von der Höhe des Berges bis in die Schluchten der ausgedehnten Wälder herab war nichts als eine grüne Fläche, welche nur aus Heidelbeersträuchern bestand, die sich nach allen Richtungen unter dem grünen Laubdach des Waldes weit hinzogen.

Die Schar zerstreute sich weit hinein unter den Buchen und Tannen und sammelte emsig bei gemächlicher Unterhaltung. Meistens sprach man über häusliche Angelegenheiten, oder man redete über irgend jemanden im heimatischen Dorfe; nur die



alte Lies wußte wieder etwas ganz Interessantes. Sie erzählte nämlich von den alten Haunen,*) die allhier begraben lägen und welche vor undenklichen Zeiten um den Berg herum gewohnt hätten. Man befindet sich also an einer Stelle, an der es nicht recht geheuer sei, was schon der Name Hemmerich beweise. An der Bergeswand hier hätte ein Hemmerich gehaust, der heute noch sein Revier hütete. Die der alten Lies Nächststehenden überließ ein Schauer, als sie das vernahmen. Zugleich freuten sie sich, daß sie in so großer Anzahl dem Hemmerich in sein Gebiet gerückt seien, denn der würde angefangen dessen doch wohl nicht erscheinen und sie verjagen.

Als die Nacht heraufbrückte, fand sich die Schar in kurzer Zeit zusammen und hockte um ein Feuer, welches am Hang des Berges an einer möglichst dichten Stelle angezündet wurde. Wer ein Kesselfchen hatte — und das hatten die meisten — der setzte es ans Feuer, um sich einen Kaffee zu brauen, nicht aus Bohnen, nein aus getrockneten, in kleine Würfel zerschnittenen Möhren. Das Wasser dazu spendete eine nahe Waldquelle.

Mittlerweile setzte es freilich einen Heidenspektakel, und die alte Lies hatte nichts weiter zu tun, als die vielfachen Streitigkeiten des lebhaften jungen Volkes zu schlichten. Aber endlich kam man doch zum Ziel. Als das Feuer erlosch, hatte man auch seinen Kaffee im Leibe — mit Ausnahme des Wöllem, der nur den Rest seines trockenen Brotes verzehrte. Dann versuchte jedes, sich im Laub und Gesträuch so gut zu betten, als dies eben möglich war. Die Nacht war warm; die Stille des Waldes wurde nur hie und da durch den Schrei einer Eule unterbrochen. Es dauerte darum auch nicht lange, bis alle eingeschlafen waren. Nichts verriet diese große Lagerstätte.

Es war Witternacht und der Mond stieg hoch über die Hemmerichs-Wand. Er warf seine bleichen Strahlen herab zwischen die Bäume bis tief in die finstern Schluchten hinein. Sie zeichneten allerlei gespenstliche Formen und Bilder unter den hohen Buchen, Tannen und unter dem Blättergewir. Da sprang ein Reh durch das Gebüsch und verursachte, daß einer der Schläfer sich erhob und schlaftrunken um sich starzte. Im bleichen Mondlicht erblickte der Erwachende richtig einen waffengerüsteten Recken mit dem blinkenden Schwert in der Hand und dem leuchtenden Helm auf dem Kopf.

„Huh — huh!“ rang es sich endlich von den Lippen des Erwachenden. Alle sahen jäh aus dem Schlafe und fragten, was es denn gäbe.

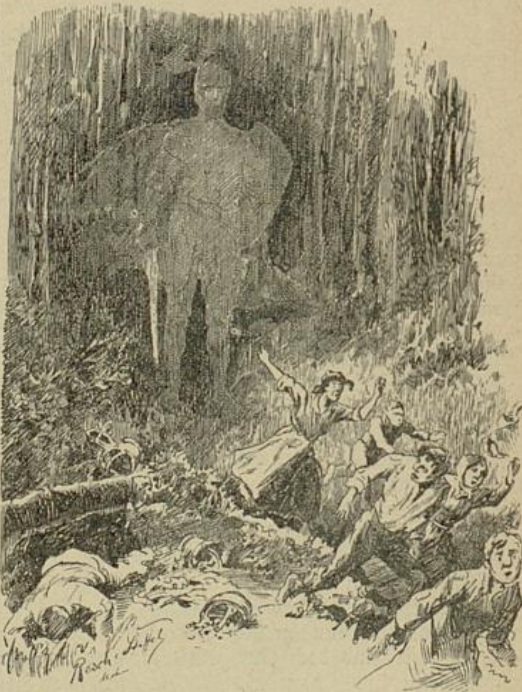
„Das Gespenst, das Gespenst, — dort steht's!“

Und in der Tat — alle sahen sie ein Gespenst, das eine sah es hier, das andere dort, — aber alle sahen sie eins.

„Der Hemmerich, der Hemmerich, — sagt' ich's nit!“ heulte die alte Lies, während sie ganz außer sich die Hände ineinander schlug. „Lauf, lauf, sonst sind wir alle verloren!“

*) Hünen.

Und alle liefen sie, als wäre der Teufel hinter ihnen; über Stock und Stein ging's durch den finstern Wald, und gar manches kam zu Schaden dabei, indem es entweder gegen einen Baum ramte oder über das Wurzelwerk stürzte. Die alten Weiber konnten endlich nicht mehr mit, und auf einer Waldwiese kam die Jagd zum Stehen.



„Das Gespenst, das Gespenst, — dort steht's!“

„Gott behüt' uns,“ leuchte die alte Lies, als sie sich inmitten der Wiese, die man die Badstube nennt, befanden. „Muß man denn um die paar Kreuzerchen so 'ne Angst ausstehn!“

Gleich darauf ging ein Streit los, der mit allem Eifer und größter Zungenfertigkeit geführt wurde. Keines stimmte mit dem andern überein, in welcher Richtung das Gespenst sichtbar gewesen; aber daß es der Hemmerich selbst gewesen sein müsse, von dem die alte Lies noch gestern erzählt, das gaben alle zu. Nun hatte man auch noch die Körbe an dem verurufenen Orte stehen. Doch daran dachte man jetzt weniger, weil es immer noch galt, das Aussehen des Gespenstes festzustellen. Darüber begann der Tag zu grauen. Jetzt wagte es denn auch die immer noch streitende Schar, sich wieder nach ihrer Lagerstätte zu begeben, weil wohl jetzt der Hemmerich sich wahrscheinlich wieder in sein kleines Reich tief unter der Erde zurückgezogen haben würde.

So war es denn auch. Vor dem beginnenden Tag war die unheimliche Gestalt entflohen. Man konnte es nicht begreifen, daß man sich so erschrecken ließ. Nur dasjenige, welches die Gestalt zuerst

gesehen, entsann sich noch genau, wo sie gestanden, An der betreffenden Stelle befand sich ein alter abgestorbener knorriger Buchenstamm mit teilweise faulem Holz. Unter dieser Baumleiche mußte sich also das Grab des gefürchteten Hemmerich sicherlich befinden. Man begann wieder das Sammeln und hatte bis gegen Mittag sämtliche Körbe mit Heidelbeeren gefüllt. Wöllem machte zwar ein trübseliges Gesicht, denn er hatte nichts mehr zu essen bei sich; es blieb ihm nichts weiter übrig, als den knurrenden Magen mit etlichen Händen voll Heidelbeeren zu befriedigen. Spät am Nachmittage langte die Schar wieder im heimatlichen Dörfchen an, wo das Erlebnis mit dem Hemmerich sofort mitgeteilt wurde. Die Geschichte war bis in den Winter hinein der beliebteste Gesprächsstoff.

Noch gar manchmal machte Wöllem in diesem Sommer, so lange die Heidelbeerenernte dauerte, mit seinen Genossen die Wanderung in die Wälder bei Marburg. So war es ihm denn auch endlich gelungen, so viel Geld zu erübrigen, um sich eine Flöte und einen Anzug kaufen zu können. Das Bein seiner Mutter war durch allerhand Naturmitteln soweit geheilt worden, daß die alte Frau wieder hinüber in den Ebsdorfer Grund beteln gehen konnte. So lange sie das noch vermochte, war keine Gefahr, daß sie verhungerte. Darum konnte Wöllem auch getrost nach England gehen.

Fast zur selben Zeit verließ auch Nachbars Marie oben am Main ihr kleines Häuschen, um in der Großstadt sich einen Dienst zu suchen. Wenn auch ihr hochfahrendes Wesen von neulich Wöllem arg verletzt hatte, so konnte er doch nicht anders, er mußte sich noch von ihr verabschieden. Als sie ihm die Hand reichte, meinte sie selbstbewußt: „Na, wenn wir uns in Jahren 'mal wieder treffen hier, wollen wir 'mal sehen, wer's am weitesten von uns gebracht hat: ob du 'ne Gräfin oder ich 'nen Grafen gekriegt haben.“

„So denk' ich nit, Marie,“ erwiderte Wöllem, „dir aber scheint's nur drum zu tun zu sein, 'mal 'nen Grafen zu kriegen.“

Ein halbes Duzend Jahre war vergangen. In dem Markts Flecken Glenmore in Schottland war Markttag, an dem es wohl just ebenso zuging, wie bei unseren deutschen Märkten auch: Gedränge, Geschrei und Musik dazwischen. Eine Bande Musiker, alle übereinstimmend gekleidet, durchzog die Straßen und erregte die allgemeine Aufmerksamkeit durch ihr flottes Spiel. Der Flötenspieler war es besonders, der die zartesten Töne seinem Instrumente zu entlocken verstand. Die Zuhörer warfen ihm reichlich Gelbmünzen zu. Auf die Mädchen machte schon sein äußeres Eindruck. Sein sonnenbranntes Gesicht war recht ausdrucksvoll, die großen dunklen Augen blickten so treuherzig in die Welt, und unter dem großen Filzhute quoll das dicke schwarze Haar hervor. Dazu war seine Gestalt schlank und wohlgeformt.

Die Einnahmen an diesem Markttag mußten für die Musikbände sehr gute gewesen sein, denn als sie abends in einer Herberge um einen Tisch herum saß, hatte der Älteste unter ihnen, der Meuersch Peter, einen großen Haufen Kleingeld vor sich liegen, das er nach den verschiedenen Münzsorten ordnete und zusammenzählte. Die andern unterhielten sich indessen über dies und jenes. Dabei kam auch die Rede auf das stolze Schloß, welches oberhalb des Ortes auf einem Hügel thront. Einer machte den Vorschlag, am andern Morgen den Schloßbewohnern eine Morgenmusik darzubringen. Die andern stimmten zu in der Hoffnung, daß dabei je nach der Laune der Herrschaft etwas Erkleckliches abfiel. Der Wirt gab gern über den Besitzer des Schlosses und dessen Familie Auskunft. Der Baronet of Glenmore, dem das Schloß gehörte, war Witwer und ein sehr reicher Mann. Er wohnte mit seiner Tochter Florence allein dort oben, beherbergte aber die meiste Zeit des Jahres fremde Gäste, die ihm behilflich sein mußten, die Langeweile zu töten. Von seinen beiden Söhnen war der eine in Indien, der andere bald in London, bald in Paris.

Die Musikbände begab sich also richtig am frühen Morgen auf das Schloß hinauf. Die Flügel des großen eisernen Tores zum Vorhofe waren geöffnet. Im Schloß selbst lag noch alles in tiefer Ruhe. Es war ein massiger Bau aus grauem Sandstein, mit langer Front, an den Seiten mit zinnenbekrönten Türmen. Von beiden Enden der Front aus erstreckten sich zwei Flügel rückwärts nach dem Parke hin. Das Eingangstor befand sich zwischen zwei gewaltigen Säulen, welche eine mit einem zinnenartigen Mauerkranz gekrönte Plattform trugen. Das Ganze machte einen zwar vornehmen, aber finsternen Eindruck.

Die Musikbände nahm Aufstellung, und der Meuersch Peter wandte sich an den Flötenspieler: „Wöllem, ekt kannste dich dann 'mal ins Zeug legen, damit wir in Ehren bestehen und sie uns am End' nit mit den Hunden vom Hof heken, denn man weiß immerhin nit, wie sie's aufnehmen. Ich glaub', sie liegen alle noch in den Federn.“

Auf ein Zeichen des Meuersch Peter begannen sie: „Lang, lang ist's her — —“, jenes zwar melancholische, aber doch so beliebte schottische Volkslied. Wöllems Flöte konnte dabei so recht zur Geltung kommen.

Hinter den hohen Bogenfenstern wurde es mit einem Male lebendig und hie und da erschienen Gesichter in den geöffneten Fenstern. Auch auf die Plattform traten jetzt etliche Personen, darunter ein gar liebliches Fräulein in hellem Kleide. Lichtes, goldblondes Haar fiel von dem reizenden Köpfchen bis auf die Schultern herab. So trat sie an die Brüstung heran, um dem Spiele der fahrenden Musikanten zu lauschen.

Das Lied fand bei der vornehmen Gesellschaft Beifall, sie klatschte wiederholt in die Hände, was die Spieler ermunterte, noch ein zweites Stück zum besten zu geben. Zuletzt noch fesselte der Wöllem

durch eines seiner Bravourjoli auf der Flöte die Zuhörer derart, daß selbst die langweiligsten Gesichter oben sich belebten und mit Interesse dem Spiele zuhörten.

Die aufmerksamste Zuhörerin war die junge Dame; traumhaft schaute sie in die Ferne, als suche sie dorten ein verborgenes Glück. Hin und wieder schaute sie den Flötenspieler an. Ob es allein sein Spiel war, was sie so gefangen nahm?

Wöllem setzte die Flöte ab, sah zur Plattform hinauf und gewahrte wohl, wie ihn das Schloßfräulein musterte. Aber was sollte ihm das? Er hatte ja nur um Geld gespielt. Er griff zum Hute und winkte hinauf.



Auch auf die Plattform traten jetzt etliche Personen, darunter ein gar liebliches Fräulein.

Die junge Dame wandte sich um und redete mit einem älteren, gar vornehm aussehenden Herrn, der hinter ihr stand. Als bald lud ein Diener die Musikanten ein, ins Schloß zu kommen. Sie wurden zu dem Herrn und der Dame, dem Schloßherrn und seiner Tochter Florence, geführt. Der Baron forderte sie auf, am Nachmittag bei dem Fest im Parke gegen gute Bezahlung noch einige Stücke zu spielen. Mittlerweile ließ Wöllem seinen Blick im Zimmer umherschweifen, dessen Luxus und Pracht den armen Sohn der Rabenau gar schier blendete. Dabei begegnete sein Auge demjenigen der jungen blonden Schottin, welche in sichtlicher Verwirrung zu Boden sah.

Der Diener wies hierauf den Musikanten ein Zimmer an, woselbst ihnen ein Frühstück aufgetragen

wurde. Als dann ergingen sie sich im Parke. Wöllem stellte dabei Betrachtungen an über das so verschiedene Los der Menschen. Welcher Reichtum und welcher Luxus bot sich hier seinem erstaunten Auge dar! Er hatte ja schon gar manchen stolzen Herrensitz während seiner sechsjährigen Abwesenheit in England und Schottland von außen kennen gelernt, aber noch nie war es ihm vergönnt gewesen, in das Innere so eines Märchenschlosses zu gelangen. Ja, wie mochten die Menschen so glücklich sein, die in solchem Überfluß leben konnten, die jeden Wunsch sich zu erfüllen vermochten! Wenn er dieses gewaltige Schloß mit dem herrlichen Parke, der wie aus Zauberhand entstanden schien, mit seinem elenden Hüttchen daheim und dem Gärtchen dahinter verglich, dann überkam ihn die Wehmut. Seine Mutter, welche noch lebte, führte ja wohl jetzt ein besseres Dasein als ehemals, denn er hatte ihr manch schönes Stück Geld geschickt. Aber wenn er den Luxus betrachtete, der diese Schloßbewohner umgab, so kam ihm das elende Hüttchen daheim noch um so armliger vor.

Am Nachmittag fand er noch mehrmals Gelegenheit, sein vollendetes Flötenspiel bewundern zu lassen. Man erkundigte sich nach seiner Heimat und fragte ihn noch sonst mancherlei. Er gestand auch, daß er ein fertiger Violinspieler sei und auch auf dem Klavier gut Bescheid wisse. Wenn nun Wöllem sich auch scheinbar teilnahmslos verhielt, so bemerkte er doch, daß mit der jungen Miß und den Gästen etwas nicht im Einklang war. Sie war die Königin des Festes, dafür war sie ja aber auch die Tochter des Schloßherrn. Sie nahm die Huldigungen, die ihr von den Gästen pflichtschuldigst dargebracht wurden, als etwas Selbstverständliches mit förmlichem Anstand entgegen. Dagegen deutete es Wöllem, als seien ihr die Aufmerksamkeiten eines schon etwas ätlichen Herrn mit rottem Haar recht lästig. Ob wirkliches Glück in den Herzen dieser vornehmen Leute wohnte, schien Wöllem alsbald doch sehr zweifelhaft.

Erst spät in der Nacht fand das Fest sein Ende. Die Musikanten erhielten eine fürstliche Belohnung und wurden verabschiedet. Während sie hinab nach Glenmore gingen, meinte der Meuersch Peter scherzweise zum Wöllem: „Die Klein' schien's denn auf dich abgesehn zu haben. Ich hab' bemerkt, daß sie kein Auge von dir verwandt hat.“

„Ihr macht dann immer gern Späße, Better Peter,“ versetzte Wöllem. „Unser Ari Leut' sind aus roherem Holz geschnitzt als so 'n feines Mädchen. Wer der gefallen sollt', müßt' ganz anders geartet sein wie ich.“

„Wer weiß,“ fuhr der Peter fort, „ob du ihr nit am End' besser gefallen tästst als wie der Rothhaarige, der sich so eifrig um sie 'rum machte. Ich wenigstens glaub's.“

„Kann ja schon sein,“ meinte der Wöllem leichtthin.

Dann sprach man von etwas anderem.

Am andern Morgen versammelten sich die Musikanten erst spät in der Wirtsstube, um zu frühstücken.

Sie hatten länger geschlafen als sonst, weil sie erst spät in der Nacht zurückgekommen waren. Dann eilte es ihnen heute auch nicht, weil sie erst zu beraten hatten, wohinaus sie des Weges ziehen wollten. Während sie um den Tisch saßen und gemächlich ihr Frühstück verzehrten, kam ein Bote vom Schloß, der nach dem Flötenspieler fragte. Wöllem meldete sich und erfuhr, daß er sofort noch einmal aufs Schloß zum Baronet kommen sollte.

Der Peter lachte verschmitzt bei dieser Botschaft und rief dem Wöllem zu: „Paß auf, die Klein' hat was fertig gebracht, denn weißt du: Weiberlist geht über alles, was auf Erden ist.“

„Macht keine Geschwäzer, Vetter Peter!“ erwiderte Wöllem trocken, indem er sich anschickte, mit dem Boten zu gehen.

Als beide die Stube verlassen, ergingen sich die Zurückgebliebenen in allerlei Mutmaßungen, weshalb man wohl den Wöllem nochmals aufs Schloß geschieden. Nur der Peter meinte ziemlich bestimmt: „Mir ahnt, daß wir unsern Flötenspieler verlieren, und was mir ahnt, trifft gewöhnlich ein. Ja, ich jag's nochmal: Weiberlist geht über alles, was auf Erden ist.“

Endlich kam der Wöllem zurück.

„Nun?“ fragten seine Kameraden wie aus einem Munde.

„Der Baronet hat mich aufgefordert, längere Zeit auf dem Schloß zu bleiben und seiner Tochter Unterricht im Klavierpielen zu geben. Er werde mich gut bezahlen. Was meint Ihr, Vetter Peter, soll ich's tun?“

„Daß du ein Narr wärst, wenn du's nit täts!“ fuhr Peter halb zornig auf. „So 'nem armen Jungen wie dir kann auch 'mal 'n Glück in Schoß fallen.“

„Wißt Ihr, Vetter Peter, mir fehlt's ein wenig an der Courage,“ erwiderte Wöllem unschlüssig. „Ich weiß nit, wie ich's mit dem feinen Fräulein anstellen soll.“

„Donnerstag, das wird sich schon finden, sei nur kein Löspel,“ posterte Peter. „Ich bin wahrhaftig schon 'n alter Kerl, beinahe sechzig, aber wenn ich heut' Dreie kriegt, so 'n hübsches Fräulein Baggeige spielen zu lernen, glaubst, ich thät' mich fürchten?“

„Ja, was kann mich denn das Fräulein nützen, Vetter Peter? Ihr tut grad so, als ob ich's freien könnt'. Daraus kann doch nie was werden!“

„Laß doch draus werden, was will! Und denk dran was, ich dir sag': sei kein Dummkopf! Aber trotzdem — alles in Ehr'n!“

Wöllem mußte sich noch manchen Scherz der Musikanten gefallen lassen, bis er endlich so weit war, wieder auf das Schloß zu gehen.

Etwa drei Wochen waren seitdem verflossen. Ein milder Abend lag über der Landschaft, über Schloß und Park von Glenmore. Finster und trozig schaute jenes vom Hügel herab; es herrschte tiefe Ruhe in ihm. Der Baronet war mit den Gästen auf mehrere

Tage nach einem entfernten Gute gefahren, woselbst große Jagden stattfinden sollten. Somit war das Schloß wie ausgestorben. Unter den hohen Bäumen und im Gebüsch, in dem sich breite Wege nach verschiedenen Richtungen verloren, herrschte schon Dunkelheit. An dem Ufer des kleinen Weihers hinter den hohen Tannen und Birken stand eine Erdbank, mit Moos dicht umkleidet. Dort saß ein junger Mann, der träumend in die dunkle Flut starrte. Es war Wöllem, dem es dieses zaubervolle Plätzchen angetan hatte. Während seines Aufenthaltes auf Schloß Glenmore suchte er es fast jeden Tag auf.

Alein nicht der liebliche Ort nur zog ihn seit etlichen Tagen an. Es war noch etwas anderes dabei, weshalb er in der letzten Zeit hierher ging, und deswegen war er auch eben wieder hier. Er saß schon seit einer halben Stunde, als es noch Tag war, und wartete. Plötzlich wurde am Eingang eine Gestalt sichtbar. Sie winkte mit der Hand und stand einen Augenblick, um zu lauschen. Dann kam sie vorsichtig näher und setzte sich neben Wöllem.

„Da bin ich wieder unbemerkt entkommen, William,“ flüsterte ihm Florence zu. „Ich muß vorsichtig sein, wie du dir wohl leicht denken kannst, — wenn es mein Vater erführe!“

Wöllem legte sanft den Arm um ihre Taille und ergriff mit der Rechten ihre kleine Hand.

„Ich kann es kaum fassen,“ sagte er, „wie es möglich ist, daß solch ein Wesen, wie du, mich, den armen Sohn des Volkes, mit seiner Liebe beglücken konnte. Ich lebe wie in einem Traume, und ich fürchte stets das Erwachen.“

„Gut, so laß uns träumen,“ erwiderte Florence, indem sie das Köpfchen an die Brust Wöllems lehnte und zu ihm empor sah. „Sieh, was konnte ich dafür? Deine Augen hatten mir's angetan, und ich kann es nicht sagen, was ich empfand, wenn dein Blick mich traf. Er zeigte mir eine fremde Welt.“

„Aber Florence, an das Erwachen müssen wir denken.“

„Meinst du, ich tue es nicht? Ich habe alles schon bedacht. Ehe mein Vater mit den Gästen zurückkehrt, reisen wir in der Nacht ab, ohne daß man im Schloß etwas merkt. Die Vorbereitungen habe ich schon getroffen. Wir fahren nach Greta Green, um uns trauen zu lassen, und dann über London nach dem Kontinent; zunächst nach Hamburg. Den Reiseplan habe ich schon entworfen, damit unsere Flucht ohne Aufenthalt von staten geht. Ich werde mich auch mit den nötigen Mitteln versehen, denn ich habe Gold, William. Ich wußte nicht, was ich mit all dem Golde anfangen sollte, das mir mein Vater jeden Monat zukommen ließ, und ich habe Schmuckjachen — ein Vermögen, William. Das nehme ich mit, denn es ist mein Eigentum.“

„Aber hast du auch bedacht, was du tust, Florence? Du verlässest deinen Vater, deine Heimat, dein Land, du verlässest alles, was dir lieb und teuer war,

und ich weiß nicht, ob meine Liebe, wenngleich sie auch ohne Grenzen ist, dir das alles ersetzen kann.“

„Und wenn sie das auch nicht sollte, so fürchte nicht, daß ich dir jemals einen Vorwurf mache. Ich konnte nicht anders, ich mußte dich besitzen. Und warum sollte ich mir ein Glück vereiteln, wenn ich es haben konnte? Wohl ist es wahr: ich habe es so eingerichtet, daß wir in Liebe zueinander entflammt sind, aber ich entschuldige mich vor mir selber, denn niemals würdest du es doch gewagt haben, aus freiem Triebe mir deine Neigung zu gestehen. Es war kein geringer Kampf für mich.“

„Florence, du bist ein Engel,“ sagte Wöllem zärtlich, indem er einen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Florence lächelte. „Vielleicht war es gerade die Art und Weise, wie man mich von allem fernhielt, die am meisten den Wunsch in mir rege machte, mich zu befreien. Sieh, ich hatte alles, dessen ich bedurfte, nur keine Liebe. Eine Mutter habe ich nicht gekannt, und ich habe doch so vieles von der Mutterliebe vernommen. Gewiß, mein Vater liebte mich; er liebte mich, weil ich seine Tochter war. Aber ich fühlte es doch, wenn ich ihm mit meiner kindlichen Liebe nahte, wie ihm das lästig war. Daher wurde mir auch jeder Wunsch, schon oft ehe ich ihn ausgesprochen, erfüllt, nur um keine Auseinandersetzungen herbeizuführen, die ich manchmal aus Langeweile wünschte. Aber jeder Anlaß dazu wurde mir durch eine nie versiegende Bereitwilligkeit zu allem entzogen. O wie sehr habe ich diese ewigen Gäste verwünscht; sie waren mir verhaßt. Denn sie, die Jagd und der Rennstall standen mir stets im Wege zum Herzen meines Vaters. Und ich mußte ein Herz haben, William, ich mußte. Sag, begreifst du mich nun?“

„Ich begreife,“ nickte Wöllem, — „und das Glück war mir hold.“

„Gewiß, das Glück führte dich mir in den Weg. Hätte ich dich nie gesehen, ich glaube, auch nie würde ich die Allmacht der Liebe empfunden haben. Ist nun mein Handeln auch nicht frei von Schuld, so habe ich doch keinen Anlaß, mich mit Selbstvorwürfen zu quälen. Mein Vater dürfte wohl bei einigem Überlegen selbst zu der Überzeugung kommen, daß eine Schuld an meinem Schritte ihn am meisten trifft, denn kann man es von einem Kinde anders erwarten, wenn es die übergroße Freiheit, die man ihm einräumt, um ihm die fehlende Zärtlichkeit zu ersetzen, nach seiner Weise ausnützt?“

„Ja, sagte Wöllem mitleidsvoll, „ich verstehe dich, arme Florence. Aber ich sehe auch, wie man sich täuschen kann. Als ich Schloß Glenmore mit seiner Pracht zum erstenmal sah, dachte ich, wie glücklich die Menschen wohl sein müßten, die in ihm wohnten.“

„Ja, glücklich,“ lächelte Florence bitter. „Das Glück wohnt selten in Schlössern. Aber ich sehne mich darnach, dein Hüttchen zu sehen, in welchem du geboren wardest. Und deine Mutter!“

„Du sollst alles sehen, wenn du es wünschest, aber täusche dich nicht.“

Florence erhob sich, während Wöllem immer noch mit ihrer kleinen Hand spielte. Dann sagte sie, nachdem sie lauschend eine Weile gestanden: „Wir müssen die Flucht morgen nacht ins Werk setzen. Ich hoffe auf dein Erscheinen zur bestimmten Stunde.“

Dann verschwand sie mit lautlosem Tritt, wie sie gekommen war.

Wöllem aber saß noch lange auf dem Erdssofa und sann — sann, bis der Mond über die hochwipfligen Tannen da drüben stieg. Ja, er fühlte es: das Glück wohnt nicht immer in den Schlössern, und die Macht der Liebe durchbricht die höchsten Schranken, welche Überlieferung und Adelsstolz um Menschenherzen aufgeführt.

In der folgenden Nacht harrete er schon lange an der bezeichneten Stelle, an der hintern Giebelseite des westlichen Schloßflügels, in unmittelbarer Nähe des Parkes. Er war vollständig reisefertig und niemand würde in ihm den einstigen Straßenumfanten wieder erkannt haben, noch viel weniger den armen Buben aus einer Hütte der Rabenau.

Endlich wurde ein Fenster oben geöffnet.

„William!“

„Hier bin ich, Florence!“

Sie warf ihm eine Strickleiter zu, die er am Erdboden befestigte. Dann kletterte er empor und nahm oben in Empfang, was ihm Florence gab. Darunter war ein Kästchen mit Gold und Juwelen. Nachdem er dies unten in Sicherheit gebracht, kletterte er abermals hinauf, um Florence beim Herabsteigen behilflich zu sein.

„Endlich,“ hauchte sie, als sie den Erdboden unter den Füßen fühlte. „O es wurde mir doch nicht so leicht, als ich es mir dachte.“

Dann bot ihr Wöllem seinen Arm, auf den sie sich stützte. Aber der Abschied wurde ihr recht schwer. Schon nach etlichen Schritten wandte sie sich noch einmal um und blieb stehen, um die Umrisse des Schlosses zu betrachten. Dann brach sie in krampfhaftes Weinen aus, während sie sagte: „Ich werde es wohl niemals wiedersehen. Und ist es nicht das Haus meines Vaters, welches ich auf ewig verlasse? O William!“

Auch dieser war von dem Leid ergriffen, das sie beim Scheiden empfand. Gefaßt eilten beide lautlos nach einer Stelle der Parkmauer, wo ohne viel Mühe hinüberzukommen war. Dann eilten sie hinab nach Glenmore, um in den nächsten Zug einzusteigen, der sie nach Greta Green führen sollte.

Als der Baronet am andern Tag mit seinen Gästen zurückkehrte, erfuhr er von der Dienerschaft, daß seine Tochter mit dem Musiklehrer verschwunden sei. Er war natürlich wie vom Schlage gerührt. Aber was nützte ihn sein Toben und Schelten?

Er machte sich sogleich reisefertig und eilte hinunter auf den Bahnhof in Glenmore. Dasselbst erfuhr er, daß in der Nacht ein Herr und eine tiefverschleierte Dame in der Richtung nach Greta Green eingestiegen seien. Also fuhr er hinterher. In Greta Green teilte man ihm mit, daß eine

Trauation in aller Eile vollzogen worden sei und das junge Paar sich bereits in London befinden müsse. Aber auch in der Hauptstadt kam er zu spät an, um eine Abreise der beiden verhindern zu können. Sie befanden sich bereits auf einem Schiff nach Hamburg. So kehrte er denn unverrichteter Dinge zurück.

In dem armen Dörfchen auf der Rabenau langten eines Tages zwei „vornehme Leut“ an, welche die schlichten Bewohner desselben nicht wenig in Aufregung versetzten. Sie ritten auf Pferden, und ein Diener folgte ihnen. Die Kinder liefen natürlich hinterher, und man war über die Mäßen erstaunt, daß sie mit solcher Sicherheit ihren Weg fanden und plötzlich draußen vor der elenden Hütte der alten Wiesengret — so nannte man Wöllem's Mutter — Halt machten.

Die Alte saß vor der Hütte und blickte teilnahmslos den Ankommenden entgegen. Wer waren sie und was führte so vornehme und reiche Leute vor ihre armselige Hütte?

„Mutter,“ klang es da von den Lippen des jungen und stolzen Herrn, der vom Pferde sprang und sich zu ihr neigte. „Mutter, kennst du mich noch?“

Die Alte beschattete ihre Augen mit der Hand und dann sagte sie zweifelnd: „Wöllem, bist du's wirklich?“

„Ich bin's, Mutter, und das da ist deine Schwiegertochter.“

Die Alte erhob sich mit Hilfe ihres Sohnes und dann half dieser seiner jungen Frau vom Pferde, welche ihrer Schwiegermutter mit freundlichem Lächeln entgegentrat.

„Das wär' dein Frauchen, Wöllem? Ach Gott, das ist ja ein Engel!“

Wöllem führte nun Florence in das Innere der Hütte. Hier konnte er ihr allerdings nicht viel zeigen, — nichts als Schmutz und Armseligkeit.

„Gelt, welcher Unterschied zwischen meiner Geburtsstätte und dem stolzen Schloß in Schottland!“

„Armer William!“ flüsterte Florence tief bewegt. „Dies Bild hätte ich mir von deiner Heimat nicht gemacht.“

Es war natürlich wie ein Lauffeuer im Dorfe herum, daß die Fremden der Wiesengrets Wöllem nebst seiner jungen Frau seien. Und Gott mochte wissen, woher es die Leute ahnten: sie erzählten auch sogleich, daß sie die Tochter eines gar stolzen und reichen Herrn in England sei.

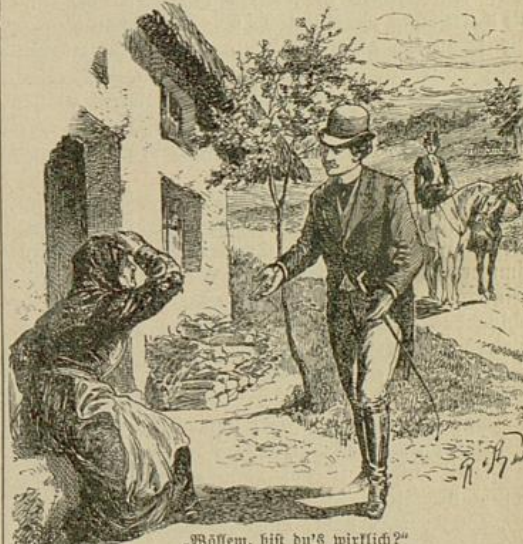
Die beiden blieben mehrere Tage in der Gegend und wohnten auf einem benachbarten Dorfe, wo man Florences wegen in einem ziemlich guten Wirtshaus Unterkunft nahm. Alltäglich wanderte Wöllem entweber allein oder in Begleitung seines jungen Weibes nach seinem Heimatsdorfe. So begegnete er denn auch eines Tages Nachbars Marie, wie sie barfuß mit einem Korbe auf dem Kopfe vom Walde her kam.

„Na, Wöllem,“ rief sie, als sie seiner ansichtig

wurde, — „hast's dann doch weiter 'bracht wie ich. Du hast wohl 'ne Gräfin, ich aber keinen Grafen 'kriegt.“

„Ja, 's kommt oft anders, als man denkt, und wenn man vorher sich viel vornimmt, wird's in der Regel gar nichts. Sag, wie geht dir's denn?“

„Mir wollt's in der großen Stadt nit gefallen, weil ich auch 'ne böse Herrschaft hatte, und da kam ich eines Tages wieder, weil ich's vor Heimweh nit



„Wöllem, bist du's wirklich?“

aushalten konnt'. Ich hab' ekt 'n Mann und drei Kinder. Ich komme aus dem Steinbruch, wo er arbeit', und wohin ich ihm 's Essen gebracht. Na, man muß auch so zufrieden sein, wenn's nit anders ist. Die alte Lies ist nun auch tot. Wir war'n doch manchmal mit ihr in den Hellbeern in der Marburger Gegend.“

„Ach ja,“ erwiderte Wöllem, — „ich dent' immer noch an die Geschichte im letzten Jahr, als uns der gespenstige Hüne an der Hemmerichs-Wand erschienen war. Sie behauptet's steif und fest, 's wär' 'n Gespenst; aber ich glaub' heut noch nit dran. Mit-gelaufen bin ich damals freilich auch.“

„'s war als schön zu jener Zeit,“ sagte Marie sinnend. „Na, du hast zwar kein' schlechten Tausch zwischen damals und jetzt gemacht und hast auch an deine Mutter immer hübsch gedacht. Aber gar 'n feines Frauchen hast du, Wöllem; die mußt du behandeln, als wär' sie von Glas. Ich hab' sie dieser Tage auf dem Gaul sitzen sehen. Sie sah dann anders um die Füß' 'rum aus wie ich.“

„Na ja, 's Barfußlaufen wie unserns hat sie freilich nit gelernt. Ich glaub', sie brächt's auch heut noch nit fertig, mit bloßen Füßen durchs Stoppelfeld zu laufen.“

„Das glaub' ich auch nit,“ lachte Marie, während sie sich zum Weitergehen anschickte.

Florence und Wöllem verließen bald wieder das

Dorf, in dem man sie wie ein Wunder angestaunt. Er hatte eine Stelle an der Theaterkapelle einer großen süddeutschen Stadt angenommen. Seine Mutter aber zog es vor, nicht mit ihm zu ziehen, wie er ihr angeboten; sie wollte lieber in ihrer Hütte bleiben, weil sie es von Jugend auf einmal in derselben gewohnt gewesen. Sie brauchte ja auch keine Not mehr zu leiden.

Florence fehlte zu ihrem Glück nur noch eins: die Verzeihung ihres Vaters. Sie hatte schon mehrere Briefe an ihn geschrieben, um dieselbe zu erlangen. Aber sie waren unbeantwortet geblieben. Das Kind, welches sie im Laufe zweier Jahre ihrem Gatten geschenkt, war so lieblich und so schön, daß sie nicht daran zweifelte, es würde auch die Liebe seines Großvaters finden.

Da meldete das Dienstmädchen eines Tages einen Herrn aus England, nämlich den Baronet of Glenmore. Florence winkte ihrem Mann, ins Nebenzimmer zu gehen. Sie wollte ihrem Vater eine peinliche Zusammenkunft ersparen. Allein auch ihr schlug das Herz gewaltig, als sie die Schritte ihres Vaters im Vorzimmer vernahm.

Da trat er ein, nachlässig und mit gleichgültiger Miene, wie sie es stets an ihm gewohnt gewesen. Er war also auch jetzt noch immer der Alte.

„Hast du nicht bedacht, daß ich dir fluchen könnte?“ fragte er, indem er sich ohne weiteres auf einen Stuhl niederließ.

„Du wirst es nicht, Vater,“ sagte Florence mit stehender Stimme und indem sie ihm die Hände entgegenstreckte, — „du wirst dein Kind nicht verfluchen!“

„Wohl! Aber hast du nicht überlegt, welchen Schimpf du deiner Familie antatest dadurch, daß du mit deinem Klavierlehrer heimlich entflohest? Ich hatte eine andere Wahl für dich.“

„Wen, Vater?“

„Nun, ich denke, du hättest es doch wohl merken müssen, warum Sir Archibald Elkinson, künftiger Erbe und Lord von Kingstone, dir seine Aufmerksamkeit erwies. War er doch ständiger Gast auf Glenmore Castle!“

„Ach, mir ahnte es damals! Ihn hattest du mir aufersehen? Dem Himmel sei Dank, daß mich ein gütiges Geschick vor ihm bewahrt hat.“

„Es ahnte dir also, und darum hast du den Plan, der dein Bestes wollte, durch deine Flucht vereitelt. Sag, was bist du denn jetzt? Die Frau eines Musikanten!“

„Wohl, das bin ich. Aber du kannst es ja nicht ermessen, Vater, wie teuer wir uns sind. Mein Mann trägt mich auf den Händen, und in seinen treuen Augen kann ich es lesen, wie lieb ich ihm bin. Sag, was würde ich Sir Archibald gewesen sein? Ein Spielzeug auf wenige Tage, eine vorübergehende Befriedigung seiner übersatteten Laune.“

„Liebe! Was ist Liebe? Für Leute unserer Art schießt sich das nicht! Deine Mutter quälte sich und andere auch mit derartigen Gedanken.“

Florence sah ihren Vater voller Mitleid an. Der Arme! Er hatte nie das Glück der Liebe gekannt. Sie nahm ihr Kind aus der Wiege und hielt es dem Großvater entgegen. Der Kleine lächelte und arbeitete mit den Händen auf ihn zu. Da schien das Eis zu tauen, das bis dahin das Herz des stolzen und kalten Mannes umschlossen gehalten. Er nahm den Kleinen und setzte ihn auf sein Knie.

„Wie heißt er?“

„William Sydney.“

„Also wie ich und — —“

„Und wie sein Vater! Darf ich ihn rufen?“

„Ich wünsche es nicht,“ sagte der Baronet abweisend. „Daß du ihn zum Mann genommen, konnte ich nicht hindern, aber eine Begegnung mit ihm möchte ich mir ersparen.“

Das Lächeln seines Entels aber vermochte es, dem kalten Mann einen Born zu öffnen, den er bis dahin noch nicht gekannt: den Born der Liebe.

„Ich fange an, dich zu verstehen, Florence,“ sagte er endlich. „Und ich habe die Empfindung, daß ich selbst manches an dir verschuldete. Ich verzeihe deinen Schritt und werde dir von heute an eine jährliche Rente von zehntausend Mark aussetzen.“

Damit holte der Baronet eine Brieftasche hervor, und entnahm ihr einen Jahresbetrag.

„O mein Vater, wie glücklich macht mich diese Stunde!“ sagte Florence, indem sie seine Hände ergriß.

„Wir sind noch nicht zu Ende, denn ich habe eine Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Niemals wieder darfst du den Boden Englands



Der Kleine lächelte und arbeitete mit den Händen auf ihn zu.

betreten, wenn ich nicht meine Hand von dir ziehen soll. Du begreifst, daß ich diese Bedingung unserem Namen schuldig bin.“

„Wohl, und es gelüstet mich auch niemals danach, wieder nach England zurückzukehren, wenn du

es nicht wünschtest. Ich will für sie alle nicht mehr vorhanden sein."

"So leb' denn wohl," sagte der Baronet, während er den kleinen Sydney küßte und seiner Tochter die Hand reichte, — "und finde dein Glück in der Liebe deines Mannes, ein Glück, das auf Glenmore Castle dir allerdings nicht zu teil werden konnte."

Damit verabschiedete er sich. Er hat seine Tochter niemals wiedergesehen. —



Der Papagei als Ehe- und Friedensstifter.

ebte da in einer Badestadt eine alte kränkliche Dame.

Die hatte einen Papagei und eine Wärterin. Der Papagei erheiterte seine Herrin durch sein drolliges Wesen, die Wärterin aber pflegte sie zu Tode.

Als der Kutscher, der sie im Leben oftmals spazieren gefahren, sie nun auch zur letzten Erholungsstätte, auf den Kirchhof, gebracht hatte, saßen die beiden, die

Wärterin und der Papagei, betrübt und erwartungsvoll beieinander, harrend, was nun aus ihnen werden sollte. Der Papagei kletterte von einer Stange zur andern, atmete schwer, sträubte das Kopfsgefieder, schlug die rotgrünen Flügel und rief in kläglichem Tone, wie er's von der Herrin gelernt hatte: "Ich bin so aufgereggt." Kein Wunder: denn ein neues, ungewisses Schicksal stand ihm jetzt bevor. Wie, wenn seine Herrin nicht für ihn gesorgt hatte und wenn er an den ersten besten verkauft wurde. Gleich traurige Gedanken bewegten auch die Wärterin Marianne; wenn sie's auch nicht in Worten ausdrückte wie der redselige Vogel, ihre Mienen sagten's doch: "Ich bin so aufgereggt!"

Nach Verlauf einer Stunde kam der Herr Vetter des seligen Fräuleins zurück und tröstete die beiden Trauernden im schwarzen und bunten Kleide mit der einflussreichen Versicherung: "Die Selige hat auch für euch beide gesorgt; ihr sollt beieinander bleiben."

Am Abend, es war schon spät, Marianne wollte eben die Läden schließen, da sah sie vorm Fenster eine dunkle Gestalt herumtschleichen; sie fuhr zurück, aber die Gestalt trat aus dem Dunkel ans erleuchtete Fenster und sagte freundlich: "Guten Abend, Jungfer Marianne." Es war kein anderer als der Kutscher Klebsattel.

"Ach, Sie sind's?" rief die Jungfer. "Herrje, wie bin ich erschrocken!"

"Ich hab' mir's doch gedacht, daß es Ihnen in dem einsamen Haus jetzt ein bißchen bange sein wird, so einsam und allein. Auch könnten manche Leute auf böse Gedanken kommen von wegen der Erbschaft des Fräuleins. Darum hab' ich gedacht, ich müßte da ein bißchen Schildwacht stehen. Ich habe ja eine Art Pflicht, der Jungfer beizustehen, bin ihr oftmals so nahe gestanden oder gesessen, wenn wir als ausgefahren sind."

Die Jungfer Marianne war gerührt über diese Anhänglichkeit und Besorglichkeit. Der Kutscher benutzte gleich diese Stimmung und meinte: "Ja, Sie sollten nicht mehr so einsam durchs Leben gehen. Es ist doch zu traurig, wenn man keine Stütze hat und wie der Vogel auf'm Zweig lebt, jeden Tag hinausgestoßen werden kann. Sie werden's jetzt fühlen?"

"Ja, 's ist mir, als ob mir meine Mutter gestorben wär' und ich stünd' als verlassene Waise mutterseelenallein in der Welt, seitdem die Selige fort ist." Das neunundvierzigjährige Waisentind fing an, gottserbärmlich zu weinen.

Die teilnehmende freiwillige Schildwacht tröstete die Betrübte damit, daß es ja immer noch gute Menschen in der Welt gäbe, an die man sich anschließen könnte.

"Ja, aber eine so liebe Seel' wie die Selige werd' ich schwerlich mehr finden; wir haben uns so gut vertragen."

Der Tröster meinte, es gebe noch andere liebe Seelen, es müßte ja nicht gerade eine Herrschaft sein; eine Kranke sei auch nicht immer ein Engel, wenn sie es auch bald werden wolle, namentlich eine weibliche; und im allgemeinen wäre es mit den Mannsleuten besser auszukommen als mit Weibern, die ja alle wunderbar seien.

Das sei wohl wahr, gestand die Jungfer zu; aber wo geschwind einen solchen Dienst finden.

"Dienst? Muß es gerade ein Dienst sein? Man hat doch auch einmal das Bedürfnis, selbständig zu werden, nachdem man sich so lange in andere hat schicken müssen. Ich weiß ja auch, wie's einem zu Mute ist, wenn man zwanzig Jahr gedient hat."

Er seufzte und sie tat ebenso.

"Ich habe schon gedacht, wie's wär', wenn man ein Stück Land pachtete oder kaufte und eine Gärtnerei anfinge, das hier noch besser ist und einträglicher als die Kutscherei. Aber da muß man zu zweit sein — eins muß im Garten arbeiten und das andere auf dem Markt sitzen."

Jungfer Marianne schwieg; aber zu sich selber sagte sie: "Aha, der hat heut auf dem Kirchhofweg etwas aus dem Gespräch des Herrn Veters mit dem Notar erlurt und will in dein Vermächtnis von der Seligen hineinheiraten. Nimm dich in acht!" Und sie schaute ihn daraufhin forschend an.

Der gutmütige Kutscher legte das aber anders aus und rief: "Jungfer Marianne, Sie sollten heiraten!"

"Ach was! Wenn man so alt ist, soll man nicht

mehr heiraten.“ Das sollte abweisend und schämig herauskommen. Es klang aber mehr so, als wenn sie gerade das Gegenteil im Sinne hätte; darum rief der Freier eifrig: „Ach was, zu alt? Das Alter, in dem wir stehen, sind ja die besten Jahre. Da hat man sich die Hörner abgelaufen und verträgt sich am besten.“

„Hm, hm,“ machte Marianne. Man wußte nicht, traute sie ihm oder traute sie ihm nicht.

„Meinen Sie? Wir zwei würden ganz gut zu einander passen. Wir sind ja so oft miteinander auf dem gleichen Wagen gefahren und haben nie Händel gehabt.“

Das mußte die Jungfer unbedingt zugeben; freilich dachte sie nicht daran, daß sie jeweils drinnen und er draußen auf dem Bock gefahren, und daß sie einander den Rücken zugekehrt hatten.

„Sind Sie nicht immer gut mit mir gefahren?“ fuhr der Freier fort; „so wird's auch weiterhin gehen.“

„Wir wollen sehen.“

„Also . . .“

„Ich muß mir's überlegen.“

„Sie werden sehen, wir werden einig und bleiben einig.“

Marianne sagte nichts darauf. Aber Boccaccio, der Papagei, der über dem Gespräch aufgewacht war, saß in einer trübseligen Stellung, die er der Seligen abgelauscht hatte, mit schlaff herabhängenden Flügeln und seitwärts geneigtem Kopfe und rief mit weinerlichem Tone: „Ach, das ertrag' ich nicht!“

Er wiederholte das noch mehrmals, bis er wieder einschlief. Seine Pflegerin ging noch lange mit sich selber sprechend im Zimmer auf und ab. Die zweite „Heiratsnarrsch“ war über sie gekommen, und die soll noch heftiger sein als die erste.

Am andern Tag fragte sie den Herrn Vetter, sobald sie seiner nur ansichtig wurde, was mit ihr eigentlich werden sollte; sie müsse baldigt Gewißheit haben, wie sich ihr Leben gestalten werde, denn sie habe ein dringliches Anerbieten erhalten, worüber sie sich sofort entscheiden müsse.

Der Herr Vetter setzte ihr auseinander, daß die Selige in ihrem Testament für ihre treue Wärterin und den Papagei in gleicher Weise gesorgt habe, nämlich so: sie habe fünftausend Gulden ausgesetzt, davon solle Marianne die Renten ziehen und den Papagei pflegen. Wenn dieser aber sterbe, so fielen diese fünftausend Gulden dem Waisenhaus zu. Der Stadtrat habe also die Pflicht, jedes Vierteljahr zu kontrollieren, ob der Vogel noch am Leben und gut gehalten sei.

Ein abscheuliches Vermächtnis! Das sieht ihr ähnlich, der wunderlichen, alten Schachtel, mehr für den Vogel als für die Wärterin zu sorgen! Die Renten von fünftausend Gulden und nur auf Zeit — da waren keine großen Sprünge zu machen.

Also durfte Marianne nicht höher hinaus mit ihren Ansprüchen als bis zur Frau des Kutschers Klebsattel. Die sieben Jahre, die er jünger war,

wurden schon aufgewogen durch zweihundert Gulden Leibgeding. Er kennt die Sache, hat dir den Antrag gemacht, also probier du's mit ihm, wie 's Heiraten tut.

Und sie probierte es und heiratete ihn.

Sie wußte's schon eine Zeit lang, wie's tut. Es tat so weit ganz gut. Warum auch nicht. Er war den größten Teil des Tages im Garten und sie auf dem Markt. Aber eines schönen Tages kam es doch zur ersten Schlacht. Der Kampfspreis war der Kassenschlüssel. Das Gefecht wurde als erstes weniger laut geführt, weniger mit Worten als mit Gebärden, Troken und Weinen. Er blieb Sieger, und eine böse Ahnung für gleiche zukünftige Fälle überkam sie. Am Abend wollte sie darum das Gefecht erneuern, aber vom Seufzen, Heulen und Unglücklichtun kam's zum Tellerrasseln und Türzuwerfen. Aber wie sie so recht anfangen wollte, sah sie plötzlich, wie der Papagei im Käfig die Federn sträubte, mit den Flügeln schlug, hin- und herflatterte und überlaut schrie: „Ich bin so aufgeregt! Ich bin so aufgeregt!“

„O Gott!“ rief sie erschreckt und fürchtete, dem Vogel könnte etwas passieren. Er aber brach in ein unbändiges Lachen aus über den „Bojazzo“, wie er ihn nannte.

Das Gewitter war mit diesem Zwischenfall entladen, eine milde Veröhnung folgte, wie wohlthätiger Regen nach der Wetterschwüle.

Das nächste Ehegewitter ging aber nicht so leicht vorüber. Eines Abends kam er sehr spät heim und hatte ein wenig über den Durst getrunken. Sie hatte lange gewartet, gewacht und sich auf eine Gardinenpredigt vorbereitet. Vor Aerger war sie nicht so besonnen, ihn mit der erfolgreichsten Weibewaffe, den Tränen, kurz und klein zu kriegen, sie wandte vielmehr ihre ganze Beredsamkeit an, um ihm den Kopf gehörig zu waschen. Er wäre ganz nüchtern geworden, wenn solche Reden kühlendes Wasser für den brennenden Schädel wären; aber sie wirkten wie Del, das ins Feuer gegossen wird. Er brauste gehörig auf und suchte den Mangel an glaubhaften Ausreden durch seine laute Stimme zu ersetzen. Da begann sie zu weinen, und gleichzeitig fing der Papagei mit jämmerlicher Stimme zu klagen an: „Das halt' ich nicht aus! Das halt' ich nicht aus!“ Dem tobenden Manne blieben die Worte im Munde stecken, als er den Vogel jammern hörte. Das trunkene Glend kam plötzlich über ihn, er setzte sich auf einen Stuhl und fing wie ein Kind an zu weinen über seine Schlechtigkeit. Er verschwor alles Trinken, welches einen solchen Jammer ins Haus bringe. So saßen sie eine Zeit lang da und heulten um die Wette, alle drei, bis die Frau sich ein Herz faßte und ihren Mann zu beruhigen begann. Mit Mühe gelang es endlich, seine Tränen zu stillen und ihn ins Bett zu bringen. Er besserte sich auch wirklich, wenigstens für einige Zeit. Eines Tages jedoch ließ er sich wieder einmal verleiten, ein wenig über den Durst zu trinken.

Aber lange bevor dieser Rückfall eintrat, entlud sich ein Unwetter, das schrecklichste und heftigste, am Egehimmel des Gärtnerpaares.

Dabei handelte sich's nicht um den schönsten Mamon, auch nicht um die häßliche Untugend der Unmäßigkeit, sondern diesmal griff's ans Herz: der Streitgrund war die leidige Eifersucht. Sie behauptete, er tue mit den Dienstmädchen, welche Gemüse vom Garten holten, zu schön und schenke ihnen noch Sträußlein. Er aber rechtfertigte sich und ließ es sich nicht verbieten; das gehöre zum Geschäftsvorteil. Und heiß genug ging's her, so heiß, daß die zwei sogar die warnenden Rufe des Vogels überhörten. „Ich bin so aufgeregt! Nein, das vertrag' ich nicht!“ Es blieb sogar bei bösen Worten nicht, sondern es kam zu Tätlichkeiten. Sie zerrte ihn beim Bart und er sie an den Böpfen. Ja, jetzt erhoben beide schon die andere freie Hand, und wer weiß — eine unheimliche Stille trat ein. Da ließ sich ein eigentümlicher Laut vernehmen, beide Streiter wandten sich um, beide ließen auf einmal einander los, beide riefen wie aus einem Munde: „Herrje, der Papagei!“

Mit entsetzten Gesichtern traten sie an den Käfig. Da lag der gute Boccaccio am Boden, die Augen geschlossen, — tot. Ja, er hatte recht gehabt mit seinem: das ertrag' ich nicht!

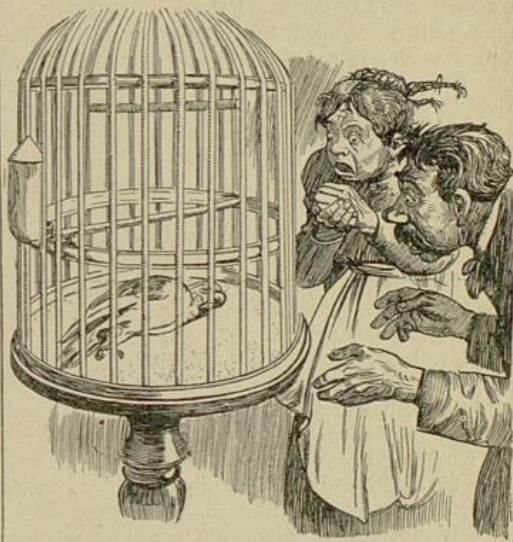
Er war zu vornehm für so starke Wutausbrüche, zu fein auch erzogen für so rohe Auftritte. Erschreckt und reuig saßen die beiden armen Sünder da, die zweihundert Gulden Rente waren hin, das Heiratsgut, um das er sie und sie ihn gekriegt hatte, war jetzt Waisengut, sie hatten ihr Glück mutwillig verschert. Er machte ein zornig-verdrießliches Gesicht, ihr kam das Weinen.

„Der arme Kaischo,“ jammerte sie, „o du guter, guter Vogel; mußt du so ums Leben kommen und uns um fünftausend Gulden bringen! Ach Gott, ach Gott, und morgen kommt schon die Kommission!“

„Kann man nicht geschwind einen andern ähnlichen kriegen?“ überlegte der praktische Ehegatte. „Gib ihn her, ich reiß' heute noch nach der Hauptstadt.“

Sie holte die Leiche aus dem Käfig. Sie liebte den Toten. Er war noch warm; ja was war das? Das Herzchen klopfte noch ein bißchen. War er am Ende noch nicht ganz tot? Oder sollte er gar nur in Ohnmacht gefallen sein, wie so oft seine einstige Herrin? „Mann, geschwind ein Glas Wasser!“ Er brachte es, sie goß es dem Leblosen über den Kopf; er schüttelte sich und spritzte den beiden die Tropfen ins Gesicht; diese wurden gar heiter, und als der lose Vogel sich vormurfsvoll, aber mit kräftigen Bewegungen und lauten Tönen als lebendig erwies, da fielen die beiden Eheleute einander um den Hals, lachten und weinten durcheinander und gelobten, nie mehr zu streiten. Denn wenn's auch diesmal gut abgelaufen war, man könnte nicht wissen, wie's dem zartfühlenden Tier ein andermal auf die Nerven schlagen möchte. Davan hatte die selbige Herrin ja auch gelitten und daran war sie auch

gestorben. Also Hand drauf, Friede halten, keinen Unlaß mehr zu Streit und Haber geben und nehmen. So versprachen sich die zwei Gatten an dem Vogelkäfig und standen da feierlich wie vorm Traualtar.



Mit entsetzten Gesichtern traten sie zu dem Käfig.

Sie haben in der Tat das Menschenmögliche getan, sich zu vertragen, den Hausfrieden nicht zu stören; und wenn's einmal eine kleine Scene setzte, so gingen sie wenigstens dem Papagei aus dem Wege. Damit war schon viel gewonnen, sie konnten sich nur verstoßen streiten. Im Hause vorm Papagei ging's ja nicht, und vor den Leuten, nun da ging's doch auch nicht recht. Und so verlernten sie das Habern mehr und mehr. Und es ist ihnen beiden gut bekommen. Denn sie wurden siebzig Jahre alt. Der Papagei überlebte noch beide und kam ins Waisenhaus für die fünftausend Gulden. Und dort erfreute er die armen Kinder noch lange mit seinen drolligen Reden und Gebärden. Auch respektierten sie seine Nerven und waren gleich ruhig, wenn er klagte: „Ich bin so aufgeregt“ oder „ach, das ertrag' ich nicht.“ In Ohnmacht ist er aber nicht mehr gefallen. Als er wieder wie tot dalag, war er's auch und verdient hat er auch die Ruhe, die er oft so gründlich gestiftet hat.

Abgetrumpft.

Von Maximilian Schmidt.

Jakob Mojschel war im ganzen Distrikte von alt und jung gekannt. Er handelte mit allem, was nicht niets- und nagelfest war, vorzugsweise aber vermittelte er den An- und Verkauf von Vieh. Er verstand, dessen Krankheiten auch mittels allerlei anscheinend nur ihm bekannter Tränklein zu heilen, was ihm in Folge einer Beschwerde des Veterinärarztes schon zu wiederholten Malen untersagt worden war, doch

stets vergebens. Heute hatte er neben seinen gewöhnlichen Geschäften im Markte Khäusen noch ein besonderes abzumachen. In der Nähe dieses Ortes hatte ein strebjamer junger Mann, namens Berger, ein Wasserwerk errichtet, um einen lukrativen Fabrikationsartikel herzustellen. Es ging auch alles sehr gut, nur zwangen die Baukosten den Fabrikanten zur Aufnahme eines Wechselbarlehens bei einem Bankhaus in der nächsten Provinzstadt. Die Zeit des Wechsels war abgelaufen, und der Fabrikant bat, ihm das Accept noch auf drei Monate zu prolongieren. Das vorsichtige Bankhaus wollte aber erst genaue Informationen einziehen, ob durch die Prolongation nicht irgend eine Gefahr entstände, und vertraute mit dieser Aufgabe Jakob Moschel, der in jener Gegend am leichtesten alles erforschen konnte, besonders bei dem Bürgermeister des Marktes, der mit dem Bankhause öfters geschäftlich verkehrte. Dieser war ein sehr bigotter Mann, oder richtiger gesagt, ein Frömmeler, dessen mit Eifer zur Schau getragene Religiosität eine geschäftliche Ursache hatte, denn er war Wachszieher und Kerzenlieferant für alle Kirchen im Umkreise. Sollte nun dessen Auskunft über Berger nicht günstig lauten, so hatte Moschel Auftrag zu sofortiger Protestation und Klage des Wechsels, was allerdings des jungen Fabrikanten Kredit erschüttern mußte.

Moschel war nun „gewest zuerst in der Fabrik“, wo er alles in musterhafter Ordnung und im besten Betriebe fand, und präsentierte dem Fabrikherrn den Wechsel. Dieser erklärte ihm, daß er das Bankhaus um Prolongation gebeten und die Antwort stündlich erwarte. Er bot Moschel, da er gerade beim zweiten Frühstück saß, einen Platz an seinem Tische an und regalirte ihn mit Wein, Fleisch und Cigarren, was dem Moschel eine „graufmächtige Ehre“ war und ihn für den leutseligen Herrn sehr einnahm. Mit dem Versprechen, wieder zu kommen, entfernte er sich. Nachdem er im Markte dort und da in die Häuser und Stallungen gerufen worden, begab er sich zum Bürgermeister. Er traf ihn beim Mittagstische und teilte ihm vertraulich den Wunsch des Bankhauses mit. Bei Nennung Bergers sprang der dickbelebte Mann in die Höhe, als hätte ihn eine Biper gestochen, indem er rief: „Nein, nein, gegen dieses räudige Schaf darf keine Nachsicht geübt werden, — je eher, je lieber muß ihn die Strafe des Himmels ereilen! Nicht prolongieren! Sofort dem Gerichtsvollzieher übergeben! Ist einmal der Anfang gemacht, so wird's nicht lange dauern, daß unsere christliche Gegend wieder von diesem stinkenden Näs gereinigt wird.“

„Wie heißt räudiges Schaf und stinkendes Näs?“ fragte Moschel, als sich der Bürgermeister wieder niedergelassen. „Hab' ich doch gesehen das schöne Wert und hab' mit dem leutseligen Herrn getrunken und gegessen, aber nichts gerochen als den deliziösen Duft von seinen Cigarren —“

„Seine Seele stinkt,“ unterbrach ihn der Bürgermeister mit scheinheiligem Blick zum Himmel. „War-

um nicht gar einem solchen Menschen Kredit geben!“

In diesem Augenblick stellte die hagere Bürgermeisterin auf den Tisch eine Platte mit prächtigem Gansbraten, dessen Duft dem Moschel sehnjuchterwedend in die Nase stieg. Der Bürgermeister merkte das, und obwohl als Geizhals bekannt, wollte er Moschel durch eine Einladung für sich gewinnen. Deshalb sagte er: „Setzt Euch dort hinten an das Tischl; meine Frau wird Euch auch ein Stück Gansbraten bringen.“

„Was ich heut bin ein beglückter Mensch!“ rief Moschel; „s ist aus der Weiß, seit Jahr und Tag hab' ich keinen solch guten Bissen im Mund gehabt.“ Damit setzte er sich an das ihm bezeichnete Tischchen. Die Frau, fuchsteufelswild über die ihr unbegreifliche Großmut ihres Mannes, holte aus der Küche das gänzlich vom Fleisch gelöste Gansgerippe, dentend: Für den Juden ist das gut genug.

Moschel nahm das unterbrochene Thema wieder auf.

„Wie heißt stinkende Seel? Kann ich mir das nicht vorstellen.“

„Dieser Berger, dieser Eindringling in unsere Gemeinde hat sich als gefährlicher Mitkatholik entpuppt,“ erklärte der andere, „er eskrecht sich, ganz offen zu sagen, er glaube nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes.“

„Wie heißt Unfehlbarkeit?“ fragte Moschel. „Ich bin ein Jud und weiß nur, daß der liebe Gott ist unfehlbar. Gibt's in Wirklichkeit eine solche auch bei dem Papste, der auch nur ist ein Mensch?“

„So gewiß, als Ihr einen Gansbraten eßt,“ entgegnete der Bürgermeister. „Wer das leugnet, ist ein Ketzer und braucht keinen Kredit.“

„Also,“ meinte Moschel ironisch lächelnd, „weil er nicht glauben will die Unfehlbarkeit, soll ich geben den Wechsel dem Gerichtsvollzieher?“

„Das sollt, das müßt Ihr, soll ich mit dem Bankhaus noch ferner Geschäfte machen, und Euch, merkt Euch das, Moschel, nehmt' ich dann auch nicht mehr in Schutz beim Herrn Amtmann, wenn man Euch als Kurpfuscher angreift. Ihr seht, wie ich wohlwollend bin und selbst mein Mittagsmahl mit Euch teile.“

Was das letztere betraf, so hatte Moschel bis jetzt nichts davon bemerkt. Vergebens hatte er sich bemüht, von dem leeren Gerippe auch nur ein bißchen Fleisch abzuschaben. Jetzt drehte er die entfleischte Gansbrust mit sarkastischer Miene hin und her und sagte: „Herr Bürgermeister, wenn an der Unfehlbarkeit ist nicht mehr daran wie an dem Gansgeripp — Sie werden verzeihen, ich bin ein dummer Jud —, da werd' ich doch lieber prolongieren den Wechsel und sein dem Herrn Berger gefällig. Empfehlt mich Ihnen und der Frau Gemahlin ganz untertänigst.“

Aber der Bürgermeister ließ ihn nicht so ohne weiteres fort, sondern suchte jetzt durch Drohungen seinen Zweck zu erreichen.

„Ich werde Euch zur Anzeige bringen wegen Kur-

pfuscherei," drohte er, „und veranlassen, daß man ein wachsameres Auge auf Euch hat. Die Leute sagen vielleicht nicht mit Unrecht: Ihr haltet's mit den Geistern und seid ein Hexenmeister.“

„Wie heißt anzeigen?“ erwiderte Moschel lachend. „Ich fürcht mer nit. Und was sagen die Leut', wer werd darnach fragen? Weiß ich doch auch, was sagen die Leut' über den Herrn Burgermeister.“

„Über mich?“ schrie dieser empödet. „Was sagen die Leute über mich? Das will ich augenblicklich wissen!“

„Gott du gerechter!“ entgegnete Moschel, schon unter der Türe, „schrei'n Se nit so. Wenn Se wollen wissen — sagen doch die Leut' von Ihnen das Konträr von mir: daß Sie's nit halten mit die Geister und daß Sie sein kan Hexenmeister! Maßzeit!“



Am Vollfeuer.

Wenn der Kalk und die Backsteine im Ziegelofen eingesetzt sind, wird mit dem Feuern begonnen, und dieses dauert drei Tage und drei Nächte. Die ersten vierundzwanzig Stunden wird nur mäßig geheizt, damit die Backsteine zunächst trocknen, und das heißt man das Rauchfeuer. Dann aber werden, damit die Hitze keinen allzugroßen Abzug hat, die Schür-löcher bis zur Mitte mit Backsteinen zugemauert, das Feuer stärker gemacht und der Ofen steht nun im Halbfeuer, wie man's heißt. Am letzten Tag aber werden die Schür-löcher noch mehr vermauert und nur noch kleine Öffnungen freigelassen, in die man ohne Unterbrechung klein gespaltenes Tannenholz wirft. Dadurch entsteht im Ofen eine Hitze, die einem, wenn man vor den Schür-löchern steht, fast den Atem benimmt. Das ist dann das Vollfeuer.

Daß ein solches Feuer nicht von einer und derselben Person Tag und Nacht unterhalten werden kann, ist erwichtlich. Die Leute lösen einander ab.

So machten sie es auch im Juni des Jahres 1876

beim Dillenpeter, dem Ziegler in Hitzingen. Der Meister war bis Mitternacht am Feuer gestanden. Nun aber fühlte er sich erschöpft und ging hinauf in die Kammer, um den Ziegelnecbt zu wecken.

„Stand uf e Gott's Kamme, Joggi, i möcht jek ins Bett. D'r Speck und 's Brot und d'r Wi sinn drunte-n uf em Tisch, wenn d' Hunger und Durst hejch. Sunst i ch alles recht bim Ofen, und i denk, in vier Stunde chajch zuemache.“

Der Joggi rieb die Augen aus, stand auf, zog die Hosen, die Holzschuhe und den blauen Schurz an und ging hinunter zum Ofen, wo ihm aber doch nicht alles so recht vorkam. Denn eines der bereits ganz zugemauerten Schür-löcher war bis zur Mitte wieder aufgestoßen und aus dem Ofen kam ein Geruch, so eigentümlich, daß Joggi ganz bedenklich den Kopf schüttelte und sagte: „I weiß nit, do i ch öbbis nit in d'r Druig. Do i ch öbbis 'gange!“

Indessen tat Joggi seine Pflicht. Er mauerte die vorgefundene Lücke, so weit erforderlich, wieder zu und morgens um fünf Uhr war der Brand soweit, daß er den Ofen ganz schließen konnte. Bei der Mehlsuppe aber machte er seine nächtlichen Wahrnehmungen bekannt, und der Meister und die andern Familienglieder ergingen sich in tausend Vermutungen. Da aber ein sie berührendes Unglück nicht vorlag und die Backsteine wohlgebrannt im Ofen standen, grübelte man der Sache nicht weiter nach.

„Seppe,“ fragte einige Tage nach diesem Vorkommnis die Nanzensoffie ihre Freundin, eine noch junge und hübsche Witwe, „wo i ch au 's Mareilli, i ha's scho e paar Tag nimmi gseh.“

„Jä so,“ gab diese zurück, „das ha-n i dir au no nit gsait: 's Mareilli i ch bi siner Tante in Guntstette. Sie het mer g'schriebe, sie heb so langi Zit und i soll ere des Ghind schicke, sie wöll's ufzieh. 's het's guet dört, 's choscht mi nit und i cha besser miner Arbeit no.“

Und die Frau Käfer, so hieß die Witwe, hatte viel Arbeit. Neben der Besorgung ihres Kramladens machte ihr aber auch die Liebe viel zu schaffen und zu denken. Und der Gegenstand derselben, der Jakob Müller, war ganz dazu geeignet, sie völlig aus dem Häusle zu treiben, wie man so sagt. Er war schlant wie ein Grenadier, blühend und kraushaarig, und die Augen — na, wenn die Käferin in diese blickte, war sie ganz weg und kam aus Rand und Band.

Der Jakob hatte einige Zeit ihre Neigung so halb und halb erwidert und hätte sich vielleicht zu einem Bund fürs Leben herbeigelassen, wenn sie ihm nicht gar zu aufdringlich gewesen wäre. Aber ihre Leidenschaft überschritt alle Schranken der Sitte und wider-setzte sich allen Geboten der Klugheit, so daß sie ihm ganz verleidete. Er ging und kam nicht wieder.

Das hielt sie nicht aus. Sie suchte ihn selbst auf und sagte also: „Jakob, jek sag, worum chunsch du nimmi zue mir, wo ich doch mit Leib und Seel an dir hang, wo ich doch jed-n Augenblick in Tod gieng für dich, wenn's si müesht! I ha scho denkt, mi Maideli müesht dir im Weg si. Das scheniert bi

nimmi, Jakob, 's isch furt bi siner Tante, sie het's zue-n ere gno und will's ufzieh'. Jek sag: witt mi neh, witt Ernst mache? Dhni dich will und cha-n i nit lebe!"

"Es geht nicht, Berta," sagte Jakob, "wir würden beide unglücklich, denn wir passen nicht zueinander. Und zudem, Berta, jetzt wollte ich schon gar nicht mehr. Denn daß du wegen deiner Leidenschaft das Mareili, dein eigenes Kind, weggeben konntest, beweist, daß dein Gemüt nicht das beste ist. Meinetwegen hättest du das Mareili nicht fortzuschicken brauchen; denn es war mir nicht nur nicht im Wege, sondern ich hatte das Kind sehr gerne."

"Du willst mich also verlassen und verstoßen, willst mich elend machen!?" schrie die Frau außer sich, indem ihr Gesicht die Blässe der Kalkwand annahm und ihre Augen im Ausdruck der wildesten Verzweiflung erglühten.

"Wir," sagte Jakob, dem es ganz unheimlich wurde beim Anblick dieses leidenschaftlichen Weibes, "wir waren noch nicht beisammen, also kann von einem Verlassen oder Verstoßen gar keine Rede sein. Aber heiraten, Berta, kann ich dich nicht, das habe ich nie besser gefühlt als in diesem Augenblick. Wir würden beide unglücklich werden. Gehe in Gottes Namen heim," sagte er milder, "und suche die Leidenschaft zu"

"Zu verbrennen!" schrie sie und eilte mit zerzausten, fliegenden Haaren und wild rollenden Augen von dannen.

Der Jakob aber sank in einen Stuhl, schlug die Hände zusammen und sagte: "Gott sei Dank, daß ich diesem Weib nicht ins Gange kommen

bin!"

Es ist Mitternacht, in Hilzingen liegt alles in tiefer Ruhe, und der Wächter, der von einem Rundgang durch den Ort zurück ist, will eben auf der Britsche des Wachlotals sich ausstrecken, — da zuckt es leuchtend inmitten des Dorfes auf. Eine Feuerfäule, von einer qualmenden, gelbschwarzen Rauchwolke eingehüllt, flammt hoch und weit in das Dunkel der Nacht hinein. Der Wächter geht zum Schulhaus und läutet Sturm, die Leute fahren er-



Wild auslachend, warf sie alle erreichbaren Möbel und Betten hinunter auf die brennende Stiege.

schreckt aus dem Schlafe auf, und: "Fürjo, Fürjo!" hallt es durch die eben noch so stille Nacht. Fackeln leuchten, Wagen rasseln, die Feuerwehr und halb-angekleidete Menschen eilen dem Hause der Frau Käser zu; denn dort ist der Herd des Feuers.

Als die Feuerwehr zur Stelle kam, hatte der Brand schon einen bedenklichen Umfang angenommen. Der ganze untere Stock stand in Flammen, die gierig nach weiterem Brennmaterial leckten. Das schien aber die Bewohnerin, die im zweiten Stockwerk zwischen Rauch und Feuer sichtbar wurde, wenig zu kümmern. Wild auslachend, warf sie alle erreichbaren Möbel und Betten hinunter auf die brennende Stiege, und als zwei Feuerwehrmänner mit Hilfe von Leitern oben bei ihr ankamen und sie retten wollten, sprang sie mit den Worten: "Wartet, i will z'erst goh 's Mareili hole!" ins Feuer.

Am andern Tag aber erhielt der Jakob Müller durch die Post einen Brief, der noch von Frau Käser abgeschickt worden war. Er konnte das schon aus der Adresse ersehen. Mit bebenden Händen und klopfendem Herzen öffnete er denselben und las:

"Lieber Jakob!

Du hast mich verlassen und verstoßen und drum werfe ich dieses elende Leben von mir. Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich verbrannt, wie mein Mareili auch; denn wisse, so groß war die Liebe zu Dir, daß ich Deinetwegen das Kind beim Dillenpeter in den Ziegelofen warf, mitten hinein ins Vollfeuer, weil ich wähnte, daß das Kind die Scheidewand zwischen mir und Dir sei. Mein Liebstes und Teuerstes, was ich hatte auf der Welt, habe ich geopfert und verbrannt, um Dich zu bekommen, aus Liebe zu Dir. Jetzt, da ich habe einsehen müssen, daß dieses Opfer umsonst gebracht ist, kann ich nicht mehr leben. Die verschmähte Liebe und die Gewissensbisse machen mir mein Leben zur Hölle; deshalb werfe ich es von mir, und wie das Mareili geendet hat, so auch ich, im Feuer finde ich Sühne, Ruhe und Frieden. Du aber werde mit einer andern glücklich, wenn Du kannst. Deine Dich in der Ewigkeit noch liebende

Berta."

Noch am gleichen Tage übergab Jakob Müller den Brief dem Bürgermeister, und dieser schickte ihn ans Gericht. Dieses kam und machte seine Erhebungen beim Dillenpeter. Doch dieser und sein Knecht konnten weiter nichts sagen, als das, was wir im Verlauf der Geschichte schon erfahren haben: daß eines Nachts ein Schürloch des Ziegelofens aufgestoßen und ein sonderbarer Geruch wahrzunehmen gewesen sei.

Da der Dillenpeter und sein Knecht in keiner Weise verantwortlich gemacht werden konnten und die Frau Käser verbrannt war, mußte das Gericht sich mit diesem Bescheid begnügen, und die Akten hierüber wurden geschlossen, wie es in der Gerichtssprache heißt.

Fatales Mißverständnis.



Gendarm (der einen des Wilderns verdächtigen Bauern, bei dem er Haussuchung vornehmen soll, gerade antrifft, wie dieser einen Hahnen vertilgt): „Aha, da komme ich ja gerade zur rechten Zeit!“ Bauer (vergnügt): „Natürlich, natürlich . . . Frau, einen Teller für den Herrn Wachtmeister!“

Kostenlose Betriebskraft für Pumpen,
Deutsche Windwerke
Kudolph Bruns
Dresden
 Landwirtsch. Gewerbl. Maschin. Electricität.
 30% Mehrleistung, 30% billiger als Windmotore.



5 Tage auf Probe ohne Nachnahme ohne Vorausbezahl. ohne Kaufzwang ohne Interessenten franko einen patent.

Petroleum-Glühlichtbrenner „Schapirolicht“ Modell 1903.

Leuchtet wie Gasglühlicht. Passt auf jede Petroleumlampe. Hermann Hurwitz & Co. Berlin C., Stralauerstr. 56. Wiederverkäufer Rabatt

72 erste Preise, darunter 31 goldene und 8 Staatsmedaillen. Schutzmarke.

Weltberühmte Raubtierfallen
Jagd- und Fischereiartikel.



Illustrierte Preislisten kostenfrei!
R. Weber. älteste deutsche Raubtierfallenfabrik
Haynau i. Schl. 80.



Öffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig.

(Unter Aufsicht und Verwaltung der Handelskammer.)

Segründet im Jahre 1831. — Die Reifezeugnisse berechtigen zum einjährig-freiwilligen Dienst — Ausserdem einjähriger Fachkurs für Schüler mit Freiwilligenschein. — Beginn des Sommersemesters Mitte April, des Wintersemesters Anfang Oktober.

Auskunft über Einrichtungen und Lehrgang der Anstalt erteilt Prof. B. Raydt, Direktor.

Technikum Elektra

Berlin SO. 16.

Schnellste und rationellste Ausbildung für alle Stellungen in der Praxis. Maschinenbau und Elektrotechnik. Eigene Werkstätten. Kursus für Einj.-Freiwillige. Volksschulbildung.

Prospekte kostenfrei.

Christophlack

als Fußbodenanstrich bestens bewährt
 sofort trocknend und geruchlos,
 von jedermann leicht anwendbar

gelbbrann, mahagoni, eichen, nußbaum und grau-rotbraun.

Niederlagen durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten, sonst direkter Versand. Postfrei, ausreichend zum Anstrich zweier Zimmer à 9 M. 50 Pfg. franko. Farbenmuster und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik

Franz Christoph, Berlin NW.,

Mittelstraße 11.

Schweizer zu Leib- u. Bettwäsche in reichster Auswahl.
Stickerei Für Brautausstattungen vorzügliche Gelegenheit. Muster gerne zu Diensten.

J. P. Locher, St. Gallen K. 1 (Schweiz).

Wer braucht **Linoleum?**

der verlange zunächst Offerte vom Linoleum-Versand-Geschäft von **Paul Thum, Chemnitz.** Muster bereitw. fr. gegen fr. Rückf. Preisl., Anleit. 3. Kgl. u. Beh. grat. u. fr.

Große Heiterkeit!



erzielen Sie mit unseren **Scherz-artikeln!** Preisl. über Scherz- und Spielwaren gratis u. fr.

Rudolf Langer & Co., Weinböden 39 b. Dresden.

Für nur 1 Pfennig pro Stunde

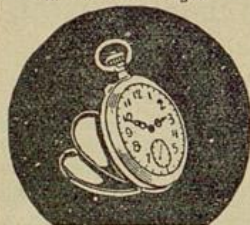


helles strahlendes Licht gleich 60 Kerzen (Hefner) gibt mein gross-artiger Petroleum-Glühlicht-Brenner, passt auf jede Petroleumlampe. Preis Mk. 5.50. Komplette Tischlampe Mk. 7.50, Hängelampen Mk. 12.—

Schmidt's Glühlicht

Berlin 200, Ritterstr. 75.

Beste Fabrikate
in allen Preislagen.



Jede Uhr ist genau kontrolliert.
Zwei Jahre Garantie.

Remontoirs Metall Mk. 3.75, 4.75, 6.75; Silber mit Goldrand, starke Gehäuse, von Mk. 10.— an, für Damen und Herren. **Repetitionswecker**, leuchtend, in 7 Min. 9 mal laut weckend, Mk. 3.75. **I. a. Wecker**, leuchtend Mk. 3.—, gew. Mk. 2.60. **Regulateure**, Nussbaum, Schlagwerk von Mk. 8; **Freischwinger**, 70 cm hoch, Goldpendel von Mk 13; **Herrenketten** Silber von Mk. 3, Nickel von 75 Pf. an.

Reparaturen jeder Art billigst unter Garantie.
Bei Bedarf bitte meinen reichillustrierten Katalog über Uhren, Ketten, Schmuck aller Art, Tafelgeräte, Feldstecher etc. zu verlangen (kostenfrei).

Einzelversand.

Umtausch oder Zurückgabe statthaft, daher keinerlei Risiko.

Eug. Karecker,
Lindau im Bodensee 640

Taschenuhrenfabrik und Versandhaus.

Überall erhältlich.

HARBURGER GUMMI-SCHUHE

Mit Rhombus-Stempel.

Bestes deutsches Fabrikat.

Verlag von Moritz Schauenburg
— in Lahr i. B. —

Unentbehrlich

für jeden Geschäftsmann, Gewerbetreibenden u. s. w.

Pultkalender

für 1904.

Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Vorrätig in den meisten besseren Buchhandlungen oder gegen Voreinsendung oder Nachnahme des Betrages nebst 50 Pfg. Porto zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung Moritz Schauenburg, Lahr i. B.

Kostenloses Pelzwerk

von Iltis, Marder, Fuchs, Otter u. a. m. durch Aufstellen von **Fallen, Fuchs- und Mardereisen** Nr. 11 b 4.50 Mk. Garantierte Fangsicherheit. Alle Sorten Fangapparate gegen Schädlinge im Hause, Felde und auf der Jagd bei sich im Hauptkatalog No. 193. Gratisversand.

Haynauer Raubtierfallenfabrik E. Grell & Co., Haynau (Schl.).



Photographieren Sie nicht?

Dann verlangen Sie sofort Katalog. Sie empfangen ab Fabrik zu Fabrikpreisen nur unsere erstklassigen weltberühmten Apparate gegen Barzahlung, aber sehr billig.

Polyphonograph-Gesellschaft
Berlin SW. 68.

Billigste Bezugsquelle aller Art Musikinstrument. u. Saiten.

Lederer & Kreinberg
Markneukirchen i. S. 408
„Ihre Instr. s. w. i. k. l. preisw. u. Jederm. zu empfehlen.“
Chr. Parussel
Mus.-Direct.

Unheilbare Geistesranke
finden Aufnahme in der
Privat-Irren-Pflegeanstalt
zu Schweicheln bei Herford.

Kranke Pferdehufe
Weimarerischer Hufschmiere

von Hofschonart **H. Fabricius, Weimar.**
Vielfach prämiert und tierärztlich empfohlen. Niederl. bei Schmiede- u. Sattlermstr., in Drogerien u. einschläg. Geschäften. Ausführliche Prospekte umsonst. Postföndg.: 2 gr. u. 2 Hf. Büchlein für Mk. 6.— franko auch direkt.



L. Luser's Touristenpflaster.

Sicher u. schnell wirkendes Mittel gegen **Hühneraugen, Schwielen** an den Fusssohlen, Fersen und alle übrigen **harten Hautwucherungen.** Wirkung **garantiert.** Durch die Apotheken zu beziehen.

Man verlange **LUSER'S** Touristenpflaster.
verpackt & i. M. 25 Pfg.

Hauptversendungs-Dépot:
L. Schwenks
Apothek
Meidling-Wien.
Nurecht, wenn jede Gebrauchsanz. u. jed. Pflaster mit der nebenst. Schutzm. u. Unterschr. vers. ist.
Empl. gummi. resin. cautechok mit 25% diallyl. Salicylsäure.

Die schöne Aussicht.



Gast: „Ist dies das Restaurant zur »schönen Aussicht?“ Wirt: „Jawohl, mein Herr!“ Gast: „Wo ist denn die schöne Aussicht?“ Wirt: „Einen Augenblick!“ (zum Hausknecht): „Bring 'mal die Leiter und 's Fernröhrle, Seppel!“

Glabbacher Feuerversicherungs-Gesellschaft.

(gegründet 1861).

Begebenes Grundkapital	6 000 000.—
Prämien- u. Zinseneinnahme i. Jahre 1902 ca.	6 690 000.—
Reserven aller Art	3 050 000.—
Versicherungssumme	3960 800 000.—

Die Gesellschaft versichert gegen mässige u. feste Prämien:
 a. Gebäude, Haus- und gewerbliches Mobiliar, landwirtschaftliche Objekte, Waren und Maschinen aller Art gegen Feuer-, Blitz- und Explosionsschäden.
 b. Spiegelglasscheiben gegen Bruch.

Die Gesellschaft versichert auch

Waldungen

(stehendes und im Walde lagerndes geschlagenes Holz) gegen Brandschäden, und bestehen für diese Versicherungsart besondere Einrichtungen. Die Prämiensätze für Waldversicherungen sind äusserst billig und die Bedingungen, welche unter Mitwirkung von Autoritäten im Forstfach aufgestellt sind, liberal und fachgemäss, wie von zahlreichen hohen und höchsten Behörden anerkannt ist.

Die Hypothekengläubiger werden im weitesten Masse geschützt.

Zur Vermittelung von Versicherungen empfehlen sich die Haupt- und Spezialagenten an allen grösseren Plätzen, sowie die Generalagenturen, für das Grossherzogtum Baden:

Gustav von Khuen in Karlsruhe, Friedenstrasse 15.

■ ■ ■ Schweißfüsse ■ ■ ■

werden trocken u. geruchl. nach kurzem Gebrauch von Apoth. S. Hoffes fösmet. „Antorin“ (gel. gechl.) ärztl. empf. Erf. garant. Preis 1/2 Fl. 2.—, 1/2 Fl. 1.20 exkl. Porto. Die Kosten eripart man 10fach a. Strümpfen u. Stiefeln.“ Apoth. H. Noffke, Berlin SW. Hofstr. 19.

Günther's
**Fichtennadel-
 Rheumatismus-**

u. Gichtreibung (Bestand: Fichtennadel-Extrakt) heilt rasch und sicher alle rheumatischen Leiden, bestes Mittel gegen Kreuzschmerzen, Gliederreissen, Gelenkschmerz, Anschwellungen, sofortige Linderung der Schmerzen schon nach einmal. Gebrauch. Zahlr. Anerkennungen. Preis p. Flasche M. 2.50. Versand: Viktoria-Apotheke, Magdeburg A.

Laubsägevorlagen
 Ausführliches Verzeichnis steht auf Verlangen zu Diensten.
 Lahr i. B.

in grosser Auswahl (150 verschiedene Nummern). Preis für den Bogen 10 ϕ .
 Moritz Schauenburg.

Schmücke dein Heim!

Diaphanie-Glasbilder. Prachtvoller Fensterschmuck. Illustrierte Kataloge und Offerten gratis. — Kunstanstalt Grimme & Hempel, A.-G. Leipzig.

Asthma.

Reinerzer Asthma-Specie s. vorzügl. bew. verl. f. M. 2.20 die Stadtapotheke Reinerz.

Alles
 für Dilettantenarbeiten, Vorlagen f. Laubsägerei, Schnitzerei, Holzbrand etc., sowie alle Utensilien u. Materialien hiezu. (Illustr. Kataloge f. 30 Pf.)
 Mey & Widmayer, München.



Rud. Grabowski, Hannover, Kestnerstr. H 34 a.
 Einzige mechanische Glaserdiamanten-Fabrik der Welt.
 — Viele ehrende In- und Auslands-Zeugnisse. —
 Illustrierte Preislisten und Zeugnisabdrucke gratis und franko.



Plüsch ist und bleibt der beste u. billigste

Sofabezug
 Direkt zu haben vom Versand-Geschäft
 Paul Thum, Chemnitz,
 Direkt. Vers. Chemnitzer Möbelstoffe
 etc. Muster franko gegen franko Rücksendung.



Musikinstrumente u. Saiten aller Art liefert billigst unter Garantie die Fabrik
Glüsel & Mössner,
 Markneukirchen i. S. Cataloge frei.

**Wichtig für
 Pferdebesitzer.**
 Anerkannt von vielen Tausenden von Pferdebesitzern ist das **Moritzburger Restitutionsfluid**. Es dient als Kräftigungsmittel bei stark zu strapazierenden Pferden. Über 35000 Fl. versandt. Fl. 2 M., 6 Fl. 10 M. Hirsch-Apotheke Moritzburg. Liefer. d. Kgl. Landesg.

Das schönste Spiel ist



Überall erhältlich, wo nicht weist Bezugsquelle nach
Carl Heinrich Krause, Leipzig.

Das Haar wächst, Kahlheit verschwindet.

Wenn Sie sich bei Ihren Bekannten umsehen, so werden Sie weniger Kahlköpfige finden, als Sie vor ca. 2 Jahren hätten zählen können. Mit jedem Monat verringert sich die Zahl der mit Kahlheit Behafteten. Die grosse Anzahl von Zeugnissen, welche ich erhalten habe, sind der beste Beweis, dass der Gebrauch meiner Pomade, deren Vorzüge weltbekannt sind, zur Abnahme dieses Übels wesentlich beigetragen hat. **Als ich kahl war**, gelangte ich in den Besitz des Rezepts meines wirklichen Haarwuchsmittels. Es bewirkte den Neuwuchs des Haares auf meinem kahlen Kopf in ca. 40 Tagen. Seitdem verkaufe ich die nach diesem Rezept hergestellte Pomade, welche auch bei anderen, Damen sowohl wie Herren, überraschende Resultate erzielt. Die neuen schönen Haare wachsen in natürlicher Weise. Ich besitze Briefe von Kunden, welche mir bestätigen, dass ihre grauen, spröden Haare durch neues Haar von natürlicher Farbe ersetzt wurden. Die Pomade verhindert das Ausfallen der Haare. Unter den vielen Personen, welche meine Pomade gebrauchten, sind verschiedene, die bezeugten, dass ihre kahlen Stellen wieder vollständig bewachsen sind, obgleich sie seit Jahren kahl waren.

Ich versichere Ihnen,

ich handle stets als anständig denkender Mensch. Obgleich ich die markantesten Anerkennungen über meine Pomade von meiner Kundschaft erhalten habe, ziehe ich vor, keine Garantie dafür zu leisten, dass das Haar nach dem Gebrauch auf alle Fälle zu wachsen anfängt. Ich sehe es lieber, wenn Sie sich selbst davon überzeugen, ob es wirkt oder nicht. Um zu beweisen, dass ich auf Treu und Glauben annonciere, sollen Sie eine Gratisdose erhalten. Was kann meine einwandfreie Handlungsweise besser beweisen?

Neuwuchs des Haares!

Von den vielen Zeugnissen bringe ich folgende Auszüge, deren Original-Briefe mit einer grossen Zahl anderer in meinem Kontor zur Verfügung stehen:

A. Lindner, Gr.-Bollensen. Nach Gebrauch einer Dose haben sich nicht nur Haare gezeigt, sondern sind schon über einen Zoll lang, voll und dicht.

Müller, Unteroffizier. Es ist bis jetzt das beste Mittel gewesen, was ich schon jemals angewandt habe, um ein volles Haupthaar wieder zu erlangen.

B. Schmitz, Asterlagen. Zu meiner Freude kann ich Ihnen mitteilen, dass ich nach dem Gebrauch Ihres Präparats bis zur Stirn neue Haare bekommen habe, wofür ich Ihnen sehr dankbar bin.

Nikolaus Hensen, Aachen. Ich habe die drei Dosen Ihres Haarergenzers verbraucht und freue mich sehr, dass die kahlen Stellen ganz ausgewachsen sind mit vollem Haar.

T. Atzrott, Naumburg a. S. ... kann Ihnen mit grosser Freude mitteilen, ein frisches Wachstum der Haare erlangt zu haben, und habe die Absicht, Ihnen überall, wo nur möglich, zu empfehlen.

Fr. C. Hummel, Schalkau i. Th. Im Besitze Ihrer Pomade sage ich Ihnen meinen besten Dank. Nie hätte ich an derartigen Erfolg geglaubt, und bin ich sehr erfreut, endlich einmal ein erfolgreiches Mittel gefunden zu haben.

W. Berger, Hamburg. Habe mehrere Bekannte auf Ihren Haarergenger aufmerksam gemacht, die sehr erstaunt sind über meinen jetzigen Haarwuchs.



Ich war kahl

Kein Geld senden.

Ich verlange nicht von Ihnen, dass Sie Geld dafür ausgeben, um festzustellen, ob meine Pomade auch bei Ihnen einen Neuwuchs oder Nachwuchs des Haares bewirkt, oder das Ausfallen des Haares verhindert, ich biete Ihnen aber die Gelegenheit, dass Sie sich ohne Kosten hiervon selbst überzeugen. Sie brauchen sich nur eine Versuchsdose meines berühmten Haarwuchsmittels abholen oder zuschicken zu lassen. Wenn sich nach einem Versuch meine Pomade als leistungsfähig erweist, können Sie mit gutem Gewissen ein grösseres Quantum kaufen.

Probedose gratis.

Wenn Sie sich nach meinem Kontor bemühen, erhalten Sie ohne die geringste Ausgabe eine Probedose meines Haarwuchsmittels. Mein Kontor ist täglich von 9-7 Uhr geöffnet, Sonntags ausgenommen. Falls Sie vorziehen sollten, die Probe per Post zu erhalten, muss ich um Einsendung von 20 Pfg. für Porto usw. bitten. Wo Sie wohnen, spielt gar keine Rolle, Ihre Aufträge werden ebenso prompt und gewissenhaft ausgeführt, als wenn Sie persönlich in meinen Räumen bedient würden.

John Craven-Burleigh,
Berlin SW. 628, Leipziger Strasse 84.



Seabury & Johnsons **Bensons Pflaster**

sind das wirksamste Mittel gegen **Rheumatismus, Hüftweh, Lendenschmerz, Rückenleiden, Brustleiden, Husten, Erkältungen aller Art.** Empfohlen von über 5000 Aerzten. Diese Pflaster werden in wenigen Stunden sicher Leiden beseitigen, bei welchen andere poröse Pflaster, Linimente oder sonstige Hilfsmittel tage- und wochenlang fortgesetzte Anwendung erfordern, um dem Leidenden nur Linderung zu schaffen.

Bestandteile: Olibanum 80, Pitch Burgundi 10, Wachs 1 1/2, India Rubber 15, Extr. Witch-Hazel 1 1/2, Active Princip. of Capsic 20, Scopol carniole 5.

Vor Nachahmungen wird gewarnt. — Erhältlich in fast allen Apotheken Deutschlands.
General-Depot f. Deutschland: **Seabury & Johnson, Hamburg, Catharinenhof.**

L. Chr. Lauer, Münzprägestalt,

Nürnberg, Kleinweidenmühle 12.
Gegründet 1790.

Königl. Bayer. und Herzogl. Sächs. Hoflieferant.
Berlin SW., Ritterstrasse 81 (part.)
Gegründet 1790.



Gravier-, Präge-, Zieh-, Stanz- und Emaillearbeiten eigener Fabrik.
Durchschnittlich 110 Personen. Wasserkraft u. Elektromotoren.
41 Auszeichnungen. Geldausprägungen für Staaten.
Fertigt Medaillen und Plaketten in künstlerischer Ausführung,
Denkmünzen, Orden, Bier-, Wert- und Kontroll-Marken,
Türkische Dantes, Ehrenzeichen und Vereinsabzeichen, geprägt,
galvanoplastisch und emailliert etc.

Neuheit: Prägungen im französischen Stil zu Broschen, Vorstecknadeln,
Manschetten- und Chemisetten-Knöpfen.

Verkleinerungen von einzusendenden Modellen mit Reliefkopiermaschinen.

Briefmarken kauft — verkauft
Katal. gratis. Philipp Kosack,
Berlin C, Burgstr. 8, am tgl. Schloß.

Santa Margherita, schöner
Winteraufenthalt der Riviera di
Levante. 1 Std. v. Genua.

Villa Elena.

Deutsches Erholungsheim.
Vorzügl. empfohlen.

Fr. Dr. Westphal-Durante.

Pflegt die Zähne mit

Tilit

dann erhalten Sie dieselben
gesund und weiss.

Tilit ist anerkannt
das feinste
antiseptische Mundwasser
der Gegenwart!

Verlag von **Moritz Schauenburg**
— in Lehr i. B. —

Mein Kochbuch.

In elegantem Ganzleinenband mit ca. 260 Seiten
feinem Schreibpapier und Register.

→ Große Ausgabe Preis 4 Mark. →
→ Kleine Ausgabe Preis 2 Mark. →

Dieses Buch ist dazu bestimmt, neue und alte bewährte Kochrezepte handschriftlich aufzunehmen; es kommt somit einem viel und oft gefühlten Bedürfnis entgegen.

Wilhelm Kruse
Markneukirchen 555.

Jadellos gearb. Instrumente

Ausserst billige Preise

Weit gehendste Garantie.

Reich illust. Katalog gratis

Verlag von Moritz Schauenburg in Jahr i. B.

NADLER
Fröhlich Pak,
Gott erhalt's.



Gedichte in Pfälzer Mundart
von

Karl Gottfried Nadler.

Mit Nadlers Bildnis von
J. Höhenberger und 21
Illustrationen von A. Ober-
länder.

Herausgegeben von

Ludwig Eichrodt.

6. Auflage. Preis elegant gebunden 2 M. 25 Pfg.

Diese neue Auflage ist auch äußerlich mit einem neuen
Kleide versehen worden. In schlichten Farbentönen gehalten,
zeigt die Einbanddecke die köstliche Figur eines recht freundlich
dreinblickenden Herrn, die einer Illustration Oberländers ent-
nommen ist, so daß dadurch schon von außen auf den humoristi-
schen Inhalt des Buches hingewiesen wird.

Alemannische Gedichte

den Manen Hebels gewidmet

von

Albert Rüber.

9 1/2 Bogen in kl. 8°.

Preis elegant geb. 1 M. 20 Pfg., in Leinwand
geb. 1 M. 80 Pfg.

Hebels
ausgewählte Erzählungen

des Rheinländischen Hausfreundes.

Für die Jugend, insbesondere für Volks- und
Schulbibliotheken.

Herausgegeben von **Karl Stöber.**

8. Auflage. Preis geb. 1 M., in Halbleinwand
geb. 1 Mf. 50 Pfg.

Sämtliche Werke sind in jeder besseren Buchhandlung vorrätig oder gegen Voreinsendung oder Nachnahme des
Betrages nebst 20 S Porto zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg, Jahr i. B.

Neue Auflage!

Aus dem Kleinleben,
Erzählungen

von

Hermine Dillinger.

Mit dem Porträt der Verfasserin in Lichtdruck und
vielen Holzschnitten im Texte.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis geb. 3 M.

Hermine Dillinger gehört jetzt mit zu den beliebtesten Schrift-
stellerinnen. Die vorliegenden Erzählungen lesen sich amüsant, sie
finden daher einen sich immer weiter ausbreitenden Leserkreis.
Der Stoff zu denselben ist durchweg dem Leben der ärmeren Volks-
schichten entnommen, bearbeitet demnach ein ziemlich unbekanntes,
aber um so interessanteres Gebiet.

Novität!

Der Dombaumeister

von **Freiburg.**

Eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert
von **Felix Wolf.**

Preis geheftet 3 M.

Der Verfasser ist den Lesern des Jahrer Hinkenden Boten durch
kleinere Erzählungen und Skizzen, die in diesem Kalender zum
Abdruck gelangten, bereits vorteilhaft bekannt, so daß zu erwarten
steht, daß auch diese neueste größere Arbeit die verdiente Aner-
kennung finden wird. Wolfs Dombaumeister ist ein Roman von
eigenartiger Schönheit, spielt zur Zeit des 13. Jahrhunderts und
bildet gleichsam eine pietätvolle Verherrlichung des schönsten go-
tischen Bauwerkes Deutschlands, des Münsters zu Freiburg.

Schönstes Gelegenheitsgeschenk!

Aus Lenz und Herbst.

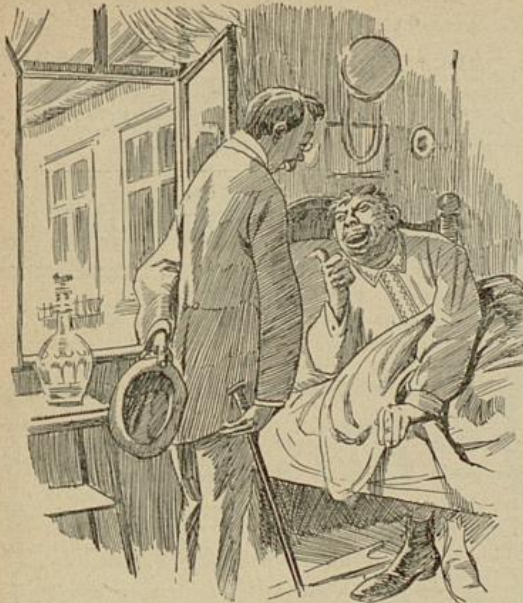
Erzählungen für die reifere Jugend
von

Klara Jäger.

Illustriert von **August H. Plinke.**

Herabgesetzter Preis elegant geb. 1 M.

Revanche.



„Wie, Sie schlafen bei offenem Fenster?“
 — „Ja, aber nur meiner Nachbarn wegen, die den ganzen Tag Klavier spielen . . . Die sollen mich wenigstens in der Nacht Schnarchen hören?“

Gicht!

Sobald erscheint in X. neubearbeiteter Auflage die Brochüre:

Altes und Neues über Gicht,

welche in erschöpfender Weise alles enthält, was für Gicht- und Rheumal leidende von Interesse ist. Gratis und franko zu beziehen durch die Firma

Ludwig Sell & Co., München 86.

Billige böhmische Bettfedern!



10 Pfund: neue gute M 8.—, bessere M 10.—, weisse daunenweiche M 15.—, M 20.—, schneeweiße daunenweiche M 25.—, M 30.—. Versand franko, zollfrei, per Nachnahme. Umtausch und Rücknahme gegen Portovergütung gestattet.

Benedickt Sachsels, Lobes 488, Post Pilsen, Böhmen.



Prämiiert, Goldene Medaillen Paris 1900, Brüssel 1896, Berlin 1901. Weltberühmt!
Joh. André Sebalds Haartinktur von Aerzten empfohlen bei Haarausfall, Schuppen u. kahlen Stellen im Kopf- und Barthaar, sowie geg. frühes Ergrauen der Haare. 1/2 Fl. 2.50, 1/1 Fl. 5 M. Verpack. frei. Prospekt mit ärztl. Zeugnissen vers. gratis u. liegt jed. Flacon bei. Direkter Versand durch Joh. André Sebald, Hildesheim Q. Anerk.: Herrn Joh. André, Sebald, Hildesheim. Teile Ihnen mit, dass nach Gebrauch einer ganzen Flasche Ihrer Tinktur der Erfolg bei mir geradezu staunend ist. Ich war vollständig kahlköpfig, hatte Kopfhaare, Augenbrauen u. Wimpern sowie meine Barthaare gänzlich verloren und trug seit 1891 eine vollständige Perücke. Dieser Haarausfall stellte sich ein, nachdem ich ein Jahr beim Inf.-Regiment No. 14 diente und bin ich aus diesem Grunde vom Militär entlassen worden. Durch Ihre wunderbare Haartinktur bin ich jetzt wieder in den vollständigen Besitz meiner Haare gelangt u. kann Ihnen nicht genug danken für diese wertvolle Erfindung. Ich füge gleichzeitig ein Schreiben bei v. Kriegsminist. (Unterst.-Abt.), welches z. Besch. ein. Perücke 30 M. bew. F. Rüdiger, Berlin, kl. Markusstr.

Technikum Mittweida

Königreich Sachsen

Höhere techn. Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.

Elektrotechnische und Maschinenbau-Laboratorien sowie Lehrfabrik-Werkstätten.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

geläufige

Das Sprechen

Schreiben, Lesen u. Verstehen der englischen, französischen, russischen u. spanischen Sprache ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die Original-Unterrichtsbriefe nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt.**

Einführung in den Unterricht umsonst u. portofrei. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung

Berlin S.W. 11, Hallesche Strasse 17.

Wie der Prospekt durch Namensangabe nachweist, haben viele, die nur diese Briefe (nicht mündlichen Unterricht) benutzten, das Examen als Lehrer des Englischen und Französischen gut bestanden.

Mit der **„Teutonia“**

Milchzentrifuge, der besten der Welt,

werden pro Woche und Kuh 1-2 Pfund Butter mehr erzielt. Preise von 110 Mark an. „Neues Modell S“.

Schärfste Entrahmung. Kataloge etc. gratis u. franko. — Vertreter gesucht.

Märkische Maschinenbau-Anstalt „Teutonia“

G. m. b. H.

Frankfurt a. Oder Nr. 216.



Bestalozzi-Gröbelhaus.

Unter Protektorat Ihrer Königl. Hoheit Frau Prinzess. Johann-Georg v. Sachsen.

Allseitige Ausbildung für junge Mädchen, Seminar für Kindergärtnerinnen, Haushaltungs- und Kochschule. Damenheim. Einzel-turse in Wissenschaften u. Sprachen.

Näheres durch die Prospekte. Leipzig, Thomaeusstr. 18.

Zwieback,

100 Stück 2 Mark franko, 200 4
 Karl F. Wächter, Kork (Baden).

Wer verlangt, erhält

3 P. Tabak ganz umsonst und portofrei ohne Kaufzwang.

Als Adresse genügt:

Emil Köller
 Frankfurt am Main.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Griess- und Steinbeschwerden, Diabetes, (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affektionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franko.

Brief- u. Telegramm-Adr.: Kronenquelle Salzbrunn.

Solbad Frankenhausen

Kyffhäuser — Eisenbahnstation.

Saison von Mitte Mai bis Ende September.

In geschützter schöner Lage am Südbhang des Kyffhäusergebirges. Sole bis 27% Salzgehalt.

Solbäder beliebiger Stärke auch mit Kohlensäure. — Inhalation. Dampfbad — Quellwasserleitung.

Herliche Waldwege z. Kaiser Wilhelm-Denkmal auf dem Kyffhäuser. Barbarosahöhle.

Ausführlichen Prospekt durch **Badedirektion.**

Technikum Altenburg S./A.

für

Maschinenbau und Elektrotechnik.

Lehrwerkstätte.

Programm frei durch **die Direktion.**

Regierungs-Kommissar.

Barths Erziehungsschule u. Pensionat in Leipzig.

Die Anstalt besteht aus 6 Reals- und 3 Vorstufklassen. Sie hat die **Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen für den einjährig-freiwilligen Militärdienst.** Regelmäßige Arbeitsstunden, sorgfältigste Nachhilfe, gewissenhafte Beaufsichtigung. Geräumiger Garten und Spielplatz. — Prospekt gratis und franko. Direktor **Dr. BARTH.**

Höhere Mädchenschule,

— Selekt, Turnkurse —

Lehrerinnen-Seminar

von Frau **Klara Hessling, Berlin SW.,**

Sprechst. 1-2, } Dessauerstr. 24.
Freitags 1-4 }

Dr. Barwinski's Wasserheil- und Kuranstalt.

„Schloß“ Elgersburg, am Thüringer Wald.

Bestes und renommiertes Kurhaus Deutschlands für das Wasserheilverfahren, Massage etc. — Eisenbahnstation. 620 m ü. M. Bram. Stende, Stuttgart, Erfurt. Näheres durch Gratisprospekte. Anfragen richtet man nur an obige genaue Adresse.

Ostseebad Glücksburg.

Schleswig-Holstein.

(Mitglied des Verbandes deutscher Ostseebäder.)

Maßr. Prospekte u. Auskunft kostenlos durch die **Kurverwaltung.**

Misdroy

Seebad u. Winterkurort

Eisenbahn- und Dampfschiff-Station.

Durch die überraschende Anmut seiner Lage und Umgebung — seewärts der breite, offene Strand mit kräftigem Wellenschlag, auf der Landseite gegen N. und O. schützende Höhenzüge und prachtvolle, den Ort umschließende Waldungen — und durch die treffliche Ausstattung mit allen modernen Kur- und Unterhaltungsmitteln von Geunden und Erholungsbedürftigen bevorzugtes **Ostseebad**, zugleich wegen des außerordentlich milden Winterklimas als **Winterkurort** aufgesucht und beibewährt bei chronischen Katarrhen, Blutarmut und Nervenleiden. Unterkunft für jeden Anspruch. Christliches Holzitz, Kinderheim das ganze Jahr geöffnet. Direkte Bahnverbindung mit Berlin. Prospekte und jede gewünschte Auskunft durch die **Badedirektion.**

Seehospiz Amrum,

Post Nebel — Nordseebad.

Christliche Erholungshäuser, Warmbad, Arzt, Post, Telegraph. Kein Trinkgeld. Kein Weinzwang.

Familienhäuser. Privatwohnungen. Volle Pension von 4 M. an.

Auskunftsbuch gratis durch **Die Verwaltung.**

Bad Ilmenau

im Thüringer Walde.

Segründet 1838.

Höhe 540 Meter.

Klimatischer Kurort
und Sommerfrische ersten Ranges.

Altrenommierte
Wasserheilanstalt für Nerven- u. Sickerkrankte.

Glänzende Kurerfolge.

Prospekte kostenfrei durch die **Badeverwaltung.**

Meissen und Jahrmärkte in Baden, der Pfalz und den angrenzenden Ortschaften für 1904.

K für Kranz- und Viehmarkt. — R (oder Rb oder Rv) heißt Rohn- (oder Pferde-) Markt. — B heißt Viehmarkt. — KB heißt Kranz- und Viehmarkt. — RB heißt Rohn- und Pferdemarkt. — RBV heißt Rohn-, Vieh- und Pferdemarkt. — SB heißt Schweinemarkt. — B heißt Bockmarkt. — Bb heißt Lebermarkt. — Bf heißt Fischmarkt. — Bn heißt Hanfmarkt, u. s. w.

Maß (H. Engen) RBV 24 März, 30 Mai, 14 Juli, 25 Aug., 29 Sept., 5 (a. S.) Okt., 22 Dez.
 Malen (Württ.) K 2 Febr., KB 2 Mai, 25 Juli, 26 Sept., 11 Nov., Sch 4 Juli, 2 Sept., 3 Febr., 14 März, 29 Aug., 5 Dez.
 Mchern K 5 April, 24 Mai (je 2).
 Melsheim K 3 Febr., 1 März, 12 Apr., 5 Sept., 1 Nov., Schw 4 Jan., 1 Febr., 7 März, 5 Apr., 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez.
 Mglasterhausen K 21 Sept.
 Mlbersweiler K 4 Sept. (3).
 Mlbbheim R 19 Sept. (2).
 Mlbbhof (Württ.) RBV 4 März, 25 Juli, 30 Sept., B 18 Mai.
 Mlpsbach (Württ.) RBV 25 März, 23 Mai, 17 Okt., Korn 21 Dez.
 Mlndern K 4 Sept.
 Mlens K 23 Mai, 28 Aug. (2), 13 Nov., Preis-
 sucher u. Handelen 7 Juli.
 Mlenglan K 3 März, 5 Mai, 4 Aug., 19 Sept., 20 Okt., 28 Nov.
 Mlntirchen K 13 März, 17 Juli, 2 Okt.
 Mlntersheim (Württ.) RB 22 März, 26 Juli, RB
 Zucht 26 Mai, 13 Sept., RBf 22 Nov.,
 B 20 Jan., 17 Febr., 5 Okt., 22 Dez.
 Mltheim K 24 Mai, 11 Okt.
 Mlzen (Hess.) K 15 Febr., 12 Sept., 14 Nov. (je 2),
 B 24 Febr., 13 Mai, 23 Nov., B 13 Jan., 10 Febr.,
 9 März, 13 April, 11 Mai, 8 Juni, 13 Juli,
 10 Aug., 14 Sept., 12 Okt., 9 Nov., 14 Dez.
 Amweiler K 14 Febr., 3 Juli, 28 Aug., 27 Nov.
 Amweiler (Württ.) 21 März, 7 Nov.
 Mlreng K 23 Okt., Mlreder 25 Juli, Holz 23 Juli,
 Mlhamptat K 1 Febr., 13 Juli, 5 Okt.
 Mlngen K 21 Sept. (2).
 Mlngsburg (Schwaben) K 10 April, 2 Okt. (je
 B), B 13 Juni, 4, Sch 18 März, 25 Juli,
 16 Aug., 17 Sept., 27 Okt.
 Mlntenberg (Württ.) K 2 Mai, 1 Dez., RB 13
 Okt., 17 Nov.
 Mlndang (Württ.) RBV Holz 15 März, 17 Mai,
 20 Sept., 20 Dez., B 1 März, 25 Juli, B 19
 Jan., 16 Febr., 19 April, 21 Juni, 10 Juli,
 16 Aug., 18 Okt., 15 Nov.
 Baden (m. Dinsfelder a. L.) 8 März, 15 Nov. (je 3).
 Badlingen (Württ.) RB 9 Febr., 5 April, 24
 Mai, 26 Juli, 27 Sept., 20 Dez., RBV 8 Nov.,
 B 12 Jan., 16 März, 21 Juni, 17 Aug., 11 Okt.,
 22 Juli, 16 März, 2 Juli, 29 Sept.
 Bartenstein (Württ.) K 4 April, 29 Juni, 21 Sept.
 Badel (Schw.) Messe 27 Okt. (14), K 3 März,
 26 Mai, 22 Sept., 15 Dez. (je 2).
 Becherbach K 4 Sept.
 Beerfelden (Hessen) K 19 April, 19 Juli, 10 Nov.,
 RB Schw 10 Okt., B Schw 29 Febr., 28 März,
 25 April, 24 Mai, 15 Aug., 12 Sept., RB
 Schw 18 Juli (2), B 4, 18 Jan., 1, 15 Febr., 14
 März, 11 April, 9 Mai, 6, 20 Juni, 4 Juli, 1,
 29 Aug., 3, 24 Okt., 7, 21 Nov., 5, 19 Dez.
 Beilstein (O.-M. Rarbach, Württ.) RB 4 April,
 14 Juni, 30 Nov., Holz 30 März, 14 Juni.
 Bellheim K 6 März, 9 Okt. (je 3).
 Benzingen (Eigm.) B 1 März, 4 Okt.
 Bergbaunten K 24 April.
 Bergabern K 20 März, 7 Aug., 6 Nov.
 Bergheim (Württ.) RB 24 Febr., 29 Juni, 24
 Aug., 28 Okt., Holz 24 Febr., 28 Juni, 24 Aug.
 Beutelsbach (Württ.) RBf 24 März, 3 Nov.,
 B Holz 4 Febr., 2 Juni.
 Biberach (Württ.) RBV 17 Febr., 25 Mai, 5 Okt.,
 16 Nov., B 25 Febr., 24 März, 16 Juni, 17
 Nov., Garren 11 Mai.
 Bickelheim (Durmmerheim) RBV 29 März, 16
 Aug., 13 Sept.
 Bietigheim (Württ.) RBVf (je tags zuvor Holz)
 3 März, 2 Juni, 1 Dez., B 4 Febr., 7 April,
 4 Aug., 6 Okt., Sch 6 Sept., 1 Nov., 6 Dez.,
 B 7 Jan., 6 Mai, 7 Juli, 1 Sept., 3 Nov.
 Blligheim (Baden) K 9 Mai, 31 Okt.
 Blligheim (Pfalz) K 12 Juni (2), 23 Okt. (3).
 Bingen (Eigm.) RB 16 März, 11 Mai, 13 Juli,
 14 Sept., 2 Nov.
 Birtendorf K Schw 18 Okt.
 Bllingen (Eigm.) RB 22 März, 14 Juli, 20 Okt.
 Bllandern (Württ.) RB 14 März, 2 Mai, 13
 Juni, 10 Okt., 14 Nov., 19 Dez., 1 Febr.,
 11 April, 11 Juli, 12 Sept.

Blaufelden (Württ.) K 23 Mai. (2), B 15 Febr.,
 15 März, 24 Mai, 19 Juli, 20 Sept., 31 Okt.
 Bliestal K 5 Sept., B 6 Sept.
 Blumberg B 13 Jan., 10 Febr., 9 März, 20
 April, 11 Mai, 8 Juni, 13 Juli, 10 Aug.,
 14 Sept., 12 Okt., 9 Nov., 21 Dez.
 Böblingen (Württ.) RB 11 Febr., 5 April, 14
 Juli, 27 Okt., B Schw 25 Aug., 15 Dez.
 Böggheim K 16 Mai, 21 Dez.
 Bonndorf RB 5 Mai, 21 Juni, 10 Nov., B 4
 Febr., 3 März, 7 April, 9 Juni, 11 Aug., 1
 Sept. (a. Garren), 13 Okt., 1 Dez.
 Bönningheim (Württ.) RB (je tags zuvor Holz)
 25 März, 14 Sept., RBf 30 Nov.
 Bopfinger (Württ.) K (Zpswelle) 17 Juli (2),
 RB 15 Febr., 18 April, 17 Okt., 9 18 Jan.,
 21 März, 16 Mai, 20 Juni, 18 Juli, 15
 Aug., 19 Sept., 21 Nov., 19 Dez.
 Boienbach K 28 Aug.
 Borberg K 9 März, 4 Mai, 14 Nov., B 21 Jan., 18
 Febr., 17 März, 21 Apr., 19 Mai, 16 Juni, 28
 Juli, 18 Aug., 15 Sept., 20 Okt., 17 Nov., 15 Dez.
 Bradenheim (Württ.) RB 2 März, 1 Sept. (je
 3), RBf 11 Nov., Holz 30 April, 31 Aug.
 Brühlungen K Schw 24 Febr., 9 Mai, 25 Juli,
 20 Okt., 28 Nov., B 14 Jan., 10 März, 14
 April, 9 Juni, 13 Sept., 12 Dez.
 Breisach K Schw 15 März, 28 Okt., B 8 Jan.,
 5 Febr., 4 März, 8 April, 6 Mai, 3 Juni, 1
 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez.
 Breitenbach K 15 Mai, 25 Sept., B 16 Mai, 26 Sept.
 Bretten K 24 Febr., 27 Apr., 10 Aug., 2 Nov., B 11
 Jan., 8 Febr., 14 März, 11 April, 9 Mai, 13 Juni,
 11 Juli, 8 Aug., 13 Sept., 10 Okt., 14 Nov., 12 Dez.
 Bruchsal K Gelf-Holgeschlittretter 16 März, 22
 Nov. (je 2), Holzgeschlittretter 31 Mai, 30
 Aug., B 20 Jan., 17 Febr., 23 März, 20
 April, 18 Mai, 22 Juni, 20 Juli, 17 Aug., 21
 Sept., 19 Okt., 23 Nov., 21 Dez.
 Buchau (Württ.) K 1 März, 26 April, 26 Juli,
 18 Okt., B 7 Juni, 6 Dez.
 Buchen K 1 Mai, 25 Juli, 18 Sept. (3), 11 Nov.,
 Garren 22 Aug., Schw 18 Jan., 15 Febr., 21
 März, 16 April, 16 Mai, 20 Juni, 18 Juli,
 16 Aug., 19 Sept., 17 Okt., 21 Nov., 19 Dez.
 Bühl K (m. B. am 2. Tag) 22 Febr., 16 Mai, 8 Aug.,
 7 Nov. (je 2), B 11 Jan., 14 März, 11 April,
 13 Juni, 11 Juli, 5 Sept., 10 Okt., 12 Dez.
 Bülthausen (Württ.) K (je tags darauf B) 2
 Mai, 17 Okt., RB 4 Jan., 24 Juni.
 Buntenthal K 12 Juni, 6 Nov.
 Bärzel (Hessen) K 24 Mai, 26 Sept.
 Burtheim K 25 Febr., 8 Nov.
 Burschingen (Eigm.) RB 15 Juni, 15 Juli, 17
 Okt., 15 Dez., B 22 März.
 Busenberg K 14 Febr., 15 Mai, 11 Sept.
 Calw (Württ.) RBVf Schw (K 12 Febr.) 9 März, 11 Mai,
 13 Juli, 12 Okt., 14 Dez., B Schw 13 Jan., 10
 Febr., 13 Nov., 8 Juni, 10 Aug., 14 Sept., 9 Nov.
 Canstatt (Württ.) RBVf Holz 18 Febr., 3 Mai, RBV
 Schf Garren 27 Sept. (Helffest), RBV 15 Nov.
 Colmar i. E. Messe 3 Juni (22), Christm 23 Dez.
 Großheim (Württ.) Mlswiejenm. 25 Mai (3),
 K 11 Nov., 21 Dez., Sch 14 Sept., 19 Okt., B 5
 Jan., 2 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 5 Juni,
 5 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., 1 Nov., 6 Dez.
 Gredingen (Württ.) K 16 Febr., 4 April, 23 Mai,
 29 Juni, 21 Sept., 11 Nov., B 17 Febr., 29 März,
 Dahn K 20 März, 8 Mai, 21 Aug. (2), 13 Nov.
 (2), Schw 4 Jan., 7 März, 6 Juni, 4 Juli, 5
 Sept., 7 Nov., 5 Dez., Schw 22 Febr., 5
 April, 24 Mai, 29 Aug., 3 Okt.
 Dallau K 5 Juli, 31 Okt.
 Darmstadt (Hessen) Messe 26 April, 27 Sept.
 (je B), Fischen 16 Mai, 10 Okt. (je 3), Fasel 19
 März, B 12, 26 Jan., 9, 23 Febr., 8, 22
 März, 5, 19 April, 3, 17, 31 Mai, 14, 28
 Juni, 12, 26 Juli, 9, 23 Aug., 6, 20 Sept.,
 4, 18 Okt., 1, 15, 29 Nov., 13, 27 Dez.
 Daubenzell K 23 Mai.
 Deidesheim K 20 Nov. (3).
 Dertingen (Baden) K 3 Mai, 10 Aug., 28 Okt.
 Dertingen (Württ.) K 2 Febr., 4 Apr., 6 Sept., 14 Nov.
 Dertingen b. Heidenheim (Württ.) RB 17 Okt.
 Dertingen (Eigm.) B Schw 21 Jan., 7 April, 21
 Juni, 6 Okt.
 Diermaringen (Efg.) K 20 Juni, 31 Okt., 18 Dez.

Dietsweiler RB 9 Aug.
 Diez (Hess.-Pfalz) RB 19 Jan., 16 Febr., 22
 März, 6 Dez., B 14 Juni, 8 12 April, 21
 Juni, 2 Aug., 27 Sept., 18 Okt.
 Dirmstein K 11 Sept.
 Dittigheim K 5 April, 24 Juni, 10 Aug.
 Dillingen (Württ.) RB 14 Juli, RBV 10 März,
 B 1 Sept.
 Donaueschingen K Schw 27 April (a. Sam.),
 24 Juni, 29 Sept., 11 Nov., B Schw 28 Jan.,
 24 Febr., 30 März, 13 April, 25 Mai, 27
 Juli, 31 Aug., 26 Okt., 14, 28 Dez., B 16
 März, Kreisfarren 2 April, 30 Aug.
 Dornhan (Württ.) RB 4 Febr., 5 April, 9 Juni,
 21 Juli, 13 Okt.
 Dornstetten (Württ.) RB 4 April, 24 Aug., 8
 Nov., B 21 Sept.
 Dörzbach (Württ.) K 2 Febr., 2 Mai, 21 Sept., 21
 Dez., B Schw 8 Febr., 14 März, 9 Mai, 13 Juni,
 4 Juli, 15 Aug., 19 Sept., 7 Nov., 3 März.
 Dürbach K 23 März, 12 Aug. (je 2), 2 Okt. (3).
 Durlach K 1 März, 16 Aug., 3 Nov., 14 Dez., B
 25 Jan., 22 Febr., 28 März (a. Garren mit
 Preisert.), 25 April, 26 Mai, 27 Juni, 25 Juli,
 22 Aug., 26 Sept., 24 Okt., 28 Nov., 29 Dez.
 Durmersheim f. Bickelheim.
 Dürmeny-Mühlacker (Württ.) RB 25 Febr., 28
 Apr., 24 Nov., B 28 Jan., 31 März, 26 Mai, 30
 Juni, 28 Juli, 25 Aug., 29 Sept., 27 Okt., 29 Dez.
 Eberbach K 21 März, 16 Mai, 25 Aug. (auch
 Schw), 24 Nov. (a. Hausfchw), Schw 28 Jan.,
 11, 25 Febr., 10, 24 März, 14, 28 April, 5,
 26 Mai, 30 Juni, 28 Juli, 1, 29 Sept., 13,
 27 Okt., 10 Nov., 22 Dez.
 Eberbach (O.-M. Gsp., Württ.) RBV 28 Jan.,
 9 Juni, 22 Sept., RBV 7 Jan., 9 21 April, 1 Dez.
 Echingen (Württ.) RB 15 März, 31 Mai, 19 Juli,
 13 Okt., 22 Dez., B 4 Febr., 21 April, 1 Sept.
 Eckenföben K 13 März, 14 Aug. (je 3).
 Eesheim K 18 Sept. (3).
 Echingen a. d. Don. (Württ.) RB 19 Jan., 5 April,
 24 Mai, 20 Sept., 1 Nov., 6 Dez., Schf 28
 Juni, Schf 1 Aug., 14 Sept., 17 Okt., B 5 Jan.,
 2 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5
 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., 1 Nov., 6 Dez.
 Eppingen i. Gbn (Württ.) RB 21 Jan., 23
 Mai, 13 Okt.
 Eppelstetten K 10 Aug.
 Eichtersheim K 23 Mai, 17 Okt., 22 Nov. (a.
 Lind) (2).
 Eigeltingen K Schw 11 Febr., 26 Mai, 18 Okt.,
 24 Nov.
 Ellmendingen K 18 Febr., 31 Okt.
 Ellmaringen (Württ.) RBV 11 Jan. (3 F., am 1. u.
 2 F., am 3. F.), B 16 Febr., 15 März, 17
 Mai, 21 Juni, 16 Aug., 18 Okt., B 16 März, B
 19 April, 19 Juli, 20 Sept., 15 Nov., 20 Febr.
 Elsenz K 17 Okt.
 Emmendingen K Schw 1 März, 17 Mai, 2
 Nov., 13 Dez., B Schw 7 Jan., 4 Febr., 5 April,
 5 Mai, 1 Juni, 7 Juli, 4 Aug., 1 Sept., 6
 Okt., 1 Dez., Schw 15 Jan., 19 Febr., 18
 März, 15 April, 20 Mai, 17 Juni, 15 Juli,
 19 Aug., 16 Sept., 21 Okt., 18 Nov., 16 Dez.
 Empfingen (Eigm.) RB 17 März, 14 Juli, 22
 Sept., 1 Dez.
 Entingen K (mit Bf am 1. Tag) 8 März, 30
 Aug., 22 Nov. (je 2).
 Engen RB 3 März, 5 Mai, 4 Juli, 5 Sept.,
 10 Okt., 14 Nov., Garren 9 Mai, Fischen 16
 Sept., B 18, 25 Febr., 28 März, 14 Juni,
 1 Aug., 27 Febr.
 Entingen a. d. Malm (Württ.) RB 29 März, 28
 Juli, 21 Febr.
 Entenbach K 26 Juni.
 Entenbach K 26 April, 9 Nov.
 Eppingen K 14 März, 11 Mai, 24 Aug., 24
 Okt., B 4 Jan., 7 März, 2 Mai, 4 Juli, 5
 Sept., 7 Nov.
 Erbach (Hess.) K 4 Jan., 24 Juni, 24 Juli (2),
 (jog. Gmb. Markt), 31 Juli (Nachf.), 29 Aug.
 Erbenbach K 18 Sept.
 Erzingen RB 15 Febr., 1 Sept., 25 Nov.
 Eßlingen (Württ.) RB 4 April, 21 Dez.
 Eßlingen (Württ.) RB 10 Mai, 25 Juli, RB
 f. Lf 30 Nov., Fasser 6 Sept.
 (Baden.)

Ettenheim RBSchw 10 Febr., 18 Mai, 24 Aug., 16 Nov., RBSchw 20 Jan., 16 März, 20 April, 15 Juni, 20 Juli, 21 Sept., 19 Okt., 21 Dez., Schw 5 Jan., 23 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 4 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez., Farrenzucht 23 April, 3 Sept., Ettenheimmünster R Schw 2 Mai, 21 Sept., Ettlingen R 24 Febr., 18 Aug., R Pnsf 15 Nov., 21 Dez., R Pfl 18 Jan., 15, 29 Febr., 21 März, 18 April, 16, 30 Mai, 20 Juni, 18 Juli, 16, 29 Aug., 20 Sept., 17, 31 Okt., 21 Nov., 19 Dez., Euligsheim R 8 Febr., 5 April, 24 Aug., Schw 25 Jan., 29 Febr., 23 März, 25 April, 30 Mai, 27 Juni, 25 Juli, 29 Aug., 26 Sept., 31 Okt., 28 Nov., 27 Dez., Erwitlingen Schw 5 Jan., 9 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., 8 Nov., 6 Dez., Feilbingert R 2 Okt. (2), Feldrennach (Württ.) R 16 Febr., 17 Mai, 12 Juli, 20 Sept., B 15 März, 1 Nov., Ffischbach R 14 Aug., Forchheim (A. Emmend.) Febr. 24 Okt., Frankenthal R 20 März, 26 Juni, 27 Nov. (je 3), Frankfurt a. M. (Hess-Nass.) Messe 23 März, 31 Aug. (je 2), Ledermeise 5 April, 12 Sept. (je 5), B 11 April, 10 Okt. (je 3), Freiburg Messe 23 April, 22 Okt. (je 10), R Pfl 14, 28 Jan., 11, 25 Febr., 10, 24 März, 14, 28 April, 11, 26 Mai, 9, 23 Juni, 14, 28 Juli, 11, 25 Aug., 7, 22 Sept., 13, 27 Okt., 10, 24 Nov., 7, 22 Dez., Freinsheim R 11 Sept. (3), Freutenberg R 13 März, 8 Juli, 18 Sept., 14 Nov., Schw 13 Febr., 12 März, 9 April, Freutenstadt (Württ.) R 2 Febr., 3 Mai, 25 Juli, 29 Sept., Friedrichsdorfen (Württ.) R 3 Mai, 14 Sept., 26 Nov., B 16 Febr., Friedriessthal R 10 Mai, 25 Okt. (je 2), Friesheim (Württ.) R Pfl 24 Febr., 23 Mai, Furtwangen R 22 Juni, 5 Dez., R Pfl 11 Mai, 7 Sept., Waggenua R 27 Sept., Gammertingen (Stam.) R 21 März, 10 Juni, 24 Aug., 28 Okt., B 16 April, 1 Okt., Gaugredweiler R 19 Juni, 23 Okt. (je 2), Gebrüderhofen (Württ.) R 25 April, 16 Aug., 26 Sept., B 18 Jan., 15 Febr., 21 März, 18 April, 16 Mai, 20 Juni, 18 Juli, 19 Sept., 17 Okt., 21 Nov., 19 Dez., Gebrüder R 24 Juli, Geinsheim R 28 Aug. (2), Geislingen RBSchw 15 März, 17 Mai, 26 Juli, 8 Nov., B Schw 9 Febr., 26 April, 20 Sept., 13 Dez., Geislingen Stadt (Württ.) R 28 Okt., R Pfl 25 März, 24 Juni, Gemmingen R 12 Juli, Gengenbach R 21 April, R (mit Infkraut am 1. Tag) 9 Nov. (2), Gerabronn (Württ.) R 4 April, 29 Juni, 21 Sept., 21 Dez., B 16 Febr., 9 Sept., Germersheim R 23 Mai, 4 Sept. (je 2), Gerresbach R 21 März, 16 Mai, 22 Aug., 19 Dez., Gerresbach B Schw 1 März, 7 Juni, Schw 5, 18 Jan., 2, 15 Febr., 21 März, 5, 18 April, 3, 16 Mai, 20 Juni, 5, 18 Juli, 2, 15 Aug., 19 Sept., 4, 17 Okt., 1, 21 Nov., 6, 19 Dez., B 6 Sept., Gengen a. d. Brenz (Württ.) R 24 Febr., 2 Mai, 29 Juni, 28 Okt., B 5 Jan., 2 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 7 Juni, 5 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., 1 Nov., 6 Dez., Gimmlingen R 21 Aug. (3), Gisloden (Wem. Gschwend) B 2 Aug., Glanmünchweiler R Schw 8 Nov., Schw 9 Mai, Gmünd (Württ.) R 9 Mai, 17 Okt. (je 3), Pfl 11 Mai, B 4 Jan., 1 Febr., 7 März, 5 April, 10 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 18 Okt., 15 Nov., 5 Dez., Gochsheim R 14 März, 5 Juli, 30 Nov. (auch Hanf) (je 2), Gollheim R 1 Mai, 16 Okt. (je 2), Göttingen (Württ.) RBSchw 2 Mai, 24 Aug., 11 Nov., B Schw 19 Jan., 15 Febr., 15 März, 19 April, 21 Juni, 7 Juli, 20 Sept., 12 Okt., 20 Dez., Schw 29 März, 11 Aug., 26 Sept., 12 Nov., B 1 Okt. (3), Gdrwihl R 27 April, 15 Juni, 1 Sept., 16 Nov., B 14 März, 9 Mai, 11 Juli, 8 Aug., 18 Okt., Göttingen R 20 Okt., Graben R 8 März, 6 Dez. (je 2), Grenzach R 27 Juni (2), Griegen R 3 März, 9 Juni, 10 Aug., 28 Okt., 28 Dez., B 10 Mai, 1 Juli, 1 Sept., Grombach R 17 Mai, 17 Okt.

Großaltorf (O.-A. Hall, Württ.) B 10 März, 17 Mai, 8 Dez., Großschelheim R 14 März, 29 Aug., 30 Nov., Großenglingen (Württ.) R 19 April, 12 Sept., 4 Okt., 29 Nov., B 11 Juli, Großfarlabach R 18 Sept., Gröselingen (Stam.) R 11 Juli, 24 Okt., Grünsied R 20 Jan., 15 März, 9 Mai, 1 Sept., 31 Okt., Rungsch 13 Jan., 10 Febr., 9 März, 13 April, 11 Mai, 8 Juni, 13 Juli, 10 Aug., 14 Sept., 12 Okt., 9 Nov., 14 Dez., Grünstadt R 13 März, 24 Juli, 30 Okt., 4 Dez. (je 2), Gruol (Stam.) R 22 März, 23 Aug., Gschwend (O.-A. Gaildorf, Württ.) R 10 März, 13 Mai, 14 Juli, 8 Sept., R Pfl 13 Okt., 10 Nov., 8 Dez., B 14 Jan., 4 Febr., 14 April, 9 Juni, 11 Aug., Göglingen (Württ.) R 2 Febr., 22 März, 18 Aug., 13 Dez., Gundelsheim (Württ.) R 10 März, 23 April, 25 Juli, 29 Sept., 21 Nov., Habsheim (Elsass) R 31 Okt., Hadenbach R 29 Sept., Hoerlesch (Stam.) R 22 Febr., 16 Mai, 28 Nov., RBSchw 12 Sept., Schw 11 Jan., 8 Febr., 14 März, 11 April, 9 Mai, 13 Juni, 11 Juli, 8 Aug., 10 Okt., 14 Nov., 12 Dez., Halbsiraden R 26 Juli, Hall (Württ.) R 23 Febr., 25 Juli (je 3), B 21 März, Pfl 11 Nov., B 13 Jan., 3 Febr., 2 März, 6 April, 4 Mai (tags zw. Zucht), 1 Juni, 6 Juli, 3 Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Nov., 7 Dez., Harsheim R 21 März, 2 Mai, 10 Aug., 20 Okt., B 22 Febr., 14, 28 März, 11 April., Haslach (A. Wolfach) R 22 Febr., 2 Mai, 4 Juli, 3 Okt., 14 Nov., B 4 Jan., 1 Febr., 7 März, 11 April, 6 Juni, 1 Aug., 5 Sept., 7 Nov., 5 Dez., Hasloch R 1 Mai, 23 Okt. (je 2), Haunstein R 19 März., Hausach Schw 12 Jan., Hayingen (Württ.) RBSchw 17 März, 19 Mai, 16 Juni, 21 Juli, 15 Sept., 17 Nov., 15 Dez., Hechingen (Stam.) R 25 April, 18 Juli, 26 Sept., 19 Dez., B 4 Jan., 1 Febr., 7 März, 11 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov., 5 Dez., Heibelsberg Messe 16 Mai, 17 Okt. (je 9), Heibelsheim R 4 April, 17 Okt., Heidenheim (Württ.) R 25 März, 25 Juli, 21 Sept., 30 Nov., Schw 29 Juli, 25 Aug., 20 Sept., 31 Okt., B 13 Mai., Heilbronn (Württ.) R Pfl 16 Febr., 23 März (tags zw. Ninden), 25 Mai, 31 Juli, 4 Okt., 29 Nov., R Pfl 12 Jan., 12 Juli, Schw 15 März, 10 Aug., 22 Sept., 21 Okt., 18 Nov., 15 Dez., B 28 Juni (4), Heiligenberg R Schw 13 Nov., Heiligkreuzbach R 14 März, 30 Mai, 19 Sept., 21 Nov., Heimbach R Schw 17 Okt., Heimmigen (Württ.) R 25 Aug., Heimerheim RBSchw 29 Aug. (a. Holzgeschirr), 5 Dez. (auch Meissenlörger), B Schw 4 Jan., 1 Febr., 7 März, 5 April, 2 Mai, 6 Juni, 4 Juli, 1 Aug., 3 Okt., 7 Nov., Helmsfeld R 17 Aug., 17 Okt., Heppenheim (Hess.) R 15 März, 22 Aug., 22 Nov. (je 2), Herbertingen (Württ.) R 4 Febr., 7 April, 1 Juni, 4 Aug., 6 Okt., 1 Dez., B 7 Jan., 3 März, 5 Mai, 7 Juli, 1 Sept., 3 Nov., Herbolzheim (Emmend.) R Schw 15 März, 24 Mai, 28 Okt., Schw 5 Febr., 4 März, 2 April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez., Hermerberg B 22 März, 3 Mai, 8 Nov., Herrenald (Württ.) R 3 Mai, 21 Sept., 21 Dez., Herrenberg (Württ.) R Pfl 16 Febr., 17 Mai, 15 Sept., 29 Nov., B 29 März, 18 Juni, 26 Okt., Herrschried RBSchw 16 März, 13 Juni, 4 Aug., 12 Okt., Herrheim R 8 Mai (3), 23 Okt. (2), Heitingen (Stam.) R 28 März, 15 Okt., Heubach (Württ.) R 5 März, 18 Mai, 1 Sept., Hilbach R 4 April, 29 Juni, 12 Sept., Hisingen RBSchw 15 Juni, 17 Okt., 25 Nov., B Schw 2 Jan., 5 Febr., 4 März, 2 April, 6 Mai, 3 Juni, 1 Juli, 5 Aug., 2 Sept., 7 Okt., 4 Nov., 2 Dez., Hochheim (Hess-Nass.) R Pfl 7 Nov. (2), Hochpeyer R 14 Aug., Hochenheim R 7 April, 15 Nov., Hof (Ob-Franken) R 18 Jan. (6), 2 Febr., 1 Aug. (6), R Schw 24 Aug., 29 Sept.

Hofheim (Hess-Nass.) R 17 Okt. (2), Homburg R 2 Okt. (2), Homburg v. d. G. (Hess-Nass.) R 2 Mai, 29 Sept., 21 Dez. (je 2), Hork (Württ.) R 2 März, 24 Mai, 6 Sept., 11 Okt., 11 Nov., B 5 April, 7 Juni, 6 Dez., Hörden R 5 April, 21 Juni, 29 Sept., Hornberg (Triberg) R 17 März, 19 Mai, 18 Aug., 17 Nov. (a. Reiten), R Reiten 28 Dez., Schw 2 Jan., 6 Febr., 5 März, 2 April, 7 Mai, 4 Juni, 2 Juli, 6 Aug., 3 Sept., 1 Okt., 5 Nov., 3 Dez., Höttingen R 24 März, 19 Mai, 21 Juli, 13 Okt., RBSchw 19 Nov., B 18 Febr., Hundheim R 5 Juni, 1 Nov., B 8 Nov., Hünigheim R 25 April., Hüttenhausen R 16 Okt., Jbach B 5 Mai, 29 Sept., Jochenheim R (m. Schw a. 1. L.) 27 April, 26 Okt. (je 2), Jettensbach R 21 Aug., Jübsheim R 4 Sept., Jümmels RBSchw 10 März, 21 Apr., 4 Aug., 27 Okt., Jümmels R 2 Mai, 31 Okt., Jümmels R 28 Sept., Jümmels (Stam.) R 4 Mai, 22 Juli, 19 Okt., 21 Nov., Jenz (Württ.) R Pfl 28 April, 29 Sept. (2), 17 Nov., R Pfl 28 Juli, B 10 März, B 14 Jan., 11 Febr., 10 März, 14 April, 11 Mai, 9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 8 Sept., 20 Okt., 10 Nov., 8 Dez., Jetersbach R 24 März, 28 Juli, 27 Okt., Jüngingen (Stam.) RBSchw 10 Mai, 20 Sept., Jungerslautern R 15 Mai, 15 Nov. (je 3), Pfl 17 März, 20 Okt., Kandel R 13 März, 15 Mai, 30 Okt. (je 2), Kanten R Schw 15 März, 22 Nov. (je 2), B 11 Jan., 8 Febr., 14 März, 11 April, 9 Mai, 13 Juni, 11 Juli, 8 Aug., 12 Sept., 10 Okt., 14 Nov., 12 Dez., Kappelrodt R 13 Juli, 12 Okt., 16 Nov., Karlsruhe Messe (m. Weibeln an den 3 ersten Tagen) 5 Juni, 6 Nov. (je 9), Kayweiler R 11 Sept., Kaulbach R 24 Juli., Kepl (Stadt) R 4 April, 23 Mai, 4 Okt. (a. Schw.), 22 Nov. (a. Schw.), Schw 7, 21 Jan., 4, 18 Febr., 3, 17 März, 5, 7, 21 April, 5, 19, 24 Mai, 1, 16 Juni, 7, 21 Juli, 4, 18 Aug., 1, 15 Sept., 6, 20 Okt., 3, 17 Nov., 1, 15 Dez., Kengen R 26 April, 1 Dez., RBSchw 16 Aug., B 12 Jan., 9 Febr., 8 März, 12 April, 10 Mai, 14 Juni, 12 Juli, 9 Aug., 13 Sept., 11 Okt., 8 Nov., 13 Dez., Kippenheim R 24 Febr., 24 Okt., Kirchheim a. G. R 26 Juni (2), Kirchheim a. R. (Württ.) R Pfl 4 April, Kirchheim u. L. (Württ.) R 7 März, 2 Mai, 6 Juni, 7 Nov., B 21 Juni, 6, B 4 Jan., 1 Febr., 4 April (agl. Farr), 4 Juli, 1 Aug., 5 Sept., 3 Okt., 7 Nov. (agl. Farrren), 5 Dez., Kirchheimbolanden R 15 Mai, 21 Aug., 16 Okt. (je 2), Kirchlegg (Württ.) R 15 März, 18 Juli, 6 Okt., 21 Nov., B 11 Jan., 8 Febr., 14 März, 11 April, 9 Mai, 13 Juni, 11 Juli, 8 Aug., 12 Sept., 10 Okt., 14 Nov., 12 Dez., Kleinlaudenburg R 14 März, 1 Aug., 25 Nov., Klingenmünster R 4 April, 28 Aug., Knittlingen (Württ.) R 22 März, 17 Mai, 16 Aug., 18 Okt., 20 Dez., B 19 Jan., 16 Febr., 19 April, 21 Juni, 19 Juli, 20 Sept., 22 Nov., Kochendorf (Württ.) R 21 Dez., R Pfl 26 Jan., B 24 Juni., Kollweiler R 4 Sept., Königsbach R 16 Mai, 24 Okt., Königsbolen R 25 Sept. (3), Schw 10 März, 14 Apr., 11 Mai, 9 Juni, 14 Juli, 11 Aug., 7 Sept., Kotten R 19 Juni, RBSchw 9 Nov., B Schw 1 Aug., Schw Schw 15, 23 Nov., Konstanzer Messe (a. Holzgeschirr) Breit a. Schw. u. Leinwand am 1. Tag in Weib. m. B Schw 17 April (6), 19 Sept. (a. Weib) (7), 27 Nov. (a. Weib) (6), B Schw 20 Dez., Korf R 31 Okt. (2), Kottweiler R 18 Sept., Krauchenwies (Stam.) R 21 März, 16 Mai, 24 Okt., Krauchenwies R 15 Febr., 22 Juli, 30 Nov., Krotzingen R Schw 3 Febr., 17 Okt., Krißheim R 8 Sept., B Schw 9 März, 5 April, 18 Mai, 15 Juni, 15 Juli, 10 Aug., 7 Sept., 5 Okt., B 10 Febr., 23 März, 20 April, 16 Nov., Kuppenheim R 10 Okt., Kürnbach R 10 Mai, 3 Okt. (je 2), Kufel R 16 Febr., 15 März, 24 Mai, 6 Sept., 13 Dez., Ladenburg R 29 Febr., 22 Aug., 29 Nov. (a. Gschp.) (Baden.)

Rheinbischschoßheim & 15 Febr.
Rheinabern & 28 Aug. (2).
Rhödt & 13 Rev.
Riden & 3 Febr., 30 Rev.
Riedlingen (Württ.) & 22 Febr., 11 April,
30 Mai, 25 Juli, 10 Okt., 19 Dez.
Riegel & 9 Febr., 5 Juli, 18 Okt.
Rinnsheim Ostim 12 Okt.
Rodenhausen & 1 Mai, 2 Okt.
Roballen & 12 Sept.
Rohrbach Fechen 6 Juli.
Rorsbach (Schweiz) & 19 Mai, 3 Rev.
Rosenberg & 26 Jan., 23 Aug.
Rosenfeld (Württemberg) & 28 Febr., 28 April, 30
Juli, 25 Aug., 5 Nov., 8 Dez., 21 Jan., 26 Mai.
Roßfels & 17 Mai.
Roßfeldberg & 19 Juni.
Rothenburg (Württemberg) & 7 März, 30 Mai, & 31
Juli, 29 Aug., 3 Okt.
Roßweil (Württemberg) & 11 Febr., 23 April, 20
Juni, 14 Sept., 18 Okt., 28 Nov., 18 Jan.,
21 März, 24 Mai, 18 Juli, 16 Aug., 19 Dez.
Rust & 14 März, 17 Okt., 21 Dez.
Säckingen & 7 März, 17 Okt.
Saalem & 2 Rev. 5 April, 2 Rev., 2 Rev. 7 Jan.,
4 Febr., 3 März, 5 Mai, 9 Juni, 7 Juli, 4
Aug., 1 Sept., 6 Okt., 1 Dez.
St. Blasien & 6 Juni, 14 Sept.
St. Georgen (N. Württemberg) & 22 Febr. 22
März, 5 Mai, 28 Juni, 23 Aug., 17 Okt.
St. Ingbert & 8 Febr., 28 März, 20 Juni, 14 Rev.
St. Leon & 8 Rev.
St. Wendel (Trier) & 4 Febr., 24 März, 25
Mai, 26 Juli, 20 Okt., 6 Dez., Föhlen 11
Aug., 11 Sept., 3 Rev.
Saabach & 23 Rev.
Saunghan (Württemberg) & 18 Febr., 5 April, 24
Mai, 29 Sept., 30 Rev.
Schaffhausen (Schweiz) & 23 Febr., 24 Mai, 30
Aug., 15 Rev. (je 2).
Schellberg (Gem. Großherterschwand) & 18 Okt.
Schentzell & 2 Mai, 21 Aug., 28 Okt.
Schilbera (f. Marzell).
Schilbach & 19 März, 29 Juni, 8 Sept., 30 Rev.
Schlingens & 25 Jan., 22 Febr., 28 März,
25 April, 24 Mai, 27 Juni, 25 Juli, 22
Aug., 26 Sept., 24 Okt., 28 Nov., 27 Dez.
Schlierbach & 11 Febr., 10 März, 14 April, 19
Mai, 9 Juni, 14 Juli, 15 Sept., 13 Okt., 10 Nov.
Schönbürg (D.-A. Reutewil, Württ.) & 7 März,
3 Mai, 8 Juni, 30 Aug., 2 Jan., 15 Juli, 1 Okt.
Schönan (Hals) & 7 März, 3 Okt. (2).
Schönan (Hals) & 13 März, 2 Okt. (2).
Schönan i. W. (m. Schw. a. 1. L.) 11 April, 21
Okt. (je 2), 2 Rev. 14 Jan., 11 Febr., 10 März,
14 April, 19 Mai (a. Jahr), 9 Juni, 14 Juli, 11
Aug., 15 Sept., 13 Okt., 10 Nov., 15 Dez.
Schönbürg & 20 März, 12 Juni, 21 Aug., 1 Dez.
Schöpsheim & 6 Dez. (2), 2 Rev. 6 Jan., 3 Febr.,
2 März, 13 April, 4 Mai, 1 Juni, 6 Juli, 3
Aug., 7 Sept., 5 Okt., 2 Rev., 7 Dez.
Saornorf (Württemberg) & 1 März, 12 Juli, 22
Nov., Holzschilt 25 Febr., 26 Mai, 1 Sept.,
17 Nov., 12 Jan., 12 April, 31 Mai, 6
Sept., 11 Okt.
Schramberg (D.-A. Oberndorf, Württ.) & 14
März, 9 Mai, 15 Juni, 10 Aug., 10 Okt., 6 Dez.
Schriesheim & 9 März, 29 Aug., 26 Okt., 21 Dez.
(a. Gesp.), 18 März, 30 Aug., 25 Okt., 20 Dez.
Schwanden & 18 Sept.
Schwarzach & 16 Febr., 25 Mai, 18 Okt. (2).
Schweigen & 24 April, 13 Rev.
Schweigen & 25 Juli, 27 Dez., 16 Mai.
Schwenningen (Baden) & 9 Juni, 18 Okt.
Schwenningen (D.-A. Reutewil, Württ.) & 26
Mai, 29 Sept.
Schwefingen & 23 März, 29 Juni, 28 Sept., 7
Nov. (a. Gesp.).
Seelbach & 5 April, 24 Mai, 29 Sept., 24 Nov.
Seidenbach & 13 Sept.
Seimbach & 14 Febr., 28 Aug.
Seigelsbach & 23 Mai, 17 Okt.
Sigmaringen & 5 April, 20 Juni, 3 Okt., 21
Rev., Buch 19 Sept., 2 Rev. 21 Jan., 18 Febr.,
17 März, 19 Mai, 21 Juli, 18 Aug., 15 Dez.
Sindelfingen (Württemberg) & 9 März, 8 Juni, 21
Sept., 30 Nov., 18 Febr., 6 Mai, 4 Juli, 6
Sindelfingen & 29 Juni, 28 Okt.
Singen (Amt Konstanz) & 6 Juni, 15
Sept. (a. Holzschilt), 7 Nov., 2 Rev. 26 Jan., 23
Febr., 29 März, 26 April, 28 Juni, 26 Juli,
Sinsheim & 15 März, 22 Aug., 7 Nov.
Spaltingen (Württemberg) & 25 Febr., 5 April, 13

Juni, 24 Aug., 17 Okt., 11 Nov., 11 Jan.,
15 März, 16 Mai, 25 Juli, 26 Sept., 12 Dez.
Speier & 8 Mai, 30 Okt. (je 8).
Speisbach & 2 Okt.
Staufen & 23 Febr., 10 Mai, 3
Aug., 9 Nov.
Stebbach & 2 Mai.
Stein (A. Breiten) & 16 Febr., 31 Okt.
Stein a. Rh. (Schweiz) & 26 Okt.
Steinbach (A. Böh) & 30 Nov.
Steinbach (Hals) & 24 April, 3 Juli.
Steinen & 25 Jan., 29 Febr., 28 März, 25 April,
30 Mai, 27 Juni, 25 Juli, 29 Aug., 26 Sept.,
31 Okt., 28 Nov., 27 Dez.
Steinfeld & 17 Okt. (2).
Steinheim a. d. Murr (Württemberg) & 2 Febr., 1 Juni,
21 Sept., Holz 12 Apr., 31 Mai, 20 Sept.
Steinweiler & 23 Aug.
Stetten a. S. (Württemberg) & 24 Juni (2).
Stetten a. T. M. & 22 März, 14 Juni,
6 Sept., 8 Rev.
Stetten u. S. (Sigm.) & 31 Mai, 20 Juli, 23
Sept., 19 Okt.
Stettfeld & 3 Mai (2).
Stöckach & 21 April, 7 Juli, 13 Okt., 17
Nov., 2 Rev. 5, 19 Jan., 9, 16 Febr., 1,
15 März, 5, 19 April, 3 (a. B.), 17 Mai, 7,
21 Juni, 5, 19 Juli, 2, 16 Aug., 6, 20 Sept.,
4, 18 Okt., 8, 15 Nov., 6, 20 Dez.
Stroßburg (H.) & 12 Febr., 12 Juli, 28 Aug., 16
Rev. (2).
Stühlingen & 11 Jan., 7 März, 25 April,
6 Juni, 22 Aug., 3 Okt., 7 Nov., 2 Rev. 8
Febr., 9 Mai, 11 Juli, 12 Sept., 12 Dez.
Stuttgart (Württemberg) & 25 Mai (3), 19 Dez. (6),
Wagen-Sattler 18 April (2), Möbel 21 Dez.
(3), 8 Febr., 20 April, 6 Juli, 19 Okt.,
14 Dez. (je 2).
Suis a. N. (Württemberg) & 15 Dez., 18 März,
3 Juni, 8 Sept., 27 Okt., 2 Rev. 30 März, 1
Aug., 9 Sept., 28 Okt., 1 Dez., 18 Juni,
18 Rev. 13 Jan., 16 Nov., 3 Febr., 6 April,
4 Mai, 6 Juli, 3 Aug.
Sulzfeld & 9 März, 26 Sept., 7 Dez.
Taubertschschoßheim & 15 Febr., 2 Rev. 15
April, 24 Mai, 11 Juli, 24 Aug., 14 Rev.,
21 Dez., 2 Rev. 18 Jan., 21 März, 18 April,
16 Mai, 20 Juni, 18 Juli, 16 Aug., 19 Sept.,
17 Okt., 21 Nov., 19 Dez., Wein 27 Mai.
Tettmang (Württemberg) & 9 Mai, 21 Sept., 16 Nov.,
19 Jan., 16 Febr., 8 März, 19 April, 21
Juni, 19 Juli, 16 Aug., 18 Okt., 20 Dez.
Thalesweiler & 8 Mai, 23 Okt., 8 Aug.
Thann (Hals) & 28 Aug. (2), & 27 Febr.,
2 Juli, 10 Schw. 5 Rev.
Thiesberglergen & 25 Sept.
Thingen & 14 März, 28 April, 21 Sept.,
28 Okt., 15 Dez., 2 Rev. 29 Jan., 26 Febr., 27
Mai, 24 Juni, 29 Juli, 26 Aug., 25 Nov.
Thingen (Baden) & 3 Febr., 11 April, 17
Mai, 27 Juni, 29 Sept., 30 Rev., 19
13 Jan., 10 März, 12 Juli, 17 Okt.
Tiefenbrunn & 9 Mai, 25 Juli, 28 Okt.
Tobtna & 5 April, 24 Aug. (je 2).
Triberg & 26 März, 1 Okt., 27 Dez.
Trippstadt & 10 Juli.
Trochtelfingen (Egm.) & 14 März, 24 Mai, 15
Sept., 7 Rev., Schw. 4 Jan., 1 Febr., 6 Juni,
1 Aug., 5 Dez., 14 April, 21 Juli, 10 Okt.
Tübingen (Württemberg) & 26 April, 15 Rev. (a.
(je 2), 10 Febr., 19 Juli.
Tuttlingen (Württemberg) & 23 Dez., 18 Rev. 8
März, 3 Mai, 12 Juli, 11 Okt., 17 Nov., 16
Juni, 31 Aug. (je 3).
Überlingen & 16 März, 4 Mai, 31 Aug., 26
Okt., 7 Dez. (a. Ganzl.), 26 Jan., 24 Febr.,
30 März, 27 April, 25 Mai, 28 Juni, 27
Juli, 28 Sept., 30 Nov., 28 Dez.
Ulm (Schw.) & 8 Febr., 26 Sept.
Ulm (Württemberg) & 13 Juni, 5 Dez. (je 2), 16
Jan., 23 Febr., 28 März, 14 Juni, 15 Nov. (je 2),
Feb. 7 März, 19 Sept. (je 3), 16 Juni (3).
Ulm & 5 April, 17 Okt.
Unterwissembach & 17 Okt. (2).
Unterschöps & 7 März, 16 Mai, 22 Aug., 7 Rev.
Urach (Württemberg) & 8 Dez., 18 Febr., 2 Mai,
25 Juli, 6 Okt., 3 Rev., 2 Rev. 26 Juli, 7 Okt.,
4 Nov., 18 Juni, 14 Sept.
Walzingen a. d. Enz (Württemberg) & 16 März, 11 Mai,
13 Juli, 14 Sept., 16 Nov., 13 Jan., 10 Febr.,
13 April, 15 Juni, 10 Aug., 12 Okt., 14 Dez.
Weringenthal (Sigm.) & 24 Febr., 2 Mai, 29
Sept., 11 Rev., 6 Dez.

Billingen & 23 Schw. 22 März, 5 April, 24
Mai, 25 Juli, 21 Sept., 28 Okt., 21 Dez.
Börsenbach & 3 Okt., 14 Rev.
Bordenweidental & 13 März, 19 Juni, 23 Okt.
Buchenheim & 24 April, 13 Rev. (je 2).
Wailingen (Württemberg) & 12 April, 5 Juli, 21
Sept., 19 Febr., 14 Juni, 30 Rev.
Wahlstadt & 23 Mai, 14 Rev.
Waldenbuch (Württemberg) & 16 Febr., 16 Juni, 6 Okt.
Waldenburg (Württemberg) & 23 Mai, 18 Febr., 24
Aug., 11 Nov., 12 April, 24 Mai.
Waldfischbach & 20 März.
Waldfisch & 15 Febr., 2 Mai, 14 Aug. (2), 24 Rev.
Waldbach & 4 April, 5 Juni, 31 Juli, 23 Okt.
Walder (Württemberg) & 5 April, 24 Mai, 4 Okt.,
15 Nov., 18 März, 7 Juni, 4 Okt., 15, 19
Jan., 2, 16 Febr., 1 März, 5 April, 3 Mai, 7
Juni, 5 Juli, 2 Aug., 6 Sept., 4 Okt., 1, 15
Nov., 6, 20 Dez.
Waldbühl & 11 Febr., 23 März, 4 Mai, 8 Juni,
25 Juli, 21 Sept., 19 Okt., 18 Nov. 6, 23 Dez.,
Jahren 13 Sept.
Walldorf & 17 Okt.
Walldürn & 31 Mai (20), & 24 März, 11 Okt.
Walldürn & 7 Febr., 13 Mai, 24 Juli, 25 Sept., 6 Rev.
Wangen i. Allgäu (Württemberg) & 24 Mai, 21 Sept.,
11, 25 Nov., 12 Febr., 25 Okt., 7, 27
Jan., 3, 24 Febr., 2 März, 6, 27 April, 4, 25
Mai, 1, 29 Juni, 6, 27 Juli, 3, 31 Aug., 7, 28
Sept., 5, 26 Okt., 2, 30 Rev., 7, 28 Dez.
Wehr & 9 Febr., 10 Mai, 9 Aug., 8 Nov.,
2 Rev. 12 Jan., 8 März, 12 April, 14 Juni, 12
Juli, 13 Sept., 11 Okt., 13 Dez.
Weikersheim (Württemberg) & 24 Febr., 25 März,
24 Juni, 24 Aug., 28 Okt., 21 Dez., 18 Febr.
21 April.
Weiß die Stadt (Württemberg) & 2 Rev. 21 März,
18 April, 20 Juni, 24 Aug., 17 Okt., 19 Dez.,
2 Rev. 18 Jan., 15 Febr., 16 Mai, 18 Juli,
19 Sept., 21 Rev.
Weilerbach & 25 Sept.
Weingarten & 25 Febr., 26 Mai, 27 Okt. (je 2).
Weingarten-Altort (Württemberg) & 11 Mai, 24 Juni
(je 3), 18 Rev. 15 Febr., 12 März.
Weinheim & 22 April, 10 Mai, 15 Aug., 8 Nov.,
13 Dez. (a. Hst), Wein 25 Mai.
Weisenburg (H.) & 25 Febr., 26 Mai, 22 Sept.,
15 Dez.
Weisingen & 26 März, 13 Okt.
Weisbach & 9 Okt.
Weisbach (Württemberg) & 24 Aug., 18 Rev. 24
März (2), 24 Juni, 28 Okt., 21 Dez., Holz 25 März,
Weisbach & 19 März, 29 Juni, 8 Sept., 21
Herbach & 20 Jan., 21 Sept.
Wertheim & 25 März, 10 Mai, 24 Aug., 4 Okt.
(3), 25 Rev. 18 Rev. 5, 20 Jan., 3, 17 Febr.,
2, 16, 30 März, 13, 27 April, 11, 25 Mai, 8,
22 Juni, 6, 20 Juli, 3, 17, 31 Aug., 14, 28
Sept., 12, 26 Okt., 9, 23 Nov., 7, 21 Dez.
Wiernsheim (Württemberg) & 4 April, 28 Okt.
Wiesentz (Württemberg) & 15 Febr., 18 Rev. 30 Mai,
18 Rev. 10 Okt., 25 Nov., 11 April, 25 Juli.
Wiesloch & 5 April, 8 Aug., 1 Dez. (je 2).
Wihardswiesen & 18 Sept.
Wülfach (Württemberg) & 25 März, 24 Aug., 30 Rev.
Wülfringen & 17 Febr., 10 Okt. (je 2), 16
Febr., 11 Okt.
Wülfringen (m. Schw. a. 1. Tag) 11 Okt. (2).
Wülfischbach & 4 Febr., 25 April, 29 Aug.
Winnenden (Württemberg) & 10 Febr., 11 Mai, 14 Sept.,
9 Nov., 2 März, 22 Juni, 10 Aug., 6 Okt.
Winnweiler & 4 April, 19 Juni, 23 Okt. (2) 1
5 April, 24 Okt.
Wünzingen & 3 Juli (2).
Wulfsach & 9 März, 18 Mai, 3 Aug., 12 Okt., 22 Dez.
Wulfsheim & 14 Febr., 8 Mai, & 18 Aug., 31 Okt.,
15 Febr., 9 Mai, 8 Sept., 10 Nov.
Wullenberg & 24 Juli, 24 Okt.
Worms (Hessen) & 24 Mai, 7 Rev. (je 3).
Wurzach (Württemberg) & 4 Febr., 3 März, 5 Mai,
6 Okt., 3 Rev., 17 Jan., 7 April, 9 Juni, 7
Juli, 4 Aug., 1 Sept., 1 Dez.
Zaizenhausen & 31 Okt., 21 Dez.
Zell a. S. & 5 April, 24 Mai, 27 Juni, 22
Aug., 12 Sept., 24 Okt.
Zell a. S. & 15 Febr., 17 Okt., 18 Rev. 17
Mai, 18 Rev. 19 Jan., 16 Febr., 15 März,
19 April, 21 Juni, 19 Juli, 16 Aug., 20 Sept.,
18 Okt., 15 Nov., 20 Dez.
Zugenhausen & 2 Mai, 24 Aug.
Zweibrücken & 17 März, 10 Mai, 19 Juli 4 Okt.,
30 Rev., Föhlen 10 März, 22 Aug., 10 Okt.,
7 Nov.

(Baden.)



Fabrikanten: Max Fränkel & Runge, Spandau.



Gustav Kreinberg, Markneukirchen Sa.
61.
Musikinstrumente und Saiten aller Art.
Direkt. Versand unter Garantie. Katal. grat. u. fr.

Patent-BUREAU
C-KLEYER KARLSRUHE (BADEN)
Tel: N^o 1303. Kriegstr. 77.

Photograph. Apparat.



Bildgröße 9/12 cm.
entzückende Bilder
liefernd, komplett m. vollst. Ein-
richtung zum photogr. und Material
Mk. 10.—

gegen Nachnahm.
Bessere Appar. auch auf **Theilzahlung**.
Katalog über billigere u. theure App.
gratis. Bei Einkauf bess. App. werden
die billigere umgetauscht und zum
vollen Preis in Zahlung genommen.
E. SCHMIDT, Berlin 229, Ritterstr. 75.



Bilz Naturheilstalt
3 Ärzte Dresden-Radebeul
Naturheilbuch
1 Million Exempl. schon verkauft.

Berl. v. Moritz Schauenburg
in Lahr i. B.

Interessant für jedermann:

**Die Geheimnisse der
Freimaurerei**

im Lichte der Zeit. 3. Auflage.
Preis 50 Pfg.

Mack's runde Patenttische



unstreitig vorteil-
hafteste Klaus- &
Garten-Möbel.



Bedeut. Preisermässigung
für Restsaison 1903.

Prospekte von **Fritz Mack**, Summelstein-
Nürnberg.

Wiedervkfr. hohen Rabatt! Fabr. günst. Lizenz.

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und
Kapital-Versicherung,
versichert **kostenfrei** gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebens-
längliche Altersrenten oder das entsprechende Kapital.
Auskunft erteilt und Druckfachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelms-Spende
Berlin W, Mauerstraße Nr. 85.

Technikum Strelitz (Mecklen-
burg).

Ingenieur-, Technik.- u. Meisterkurse. **Maschinenbau**
u. **Elektrotechnik**. Eisenk. Hoch- u. Tiefbau.
Tischlerei. Täglich. Eintritt. Abgekürztes Studium.

Diplome

in Entwurf und Ausführung von Künstlerhand
für Radfahrer-, Turner-, Gesangvereine, Feuerwehren,
landwirtschaftliche und Gartenbauvereine, Industrie und Gewerbe, sowie solche
Diplome, die für alle Zwecke verwendbar sind.

— In 4 bis 15 Farben ausgeführt. —

☞ Preise von **1 Mk. 50 Pfg.** bis **4 Mk.** — Partien billiger. ☜

Texteindruck ein- und mehrfarbig billigst besorgt die

Verlagsbuchhandlung Moritz Schauenburg in Lahr i. B.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Geschäftshäuser St. Petersburg, Moskau, London.

Fabrik und Export von Musikinstrumenten.



No. 4005. Anfängergeige 6 M.
No. 4007. Schulgeige
Ebenholzgarnitur,
Ahornboden 8 M.
No. 4009. Schulgeige
Ebenholzgarnitur, gut
ausgearbeitet 10 M.
No. 4012. Schulgeige,
besser im Ton 12 M.
No. 4014. Orchestergeige 15 M.
No. 4017. Orch.-G., besser 20 M.
No. 4026. Geige nach italienisch. Meist. 25 M.
No. 4028. Desgl., gute Tongeige . 30 M.
No. 4032. Desgl., sehr gute Tongeige 40 M.
No. 4035. Modell Stradivarius, sehr gute,
starke Tongeige 50 M.
No. 4040. Solo-Instrument, bestgew. Holz 60 M.



Cornets à pistons (Trompeten).

No. 5851. Für Schüler,
ohne Etui . 20 M.
No. 5853. do. in Holz-
etui 25 M.
No. 5857. Für Or-
chester 30 M.
No. 5861. do. mit
Holzetui 35 M.
No. 5865. do. bessere Qualität, grosser Ton,
ohne Etui 40 M., mit Holzetui . 45 M.
No. 5871. do., feine Qual., in Holzetui 60 M.
No. 5975. Für Solisten, ff. Instrument, in
feinem Holzetui 75 M.



Flöten.

No. 6507. Grenadill-
holz, 4 Klappen,
Pappetui 7 M.
No. 6510. Grenadill-
holz, 6 Klappen,
Pappetui . 10 M.
No. 6516. Grena-
dillh., SKL., feines
Pappetui . 16 M.
No. 6518. Grenadh.
m. SKL (C-Fuss) i.
gut. Holzet. 22 M.
No. 6522. Grenadillholz, 10 Klappen (H-Fuss),
feines Instrum. in elegant. Holzetui 35 M.
No. 6524. Grenadillh., m. 10 Klappen, Elfen-
beinkopf, fein. Instr., I. gut. Holzetui 50 M.
No. 6530. Grenadillholz, 12 Klappen (H-
Fuss), Elfenbeinkopf, Konzertflöte, 60 M.
No. 6540. Grenadillh., 15 Klappen (H-Fuss),
Elfenbeink. Konzertfl., feinste Arb. 90 M.
No. 6542. Modell Zimmermann, eig. Fabrik,
Grenadillh., 13 Klappen, Elfenbeinkopf,
bestes Soloinstrument, in feinem Etui 120 M.
Piccoloflöten à 2, 5, 7, 14, 20 M.

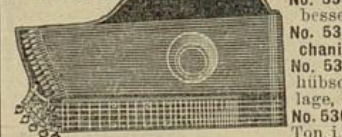
Violenen mit Bogen und Kasten.

No. 14007. Schulgeige, Ebenholzgarnitur,
mit Bogen, Kasten u. Kolophon . 12 M.
No. 14009. Schulgeige, bess. r. m. Bog., Kast.,
Reservesait., Koloph. u. Stimmgabel 15 M.
No. 14014. Orchestergeige, gut im Ton, m. Bog.,
Kast., Res.-Sait., Koloph. u. Stimmg. 20 M.
No. 14017. Orchestergeige, besser im Ton, mit
Fernambukbog., Kast., Res.-Sait., Dämpfer
Kinnhalter, Koloph. u. Stimmgabel 30 M.
No. 14032. Orchestergeige, sehr gut im Ton,
mit Fernambukbogen, Kasten, Reserve-
saiten, Dämpfer, Kinnhalter, Kolophon,
Stimmgabel und Pincette 50 M.
No. 14044. Sologeige, feinste Ansarbeit mit
ff. Fernambukb., geformter Chagrinleder-
kasten, Reservesait., Dämpfer, Kinnhalter,
Kolophon, Stimmgabel u. Schere 100 M.

Mit Cylinderventilen.

No. 5920. Für Orchester, ohne Etui 30 M.
No. 5922. do. Berliner Form 35 M.
No. 5924. do. m. Holzetui, bess. Qual. 45 M.
No. 5928. Für Solisten, mit A-Bogen, feine
Qualität, in Holzetui 50 M.

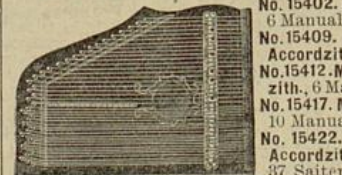
Zithern



Konzertzithern.

No. 5366. Ahorn, Palis.-Imit. 10 M.
No. 5367. Palisander, bess. 16 M.
No. 5368. Palisander mit Mechanik 25 M.
No. 5369. do. do. gut. Ton 35 M.
No. 5370. do. do. in fein. Holzetui 50 M.

Accordzithern.



No. 15454. Kolumbia-Gitarzither, 41 Saiten . 9 M.
No. 15402. Müllers Accordz.,
6 Manuale, 24 Saiten 8 M.
No. 15409. Müllers Monopol-
Accordzither 11 M.
No. 15412. Meinholds Accordzith.,
6 Man., 24 Sait. 12 M.
No. 15417. Meinh. Gloriazith.,
10 Manuale, 30 Sait. 18 M.
No. 15422. Meinholds gr.
Accordzither, 13 Manuale,
37 Saiten 28 M.



Mandolinen

No. 5498. Ahorn, einfach 7 M.
No. 5499. Ahorn, bessere 9 M.
No. 5500. Ahorn. Neapolit. 12 M.
No. 5504. Ah. od. Palis., Neapol., bess. 15 M.
No. 5505. Palisander mit Schalloch-
verzierung, Neapolitaner 20 M.
No. 5506. Ahorn, von Salsedo, Neapel 22 M.
No. 5508. do. do. bess. Ausstatt. 30 M.
No. 5509. Palis., ff. Mech., schön. Ton 40 M.
No. 5510. Palisander, von Salsedo, Neapel,
feine Mech., grosser, schöner Ton 60 M.

Gitarren

6 sautig, mit Mechanik.

No. 5138. Einfache Arbeit
7 M.
No. 5140. Ahornholz 10 M.
No. 5145. Ahorn, polierte
Decke, Schalloch-Einlage
15 M.
No. 5148. Desgleichen, besse-
rere Arbeit, Halsschraube
20 M.
No. 5150. Desgleichen, feine
Arbeit, guter Ton, 30 M.
No. 5152. Palisander oder
Mahagoni, feine Arbeit
40 M.
No. 5153. Palisander oder
Ahorn, Zedernhals, schön.
Ausstattung 50 M.
No. 5160. Palisander oder
ff. Ahorn, sehr schöner
Ton, ff. Ausstattung
100 M.
No. 5163. Konzert-Gitarre,
grosser, schöner Ton,
feinste Ausstattung 150 M.

Fortuna-Musikwerke. Neue Spieldosen und Musikdränke mit auswechselbaren Notenscheiben.

Die Fortuna-Spieldosen bieten durch ihre reizende Musik nicht nur eine schöne Unterhaltung für jung und alt, sondern sie tragen auch dazu bei, das musikalische Gehör und die Liebe zur Musik bei den Kindern zu wecken.



Fortuna-Spieldose
No. 210, zum Drehen, 33 Stahlzungen . . . 10 M.
Jede Note . . . 35 Pf.
No. 215, zum Drehen, 40 Stahlzungen . . . 15 M.
Jede Note . . . 50 Pf.

Fortuna-Spieldose
No. 220, selbstspielend, 33 Stahlzungen . . . 25 M.
Jede Note . . . 35 Pf.
No. 225, selbstspielend, 40 Stahlz. 30 M.
Jede Note . . . 50 Pf.

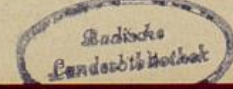
Fortuna-Spieldose
No. 230, selbstspielend, 61 Stahlzungen, Hebelaufzug . . . 50 M.
Dieselbe mit Zither-Imitation . . . 55 M.
Jede Note . . . 90 Pf.

Fortuna-Spieldose
No. 248, selbstspielend, 61 Stahlzungen, Nussbaum-Schatulle, Kurbelaufzug . . . 80 M.
Dieselbe mit Zither-Imit. 85 M.
Jede Note . . . 1.25 M.



Fortuna-Musikschrank
von 175-900 M.

Gute Ware. * Sehr billige Preise. * Umtausch gestattet. * Preislisten gratis.



Ergänzung der täglichen Nahrung

mittelfst kleiner Quantitäten von

Dr. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, konzentriertes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0 (inkl. Vanillin 0,001))

bewirkt bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Nachstehend einige ärztliche Äußerungen, soweit dies der beschränkte Raum gestattet. Literatur mit Hunderten von ärztlichen Gutachten stellen wir Interessenten gerne gratis und franco zur Verfügung.

Herr Dr. med. Friedländer in Skole (Galizien) schreibt: „Ich kenne kein Arzneimittel, das z. B. bei Kindern mit anämischen Zuständen, mit Rhachitis und überhaupt bei in ihrer physischen Entwicklung zurückgebliebenen Kindern so wohlthuend und kräftig wirkt wie Hommel's Haematogen. Ebenso vorteilhaft wirkt es bei jungen Mädchen in den Jahren der Entwicklung, um der so gefährlichen Bleichsucht vorzubeugen.“

Herr Dr. med. Wilhelm Fischer, Herrschaftsarzt in Prag: „Mit Dr. Hommel's Haematogen machte ich bei 3 Kindern Versuche, die durch frühere Krankheiten (Scharlach und Darmfäulnis) stark herabgekommen und so blutarm waren, daß ihre Haut einen Stich ins Gelbliche zeigte. Nach zweimaligem Gebrauch des Präparates war der Erfolg schon überraschend gut. Mein schwerster Fall, bei einem skrofulösen Knaben, zeigte den besten und auffallendsten Erfolg. Der Knabe, welcher früher gar nichts essen und den ganzen Tag im Bettchen liegen wollte, ist jetzt lebhaft und lustig, so daß ihn die Eltern nicht genug bewachen können.“

Herr Professor Dr. Gerland in Madburn (England): „Dr. Hommel's Haematogen ist meiner Ansicht nach ein vorzügliches Nervenernährungsmittel (brain food) und gerade das Richtige zur Bekämpfung von Nervenschwäche (brain lag), an welcher die meisten Männer der Wissenschaft zur Zeit leiden. Ich werde es meinen Kollegen aufs wärmste empfehlen.“

Herr Dr. med. A. Rahn in Krippen (Sachsen): „Hommel's Haematogen ist ein Präparat, welches ganz der modernen Generation angepaßt ist und der modernen Nerven- und Blutbildungsabsicht der Ärzte und Laien zusatten kommt. Vom klinischen Standpunkte kann man der Wertbarkeit des Hommel'schen Haematogens das Recht geben, was es in Tagesblättern für sich beansprucht. Bei Kindern sowohl wie Erwachsenen, nach allen den heutigen subakuten Erschöpfungszuständen, Influenza, bei Anaemie, Rhachitis, Skrofuloze, bei allen nervösen und menstruellen Verstimmungen ist Hommel's Haematogen am Platze.“

Herr Dr. med. Werten in Berlin: „Ihr Haematogen hat in einem Falle von hartnäckiger Rhachitis bei einem zweijährigen Kinde vortrefflich gewirkt. Das Kind, welches vordem nicht gehen konnte, begann schon nach Verbrauch einer Flasche zu laufen und sein Schwächezustand besserte sich während des Gebrauches der zweiten Flasche zulehends.“

Herr Dr. med. Barezger in Solzgau (Tirol): „War in der Lage, Dr. Hommel's Haematogen bei einem 21jährigen Bauernmädchen anzuwenden, das unter Erscheinungen starker Blutarmut (Herzgeräusch an der Spitze, 120 Puls in der Minute) und unter starkem Magenschmerz, Appetitlosigkeit, krank daniederlag. Nach Einnahme der ersten Flasche Haematogen bedeutende Besserung; nach Verbrauch der zweiten Flasche konnte das Mädchen bereits seiner häuslichen Beschäftigung nachgehen, es konnte ziemlich hart arbeiten und bedeutende Strecken ins Gebirge ohne Mühe zurücklegen.“

Herr Dr. med. Büß, Stabsarzt in Bosen: „Dr. Hommel's Haematogen hatte bei einem durch Keuchhusten arg heruntergekommenen Kinde einen geradezu verblüffenden Erfolg. Die Gflust nahm täglich mehr und mehr zu, das Fieber wurde wieder sehr und die Gesichtsfarbe eine blühende.“

Herr Dr. med. Paul Wiegand in Kreuzenort (Schlesien): „Haematogen Hommel, aber auch nur dieses, wirkt bei Appetitlosigkeit wahre Wunder. Andere Präparate mit ähnlich klingenden Namen wurden wegen ihres schlechten Nethergeschmacks gar nicht genommen. Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich mit Haematogen Hommel, das ich sehr oft verordnet habe, bei Blutarmut und deren Folgezuständen sowohl bei Kindern als auch Erwachsenen stets ausgezeichneten Erfolg hatte.“

Herr Dr. med. Emil Meyer in Bad Grund im Harz (Prov. Hannover): „Besonders möchte ich eines Falles erwähnen: es handelte sich um eine nach vorausgegangenen Unterleibsentzündungen sehr heruntergekommene, blutarmer, völlig appetitlose Dame; diese hat nach zweimonatlichem Gebrauch von Hommel's Haematogen 14 Pfund an Körpergewicht zugenommen.“

Herr Sanitätsrat Dr. med. Nicolai in Gießen (Thüringen): „Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Dr. Hommel's Haematogen speziell bei Lungenschwindsüchtigen von ausgezeichnetem und überraschendem Erfolge war. Ich werde es gerne empfehlen, da meine Empfehlung aus voller Überzeugung stammt.“

Herr Dr. med. Rosenfeld in Berlin: „Bei einem sehr heruntergekommenen Patienten, der lange Zeit verschiedene Eisenpräparate ohne irgend welche Besserung angewandt, habe ich Ihr Haematogen mit so gutem Erfolge gebraucht, daß nach der ersten Flasche der Appetit, welcher ganz daniederlag, und der Kräftezustand sich merklich besserte. Namentlich hob der Kranke den angenehmen Geschmack des Präparates sehr hervor. Nach der zweiten Flasche waren die Kräfte bereits so weit gehoben, daß er seinem Berufe, dem er sich seit langer Zeit hatte entziehen müssen, wieder vorziehen konnte.“

Warnung vor Fälschung! Weder in Pillen noch in Pulverform noch mit Kakao gemischt, sondern nur in Flaschen mit eingepprägtem Namen ist Dr. Hommel's Haematogen echt.

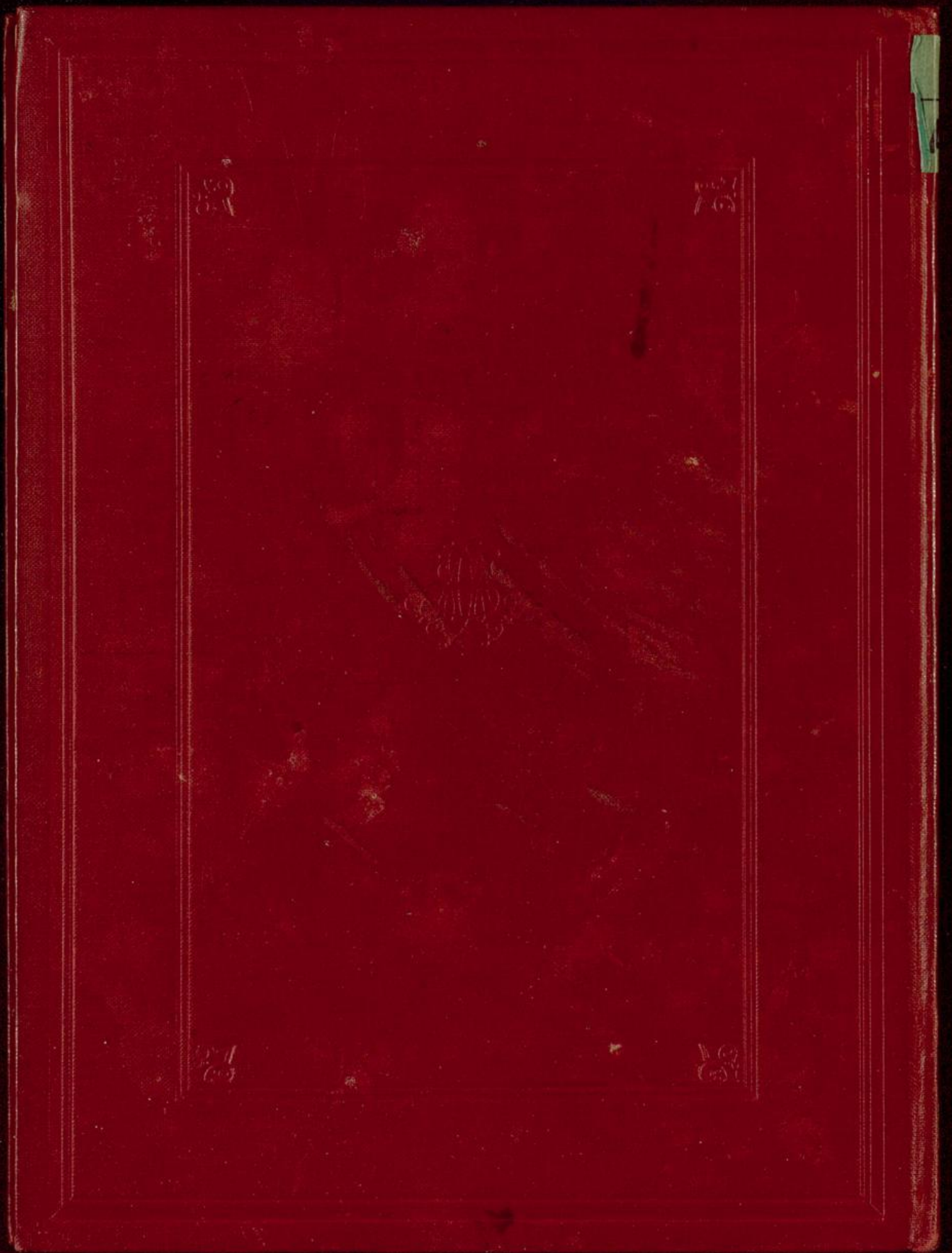
Nicolas & Co.

{ Hanau a. Main.
Zürich.

London, E. C., 36 u. 36a, St. Andrew's Hill.

Vertretung für Nordamerika: *Cohn & Zief, William Street 120, New York*
Haupt-Dépôt für Rußland: *Apothek. G. Schlegel in St. Petersburg (Lithuanien, Petersburg)*

27 02352 0 031





Das Wundertischchen.

Der Goldesel.

1904

Das Märchen
Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack.

1904 Januar

- S 1 Neujahr
- S 2 Abel, Seth
- S 3 2. n. W. ☉
- M 4 Elias, Titus
- M 5 Simeon
- M 6 Beil. 3 K.
- D 7 Hilidorus
- D 8 Erhardus
- F 9 Julianus ☿
- S 10 1. n. Ep.
- M 11 Serlon, Bug.
- D 12 Reinhold
- M 13 XX. Tag
- D 14 Felix, Prielt.
- F 15 Maurus
- S 16 Marcellus
- S 17 2. n. Ep. ☉
- M 18 Priska, Wilf.
- D 19 Martha
- M 20 Fab. u. Seb.
- D 21 Agnes
- F 22 Vinzenz
- S 23 Emerentia
- S 24 3. n. Ep.
- M 25 Pauli Bek. ☉
- D 26 Polykarpus
- M 27 Kai. Seb.
- D 28 Karl, Karol.
- F 29 Valerius
- S 30 Adelgunde
- S 31 Septuages.

Februar

- M 1 Brigitta ☿
- D 2 Mariä Tr.
- M 3 Blasius
- D 4 Veronika
- F 5 Agatha
- S 6 Dorothea
- S 7 Sexages.
- M 8 Salomon ☿
- D 9 Apollonia
- M 10 Scholastika
- D 11 Euphrosina
- F 12 Eulafia
- S 13 Jonas
- S 14 Eit., B.-F.
- M 15 Faustinus
- D 16 Fastnacht ☉
- M 17 Schem.
- D 18 Alchem.
- F 19 Sabinus
- S 20 Eucharis
- S 21 Inv. Zuht. i. Bay., Wä.
- M 22 Petri Stuhl.
- D 23 Julia, Pet. D.
- M 24 Quat. ☉
- D 25 Matthias
- F 26 B. i. Mechl.
- S 27 Neitor, Alex.
- S 28 Remin.
- M 29 Romanus

März

- D 1 Albinus
- M 2 B. i. Sa. ☉
- D 3 Kunigunde
- F 4 Adrian
- S 5 Friedrich
- S 6 Oculi
- M 7 Perpetua
- D 8 Philemon
- M 9 Mittfakt. ☿
- D 10 Alexander
- F 11 Rollna, Cyr.
- S 12 Gregor
- S 13 Isidore
- M 14 Zacharias
- D 15 Christoph
- M 16 Heribert
- D 17 Gertrud ☉
- F 18 Gabriel
- S 19 Joseph, n.
- S 20 Jud., K.-T.
- M 21 Benedikt
- D 22 Kallmir
- M 23 Viktorian
- D 24 Gabriel ☉
- F 25 Mar. Verk.
- S 26 Ludgerus
- S 27 Palmtag
- M 28 B. i. Bellen
- D 29 Eustachius
- M 30 Guido, Quir.
- D 31 Gründ. ☉

April

- F 1 Karfreitag
- S 2 Theodora
- S 3 Osterfest
- M 4 2. Osterfest
- D 5 Emille, Vinz.
- M 6 Eolestin
- D 7 Hermann ☿
- F 8 Amandus
- S 9 Sybilla
- S 10 Quasimod.
- M 11 Leo, Papst
- D 12 Julius, Zeno
- M 13 Fulgentius
- D 14 Tiburtius
- F 15 Anastasia ☉
- S 16 Baron
- S 17 Miseric.
- M 18 Urmann
- D 19 Werner, Leo
- M 20 Bermogen
- D 21 Anselm
- F 22 Kajus, Soth.
- S 23 Georg ☉
- S 24 Jubilate
- M 25 Markus
- D 26 Kletus
- M 27 Anastasius
- D 28 Vitalis
- F 29 Petr., M. ☉
- S 30 Quirinus

Mai

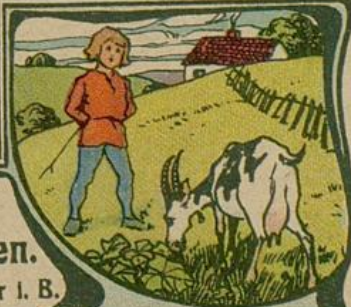
- S 1 Cantate
- M 2 Athanasius
- D 3 + Erfindung
- M 4 Monika
- D 5 Gotthard
- F 6 Joh. v. d. Pf.
- S 7 Gottfried ☿
- S 8 Rogate
- M 9 Beatus, Slob
- D 10 Gordian
- M 11 Erich, Iulie
- D 12 Ehr. Sim.
- F 13 Servatius
- S 14 Bonifazius
- S 15 Exaudi ☉
- M 16 Peregrin
- D 17 Bruno
- M 18 Christiona
- D 19 Potentia
- F 20 Christlan
- S 21 Konstantin
- S 22 Pfingstf. ☉
- M 23 2. Pfingstf.
- D 24 Johanna
- M 25 Quat., Urb.
- D 26 Philipp, Ieri
- F 27 Eutrop, Beda
- S 28 Wilhelm
- S 29 Dreifalt. ☉
- M 30 Felix I.
- D 31 Kreszenzia

Juni

- M 1 Fortunatus
- D 2 Fronleich.
- F 3 Oliva, Kloth.
- S 4 Quirin
- S 5 1. n. Dr.
- M 6 Norbert ☿
- D 7 Robert, Seb.
- M 8 Medardus
- D 9 Kolumbus
- F 10 Margareta
- S 11 Barnabas
- S 12 2. n. Dr.
- M 13 Ant. v. P. ☉
- D 14 Basilus
- M 15 Vitus, Mod.
- D 16 Sultina
- F 17 Sortentia
- S 18 Marcellus
- S 19 3. n. Dr.
- M 20 Sylvester ☉
- D 21 Albanus
- M 22 Paulin
- D 23 Edeltrud
- F 24 Joh. d. T.
- S 25 Eulogius
- S 26 4. n. Dr.
- M 27 7 Schilder ☉
- D 28 Benjamin
- M 29 Petr., Paul.
- D 30 Lucina



Der arme Schneider.



Auf der Weide.

Beilage zum
Lahrer Sinkenden Boten.

Verlag von Moritz Schauenburg, Lahr i. B.



Der Wunderknüppel.

Heimkehr.

1904

Das Märchen
Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack.

Juli

- F 1 Theobald
- S 2 Mar. Belmi.
- S 3 B. i. M. Sch
- D 4 Ulrich, Bisch.
- D 5 Wendelin
- M 6 Elajas
- D 7 Willbald
- F 8 Kilian
- S 9 Cyrillus
- S 10 6. n. Dr.
- M 11 Rahel, Plus I
- D 12 Nabor
- M 13 Heinrich
- D 14 Hilfred
- F 15 Ep. Teif.
- S 16 Ruth, Faust.
- S 17 B. i. M. Str.
- M 18 Maternus
- D 19 Rosina
- M 20 Margareta
- D 21 Erbogalt
- F 22 Mar. Magd.
- S 23 Apollinaris
- S 24 8. n. Dr.
- M 25 Jakob
- D 26 Anna, Polyb.
- M 27 Pantaleon
- D 28 Nazarius
- F 29 Beatrix
- S 30 Jakobea
- S 31 9. n. Dr.

August

- M 1 Petri Keiff.
- D 2 Sultav, Port.
- M 3 Steph. Erf.
- F 4 Dominik.
- S 5 Oswald
- F 6 Sixtus
- S 7 10. n. Dr.
- M 8 Reinhard
- D 9 Erich, Rom.
- M 10 Laurentius
- D 11 Hermann
- F 12 Klara, Adele
- S 13 Hippolyt
- S 14 11. n. Dr.
- M 15 Mar. Sim.
- D 16 Fodokus
- M 17 Verena
- D 18 Klarav. M.
- F 19 Sebald
- S 20 Bernhard
- S 21 12. n. Dr.
- M 22 Symphorian
- D 23 Philippus
- M 24 Bartholom.
- D 25 Ludwlg
- F 26 Samuel
- S 27 Gebhard
- S 28 13. n. Dr.
- M 29 Joh. Enth.
- D 30 Felix, Adolf
- M 31 Raimund

September

- D 1 Verena
- F 2 Veronika
- S 3 Theodol.
- S 4 14. n. Dr.
- M 5 Berfnus
- D 6 Zacharias
- M 7 Reglia
- D 8 Mar. Seb.
- F 9 Ch. Großh.
- S 10 Othgerus
- S 11 15. n. Dr.
- M 12 Syrus, Guldo
- D 13 Bektor
- M 14 Erhöhung
- D 15 Nikodemus
- F 16 Kornelius
- S 17 Lambert
- S 18 Eidg. Bet.
- M 19 Januarius
- D 20 Tobias
- M 21 Quat.
- D 22 Moritz
- F 23 Thekla
- S 24 Gerhard
- S 25 17. n. Dr.
- M 26 Cyprlan
- D 27 Kos. u. Dam.
- M 28 Wenzeslaus
- D 29 Michael
- F 30 Urius, Hier.

Oktober

- S 1 Remigius
- S 2 E. F. in Bay., Preu.
- M 3 Falrus
- D 4 Franz v. H.
- M 5 Placidus
- D 6 Angela
- F 7 Juditha
- S 8 Pelagius
- S 9 19. n. Dr.
- M 10 Eldeon
- D 11 Burkhard
- M 12 Walfrid
- D 13 Koloman
- F 14 Kalixtus
- S 15 Theresia
- S 16 Hilg. Kw.
- M 17 Florentin
- D 18 Lukas, Ev.
- M 19 Ferdinand
- D 20 Wendelln
- F 21 Uriula
- S 22 Kordula
- S 23 21. n. Dr.
- M 24 Salomea
- D 25 Krispinus
- M 26 Amandus
- D 27 Sabina
- F 28 Sm. u. Jud.
- S 29 Eusebia
- S 30 22. n. Dr.
- M 31 R. F. I. Sa.

November

- D 1 Hil. Beil.
- F 2 Hil. Seelen
- D 3 Theophil
- F 4 Sigmund
- S 5 Malachias
- S 6 Ref. Feit
- M 7 Florentin
- D 8 Sekrönte
- M 9 Theodor
- D 10 Fultus
- F 11 Martin, B.
- S 12 Martin, P.
- S 13 E. F. I. Bad. u. Württ.
- M 14 Zeline
- D 15 Leopold
- M 16 B. i. Nordd.
- D 17 Florian
- F 18 P. P. Kirchw.
- S 19 Elisabeth
- S 20 B. i. Baden Totenfest
- M 21 Mariä Opf.
- D 22 Cecilia
- M 23 Klemens
- D 24 Chryzogen.
- F 25 B. i. Meckl.
- S 26 Konradus
- S 27 1. Advent
- M 28 Günter
- D 29 Saturnin
- M 30 Andreas

Dezember

- D 1 Eligius
- F 2 Kandidus
- S 3 Lucian
- S 4 2. Advent
- M 5 Lucius
- D 6 Nikolaus
- M 7 Werner
- D 8 Mar. Empl.
- F 9 Willbald
- S 10 Walter
- S 11 3. Advent
- M 12 Bertold
- D 13 Lucia, Ottilia
- M 14 Quat.
- D 15 Abraham
- F 16 Adelheid
- S 17 Lazarus
- S 18 4. Advent
- M 19 Nemellus
- D 20 Christian
- M 21 Thomas, B.
- D 22 Berta
- F 23 Dagobert
- S 24 Adam, Eva
- S 25 Christfest
- M 26 2. Christf.
- D 27 Johannes E.
- M 28 Kindteintag
- D 29 Thom. B.
- F 30 David, König
- S 31 Schlußg.



Die verlogene Ziege.

Beilage zum
Lahrer Sinkenden Boten.

Verlag von Moritz Schauenburg, Lahr i. B.



Der schlaue Wirt.